Gerhart Hauptmann

Der Narr in Christo Emanuel Quint

S 286


S&F

Der Narr in Christo Emanuel Quint

Roman

von

Gerhart Hauptmann

1924

S. Fischer, Verlag, Berlin

SL 1626



5286



13.01.2000

Bz 17996
700068

1927 K 16

65. bis 68. Auflage
Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1910 by S. Fischer, Verlag, Berlin

Der Narr in Christo
Emanuel Quint

Erſtes Kapitel

An einem Sonntagmorgen, im Monat Mai, erhob ſich Emanuel Quint von ſeiner Lagerſtätte auf dem Boden des kleinen Hüttchens, das der Vater mit ſehr geringem Recht ſein Eigen nannte. Er wuſch ſich mit klarem Gebirgswaſſer, draußen am Steintrog, indem er die hohlen Hände unter den kriſtallenen Strahl hielt, der aus einer hölzernen, vermorſchten und bemooſten Rinne floß. Er hatte die Nacht kaum ein wenig geſchlafen und ſchritt nun, ohne die Seinen zu wecken oder etwas zu ſich zu nehmen, in der Richtung gegen Reichenbach. Ein altes Weib, das auf einem Feldweg ihm entgegenkam, blieb ſtehen, als ſie von fern ſeiner anſichtig wurde. Denn Emanuel ging mit ſeinem langen, wiegenden Schritt und in einer ſonderbar würdigen Haltung, die mit ſeinen unbekleideten Füßen, ſeinem unbedeckten Kopf, ſowie mit der Armſeligkeit ſeiner Bekleidung überhaupt im Widerſpruch ſtand.

Bis gegen die elfte Stunde hielt Emanuel ſich fern von den Menſchen in den Feldern auf. Alsdann überſchritt er die kleine Holzbrücke, die über den Bach führte, und ging geradezu bis zum Marktplatz des kleinen Fleckens, der ſehr belebt war, weil die proteſtantiſche Kirche ſich eben leerte. Der arme Menſch ſtieg nun auf einen Stein, wobei er ſich mit der Linken an einem Laternenpfahl feſthielt, und nachdem er ſich ſo und durch Zeichen der Menge bemerklich gemacht hatte und alles erſtaunt, beluſtigt oder neugierig herzukam oder

wenigſtens von fern herüberſah, begann er mit lauter Stimme zu ſagen: „Ihr Männer, lieben Brüder, ihr Frauen, liebe Schweſtern! Tut Buße! Denn das Himmelreich iſt nahe herbeigekommen."

Dieſe Worte, denen viele andere nachfolgten, ließen ſogleich erkennen, daß man es mit einem Narren oder Halbnarren zu tun hatte, von einer ſo eigentümlichen Art, wie ſie in dieſer weitgedehnten Talgegend ſeit lange nicht vorgekommen war. Die guten Leute verwunderten ſich. Aber als der einfältige und zerlumpte Menſch nicht aufhörte zu reden und ſeine Stimme mehr und mehr über den ganzen Marktplatz erſchallen ließ, da entſetzten ſich viele über den unerhörten Frevel des Landſtreichers, der gleichſam das Heiligſte in den Schmutz der Gaſſe zog, liefen aufs Amt und zeigten es an.

Als der Amtsvorſteher, mitſamt dem Gendarmen, auf dem Markt erſchien, herrſchte dort unglaubliche Aufregung: die Hausknechte ſtanden vor den Gaſthäuſern, die Kutſcher der Droſchken ſchrien einander mit lauter Stimme zu und wieſen mit den Stöcken ihrer Peitſchen auf einen Knäuel Menſchen, den Quint, predigend, überragte, und der mit jeder Sekunde zunahm. Die Jungens gaben einander Zeichen durch laute Signalpfiffe, und wüſtes Gebrüll und Gelächter übertönte zuweilen auf lange die Stimme des ſeltſamen Predigers, der noch immer eifrig und eindringlich ſprach.

Er hatte ſoeben den Propheten Jeſaia genannt und gegen Reiche und Herrſcher gedonnert, „die die Sache der Armen beugen und Gewalt üben im Recht der Elenden". Er hatte gedroht, Gott werde die Rute der Herrſcher zerbrechen, und dann zuletzt rührend und flehentlich alle Welt immer wieder zur Buße gemahnt. Da faßte die unentrinnbare Fauſt des ſechs Fuß hohen Gendarmen Krautvetter ihn hinten am Kragen

feſt und riß ihn, unter Gejohl und Gelächter der Zuhörer, von ſeinem erhabenen Standorte herab.

Quer über den Markt ward nun Emanuel von Krautvetter, unter dem Hohngejauchze der Menge, abgeführt.

Der Amtsvorſteher, ein durchgefallener Juriſt und Mann von Adel, hatte einen proteſtantiſchen Pfarrer der Nachbarſchaft bei ſich zu Tiſch. Und als er ihm, während ſie ſich zum Eſſen niederließen, den ſkandalöſen Vorfall mitteilte, äußerte jener Pfarrer den Wunſch, den Verrückten zu ſehen. Der Geiſtliche war ein Mann von Schrot und Korn, herkuliſch gebaut und mit einem Luthergeſicht, deſſen lutheriſches Weſen nur durch den pechſchwarzen, geölten Scheitel und durch liſtige, ſchwarze Augen beeinträchtigt wurde. Er liebte die außerkirchlichen Schwärmer nicht. „Was bringen die Sekten?" ſagte er immer: „Spaltung, Verführung, Ärgernis!"

Emanuel hatte kaum eine Stunde im Polizeigewahrſam verbracht, als er herausgeholt und dem Pfarrer vorgeſtellt wurde. Außer Quint, dem Gendarm, dem Pfarrer und Amtsvorſteher war niemand in der Amtsſtube. Emanuel ſtand da mit herabhängenden Armen und einem unbeweglichen Ausdruck ſeines blutloſen Geſichtes, der weder herausfordernd noch verſchüchtert war. Durch das dünne, rötliche Bartgekräuſel um Oberlippe und Kinn ſah man die feine Linie ſeines Mundes, gegen die Winkel herabgezogen, und die, bei Quints Jugend, in auffälliger Weiſe ausgeprägten Falten von den Naſenflügeln ſeitlich zum Munde herab. Die Augenlider des jungen Menſchen waren entzündet, und die etwas hervortretenden Augen, obgleich groß aufgetan, ſchienen im Augenblick nichts von dem zu bemerken, was um ihn war. Über die ganze, mit Sommerſproſſen bedeckte Geſichtshaut, von der klaren Stirn bis zum Kinn herab, gingen die inneren Bewegungen

des Gemütes, wie unsichtbare Winde über einen ruhigen, den gelblichen Abendhimmel widerspiegelnden See.

„Wie heißt du?" fragte der Pfarrer. Quint sah zu dem Pfarrer hin und sagte, mit einer hohen, klangvollen Stimme, seinen Namen.

„Was ist dein Beruf, mein Sohn?"

Quint schwieg einen Augenblick. Alsdann begann er, Satz um Satz ruhig hervorbringend, durch kleine Pausen der Überlegung getrennt:

„Ich bin ein Werkzeug. Es ist mein Beruf, die Menschen zur Buße zu leiten. — Ich bin ein Arbeiter im Weinberge Gottes! — Ich bin ein Diener am Wort! — Ich bin ein Prediger in der Wüste! — Ein Bekenner des Evangeliums Jesu Christi, unseres Heilands und Herrn, der gen Himmel ist aufgefahren und welcher dereinst wird wiederkehren, wie uns verheißen ist."

„Gut," sagte der Pfarrer — sein Name war Schimmelmann! — „dein Glaube ehrt dich, mein Sohn. Aber es ist dir bekannt, daß in der Bibel steht: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Was hast du denn sonst für einen Beruf? Ich meine, welches Handwerk betreibst du denn?"

Der Wachtmeister Krautvetter räusperte sich, rückte den Säbel ein wenig, so daß es klirrte, und sagte, als Emanuel schwieg, er habe in Erfahrung gebracht, daß Quint in seinem Dorfe als Nichtstuer gelte und seiner armen, fleißigen Mutter zur Last liege. Im übrigen habe er sich schon früher durch ähnliche Streiche, wie den von heute, bemerklich gemacht. Nur daß in den Dörfern die Leute an ihn gewöhnt seien und über seine Torheiten sich nicht mehr wunderten.

Jetzt erhob sich der Pfarrer in seiner ganzen Länge und Breite vom Stuhl, auf dem er gesessen hatte, sah Emanuel

ſcharf an und ſagte mit Ernſt und Gewicht: „Bete und arbeite, heißt es, mein lieber Sohn. Gott hat die Menſchen in Stände geteilt. Er hat einem jeden Stand ſeine Laſt und einem jeden Stand ſein Gutes gegeben. Er hat einen jeden Menſchen nach ſeinem Stand und ſeinem Bildungsgrad in ein Amt geſetzt. Das meinige iſt, ein berufener Diener Gottes zu ſein. Nun, als ein berufener Diener Gottes ſage ich dir, daß du verführt und auf Irrwegen biſt. Ich ſage es dir, als berufener Diener Gottes. Verſtehſt du mich? Als einer ſage ich das, der in die Pläne und Abſichten Gottes durch Amt und Beruf einen tieferen Einblick hat, als du. Soll ich vielleicht deinen Hobel führen, mein Sohn, und wollteſt du etwa an meiner Statt auf die Kanzel treten? Nun ſage mir doch: Was hieße denn das? Das hieße Gottes Ordnung mit Füßen treten. — Da haben wir's, lieber Baron" — und hiermit kehrte er ſich an den Amtsvorſteher — „man kann ſich gar nicht beſtimmt und energiſch genug dagegen auflehnen, daß Laien in ungeſunder Geſchäftigkeit den Dienern am Worte vorgreifen und eigenmächtigerweiſe das Volk beunruhigen. Der Laie iſt unverantwortlich. Herrnhut in Ehren! Aber, ob der Schade, der von dort ausgeht, den Segen nicht überwiegt, bleibe dahingeſtellt. Man darf nicht Keime in die Volksſeele tragen, die, ohne das treue Auge des Gärtners, wucheriſch auswachſen müſſen. Wie leicht ſaugt ſo ein Wuchertrieb alle edleren Säfte aus der Seele, um ſchließlich oben in eine Giftblume auszulaufen. Denken Sie an die gefährlichen Schwärmer zu Luthers Zeit! Denken Sie an Thomas Münzer! Denken Sie an die Wiedertäufer! Und wie viele verirrte Schafe, die reißende Wölfe wurden, gab es in allen Ländern, auch während der jüngſt verfloſſenen Zeit. Denken Sie an den Zündſtoff, der heut überall aufgehäuft, gleichſam nur auf den Funken wartet, um mit

einer furchtbaren, ganz entsetzlichen Explosion in die Luft zu gehen. Da heißt es, nicht mit dem Feuer spielen. Um Gottes und Christi willen nicht! Ein Pflänzchen gibt es, der zarteſten eins, der edelſten eins, das es geben kann, und dies Pflänzchen vor allem ſollen wir gießen und nähren in der Volksſeele: Gehorſam gegen die Obrigkeit. Und darum lies in der Bibel, mein Sohn, tue das, wenn deine ernſte Arbeit dir eine halbe Stunde am Abend übrig läßt. Tue das, wenn du des Sonntags aus der Kirche kommſt, tue es, falls du nicht vorziehſt, hinaus in Gottes freie Natur zu gehen, aber vergiß nicht, immer und immer wieder die Stelle zu leſen, wo da geſchrieben ſteht: Jedermann ſoll untertan ſein der Obrigkeit. In geiſtlichen Dingen bin ich deine Obrigkeit, in weltlichen Dingen iſt es der Herr Baron, der neben mir ſteht, ich alſo, als deine geiſtliche Obrigkeit, ich ſage dir: Bleibe in den dir von Gott gezogenen Grenzen, und zwar beſcheidentlich. Das Predigen iſt nicht deines Amtes. Das verlangt einen klaren, gebildeten Kopf. Einen klaren, gebildeten Kopf haſt du nicht. Den kannſt du nicht haben. Den hat man in deinem niedrigen Stande nicht! — Du ſcheinſt mir im Grunde kein böſer Menſch zu ſein, deshalb rate ich dir aus ehrlichem, gutem Herzen, verblende dich nicht. Überſpanne die unentwickelten Kräfte deines ſchwachen Verſtandes nicht. Bohre und verbeiße dich nicht in die Schrift, eine Sünde, deren du mir verdächtig ſcheinſt. Es iſt beſſer, wenn du ſie eine Zeitlang beiſeite legſt, als daß der Teufel Gelegenheit findet, dich wohl gar durch das lautere, liebe Gotteswort ſelbſt zu verführen und ins Verderben zu ziehn."

Nachdem er dieſe Worte alle mit der ſicheren Technik des Kanzelredners geſprochen hatte, ſchien er einige Augenblicke auf Antwort zu warten. Aber der Zurechtgewieſene, der, ohne einen Gemütsanteil zu verraten, zugehört hatte, bewahrte ein

ſinnendes Stillſchweigen. Darauf ſagte der Amtsvorſteher mit einem übelgelaunten Geſicht zum Paſtor: „Was tu ich mit ihm?" Worauf der Geiſtliche durch einen Seufzer ſeiner Angehaltenheit erſt nochmals kopfſchüttelnd Ausdruck verlieh, alsdann den Baron beim Ärmel faßte und ihn in ein anderes Zimmer zog. Hier legte er ſeinem Freunde mit wenig Worten dar, wie er der Anſicht ſei, man dürfe einen Vorfall wie dieſen nicht weiter aufbauſchen, und beide Männer einigten ſich, Emanuel nur mit einem ſtrengen Verweis zu entlaſſen. Es ſprach ja doch vieles in ihnen zugunſten des einfältigen Menſchen, der ja doch höchſtens des Guten zu viel tun wollte.

Demnach verfügten ſie ſich wiederum in die Amtsſtube, und der Baron, an Stelle des Paſtors tretend, brachte nun eine andere Tonart zur Anwendung, mit einer jener ſcharfen und ſchneidigen Abkanzelungen, um derentwillen er bei der Behörde in Anſehen ſtand. Er ſagte: „Wehe dir!" — Und: „Ich warne dich!" — Er ſagte: „Steck' deine Naſe in den Leimtopf, wenn du Tiſchler biſt, und ſtiehl nicht dem lieben Gott ſeine Tage ab." Er ſagte: „Wenn dieſer Unfug noch einmal vorkommt — das iſt Kinderei, das iſt Läſterung! — dann wird man dich ohne Gnade ins Loch ſtecken. Jetzt marſch! Verſtanden! Verkrümle dich!"

Als Emanuel Quint auf die Straße trat, hatten ſich dort Müßige aufgeſtellt, die ihn mit Gejohle empfingen. Ihm ward dabei wohl zumute. Durch ſein ganzes Weſen verbreitete ſich ein ſtolzes Gefühl der Genugtuung darüber, daß er nun ernſtlich gewürdigt wäre, für das Evangelium Jeſu Chriſti zu leiden. Denn Quint, wie alle Narren, nahm ſeine Torheit für Weisheit und ſeine Schwachheit für Kraft. Mit leuchtenden Augen, die von Tränen des tiefſten Glückes feucht waren,

ging er mitten durch die rohe Menge dahin und bemerkte nicht, daß zwei Männer, die unter den Leuten verborgen geſtanden hatten, ſich loslöſten und ihm nachfolgten. Dieſe beiden, ein Brüderpaar, namens Scharf, noch jung und ehrſame Leinweber, hatten der Predigt auf dem Markt beigewohnt. Aber während alles in ihrer Umgebung lachte und Poſſen trieb, hatte der ganze Vorgang auf ſie einen tief bewegenden Eindruck gemacht. Man nannte die beiden in ihrem Dorfe die Betbrüder. Und auch ſie, ähnlich wie Quint, weil ſie mit ihrem alten Vater ein Sonderlingsleben führten und in ihrer verfallenen Hütte öfters laut ſangen und beteten, galten nicht für ganz richtig im Kopfe. Emanuel Quint ſchritt ſeines Weges, ohne ſich umzublicken. Sobald er aus dem Städtchen heraus über die Bahngleiſe auf die Landſtraße gelangt war, traten die Brüder Scharf ihn an. Sie fragten ihn, ob er nicht derjenige ſei, der vor einigen Stunden auf dem Markt von der Buße gepredigt habe und von dem Nahen des himmliſchen Reiches. Emanuel bejahte das alles, und nachdem alle drei eine Zeitlang ſtumm durch die öde Tallandſchaft gewandert waren, fing der älteſte von den Brüdern, Martin Scharf, an, allerhand ängſtliche Fragen zu tun und mit ſichtlicher Bangigkeit, indem er zuweilen die grauen, drohenden Wolken des Himmels betrachtete, danach zu forſchen, was man tun müſſe, um, vor den Schrecken des letzten Tages geſchützt, der künftigen, ewigen Wonnen ſicher zu ſein.

Anton Scharf, der zur Linken neben dem Narren ging und ebenſo blaß und rothaarig wie ſein Bruder war, ſtreifte, wie dieſer, Quint geſpannt mit Blicken. Der ſeltſam gravitätiſche Menſch, der den meiſten ein Lachen abnötigte, hatte vom Augenblick ſeiner Predigt an auf die ihm in geiſtiger Armut und Not verwandten Brüder eine ernſtliche Macht ausgeübt

und, ohne davon zu wiſſen, beide mit Banden der Liebe an ſich gefeſſelt.

Als er nun zwiſchen den fremden Männern dahinſchritt, vom Gefühl ſeiner göttlichen Sendung berauſcht und ob ſeiner Erſtlingstat triumphierend, hörte er ihre Worte und Fragen gleichwie im Traum. Ihm war nicht anders, als müſſe es nur ſo ſein, daß, wenn er nach Gottes Gebot den Hamen auswürfe, ſich Fiſche fingen. Aber, ohne ſich zu verwundern, empfand er darüber doch Glück. So ſagte er denn, mit dem Klange der Liebe in der Stimme, zu den beiden nach Gottes Worte hungrigen Seelen gewendet: „Wachet!"

An einem beſtimmten Punkte des Weges, ſchon zwiſchen Bergen, in die ſie aufſtiegen, brachte nach einigem Zögern und Stottern Martin Scharf eine Bitte vor. In der rauhen und rohen Mundart der Gegend und ſich, wie alle im Volke, des Du zur Anrede bedienend, legte er Emanuel nahe, er möge doch mit ihnen gehen und ihren alten Vater womöglich geſund machen, der das Fieber habe und bettlägerig ſei. Emanuel ſagte, das ſtehe bei Gott. Aber an dem Kreuzwege, obgleich in ſeiner Antwort etwas gelegen hatte, was einer Abweiſung glich, folgte er doch den Brüdern auf vieles bittliches Drängen hin, und weil ein ſonderbares Zutrauen aus ihren Blicken und Bitten ſich auf ihn übertrug und ſeine nun einmal vom Schwarmgeiſte in Beſitz genommene Seele faſt widerwillig zum Rauſche des Wunders zog.

Während ſie ſich zwiſchen Granitblöcken auf einem holprigen Wege dem Wohnort der Brüder näherten, betete Emanuel innerlich. Nach ſeiner erſten Prüfung ſah er ſich plötzlich vor eine zweite, größere hingeſtellt. Er war dem Rufe des Heilands gefolgt. Er hatte öffentlich Zeugnis abgelegt für die Wahrheit des Evangelii, jetzt aber ſollte er den Be-

weis dafür antreten, daß er der vollen Nachfolge Jesu durch Gott gewürdigt sei, indem er Kranke gesund und Tote lebendig mache.

Man kann nicht sagen, der törichte Mensch habe solches zu tun sich aus Hochmut vermessen. Er war voll Demut. Auch seinen stillen Gebeten, die mit Inbrunst durch seine Seele gingen und darin er den Heiland bat, ihn ganz zu heiligen, fügte er immer die Worte: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst!" an. Und deshalb, ohne Bewußtsein davon, daß er Sünde tat, von starker Erwartung innerlich bebend, wandelte er der Stätte zu, die es ihm klar enthüllen sollte, wie hoch er bereits in die Gnade Gottes gedrungen, wie nahe er schon seinem Herrn und Meister sei. In seiner Verblendung dachte er auch der Worte des Pastors nicht, geschweige daß er des Amtsvorstehers und seiner Warnungen sich erinnert hätte. Er hatte am Bibelbuch lesen gelernt. Die unrechte Art, mit der er sich in die heiligen Schriften vertieft hatte, wochen-, monate-, jahrelang, hatte ihn gegen die äußeren Übel der Erde leider ganz abgestumpft, weshalb ihm nicht leicht mit einer Waffe zu drohen war, die aus der irdischen Rüstkammer stammte.

Der alte Scharf, ins Stroh seiner ärmlichen Bettstatt gekrümmt, stöhnte, als seine Söhne hereintraten. Mühsam die kleinen, tränenden, rotgeränderten Augen aufmachend, bewegte der Greis den zahnlosen Mund, und ohne, wie es schien, zu erfassen, wer zu ihm kam, griff er mit den vertrockneten und erstarrten Händen irr in die Luft, aufs neue wimmernd, röchelnd und stöhnend.

Der Jüngere, Anton Scharf, trat nun zu dem Vater heran, und nachdem er eine lange Weile in ihn hineingeredet hatte, was mit außergewöhnlich erregter Stimme geschah, schienen die Schmerzen des alten Mannes sich zu verdoppeln, und

bange, hilfeflehende Laute entrangen ſich ſeiner Bruſt, die raſſelnd und krampfhaft auf- und abwogte. Auch Emanuel trat nun hinzu. Aber ihn hatte der alte Scharf kaum ins Auge gefaßt, als er mit gurgelnden Lauten des Schreckens und Grauſens auf- und zurückfuhr und, wie verſteinert den Narren anblickend, ein „Hilf, Herr Jeſus Chriſtus!" hervorſtieß. Er ſchien den leibhaftigen Satan zu ſehen. Und ſoviel auch immer die Brüder ſich mühten, den Alten von ſeiner Angſt zu befreien: er ſchob ſich nur immer zitternd zurück, bis endlich die Angſt in Entſetzen umſchlug, das Entſetzen in Wut, und er, erſt gleichſam eine Erſcheinung wegwiſchend, am Ende verzweifelt nach Emanuel ſchlug.

Aber dieſer, die langen, brandroten Wimpern über die Augen geſenkt, blickte nur in ſich hinein. Er hob ſeine lange, blaſſe, nicht unſchöne Hand ein wenig empor, und wie der Alte nach ſeinem Ausbruch wider Erwarten ſchmieg und ſtarr der Bewegung ſeiner Rechten zu folgen ſchien, legte er dieſe ihm weich und leiſe auf die mit Runzeln und Falten bedeckte Stirn: darunter entſchlief der Alte ſogleich.

Vor dieſer Wirkung — an ſich nicht wunderbarer als irgendeine in dieſer Welt! — verſtummten die Brüder Scharf vor Schreck. Sie, die doch ſelber, von einem jähen Aberglauben gepackt, den fremden Burſchen ans Bett des Vaters genötigt hatten, waren in ihrer Einfalt nun ganz entſetzt, als das vermeintliche Wunder ſich wirklich vollzogen hatte. Der Alte ſchlief, wie es ſchien, einen ruhigen Schlaf. In tiefer Betäubung ruhte der ſchon ſeit Wochen ſchlafloſe Mann, der ſeine Tage mit Stöhnen und Jammern, ſeine Nächte mit Schreien und Wimmern hingebracht hatte, und atmete gleichmäßig aus und ein. Je mehr ſich die Brüder dieſer erſtaunlichen Wendung bewußt wurden, die mit dem Vater zugleich ſie ſelbſt von einer

hölliſchen Folter losband, um ſo heftiger wurde in ihnen der Drang, überreizt, wie ſie waren, durch Arbeit und Nachtwachen, dem Bringer der Hilfe die Hände zu küſſen, der ihnen nun ganz ein göttlicher Bote ſchien.

Auch Quint, durch das vermeintliche Wunder, und zwar noch mehr als die beiden Brüder, bewegt, konnte, wie ſie, nur mühſam des Aufruhrs Herr werden, den es in ſeinem Innern erregt hatte; aber während es laut in ihm ſchrie, weil ſeine Beſeligung bis zum phyſiſchen Schmerze ging, und während er um ſich und in ſich das Brauſen des heiligen Geiſtes zu hören glaubte, ſtand er doch aufrecht und ſtumm am Bett des Kranken ſtill, nur daß er den Kopf ein wenig nach rückwärts geneigt, die Augen nach oben gegen die Decke, wie gegen den Himmel gerichtet hatte, wobei eine große Träne ihm langſam die Wange herunterrann.

An dieſem Abend ließen die Brüder Quint nicht von ſich gehen. Da ſie am Tage vorher ihre Webe zum Kaufmann gebracht hatten, ſo war ein wenig gebrannter Roggen und Brot im Hauſe, ein Feuer konnte im Herd entzündet und Quint bewirtet werden. Nach einer Weile, indeſſen der Alte immer ruhig geſchlafen hatte, und nachdem Martin Scharf ſoeben das dürftige Mahl, Kartoffeln, Brot und eine Brühe aus Korn, auf den Tiſch geſtellt hatte, nahmen alle drei zugleich die übliche Stellung von Betenden ein, und Martin ſprach das „Komm, Herr Jeſus, ſei unſer Gaſt". Alsdann aber, miteinander eſſend und trinkend, hatten ſie alle drei ein klares Gefühl davon, daß nun der Heiland wirklich zugegen wäre. Und dadurch begreiflicherweiſe bis auf den innerſten Grund ihres Weſens entzückt, ſaßen ſie miteinander in ihrer Dürftigkeit am wackligen, gleichſam ſchwarz verkohlten Tiſch, bei Brot und Salz,

wovon jedes Körnchen ſauer erarbeitet war, von einem feſtlichen Licht umſtrahlt, geborgen wie an dem Tiſche des Herrn.

Erwachſene Kinder und Unmündige, von Jugend auf an die Balken des Webſtuhls gefeſſelt, deſſen Pedale ſie ununterbrochen treten mußten, wie einer das Waſſer tritt, wenn er darin nicht ertrinken will, war ihnen die Erde ein wirkliches Jammertal: als ſolches hätten ſie es gekannt, auch wenn man es ihnen in Schulen und Kirchen nicht fortgeſetzt ſo bezeichnet hätte. Und deshalb, aus Pein und Not heraus, ergriffen ſie auch die frohe Botſchaft des Evangelii mit jener Kraft, die dem Ertrinkenden eigen iſt, und klammerten ſich an ihren Retter.

Der Weber in ſeinem Stübchen für ſich, nur an den Umgang mit vertrauten Menſchen, meiſt Gliedern der eigenen Familie, gewöhnt, und darum empfindlich und leicht verletzt bei Berührung mit Fremden — ein Stubenhocker, durch ſein Gewerbe zum Träumer gemacht, in dem der Hunger, die Sorge, die Not zum Dichter wird, und nicht zu vergeſſen, die Sehnſucht nach allem, was draußen iſt: nach Sonne, nach Luft, nach Himmelsblau ... der Weber, in ſich zurückgedrängt und gleichſam in eine zweite Welt, entſchädigt ſich in der Welt der Träume für ſeine irdiſche Trübſal und Not: und wenn er, an ein nach innen gekehrtes Daſein gewöhnt, zum Buche, gleichwie zum Hausbrunnen hingedrängt, aus ihm den Durſt des Geiſtes zu ſtillen gewohnt iſt und die Bibel das einzige Buch des Webers iſt, ſo kann es nicht fehlen, daß ſeine Seele die bibliſche Welt mehr als die wirkliche Welt erfüllt.

Emanuel Quint erſchien dieſen beiden Männern nun deshalb als geradezu aus dem Bibelbuch hervorgeſtiegen. Schon auf dem Markte zu Reichenbach, obwohl als Chriſten gewarnt vor falſchen Propheten, gerieten ſie doch ſogleich in

Emanuels Bann. Kein Narr in der Welt, der nicht Narren macht! Leichtgläubig und in dem ſteten Gefühl, ihre Not ſei zu mächtig, um ſich nicht bald zu enden, warteten ſie mit ungeduldigeren Herzen auf Erfüllung der Verheißungen des Himmels, als ſie auf Brot warteten, ihren irdiſchen Hunger zu ſtillen. In ihrer Einfalt hatten ſie, ach wie oft, vermeint, das ſchreckliche Ende der Welt ſei nahe und alles ſtünde unmittelbar vor dem Untergang. Sie waren zu ihren Konventikeln gelaufen, Sommers und Winters, ſtundenweit, und hatten dabei, den letzten Blick auf die ärmliche Hütte werfend, aus der ſie gingen, für ſich gemeint, es könnte vielleicht zum letzten Abſchied ſein. Denn jedesmal, ſobald ſie mit anderen Sektierern ihrer Art betend, ſingend und Bibel leſend vereinigt waren, hatten ſie das Gefühl, dem Rätſel der letzten Stunde ganz nahe zu ſein. Da ſchien es ihnen, als lägen vielleicht nur Minuten zwiſchen jetzt und dem letzten Augenblick. Und oftmals, während des ſtillen Gebetes, wenn draußen die Nacht und innen im Zimmer der kleinen Gemeinde die Stille des Grabes herrſchte, wurden die Brüder jählings blaß, und während ſie, einer den anderen, entſetzt und beglückt zugleich ins Auge faßten, hatten ſie draußen die erſten Poſaunenſtöße des jüngſten Gerichtes dröhnen gehört.

Nachdem ſie gegeſſen hatten, und in der ſeltſamen Erregung, worin alle drei ſich befanden, nur wenig geſprochen worden war, erhob ſich der jüngere Scharf, um die Reſte des Mahles abzutragen, wobei ihm der ältere Bruder behilflich war: dann wurde von dieſem die Heilige Schrift — ſie hatte auf einem Balken der Decke gelegen! — herbeigeholt, und während er ſie vor Emanuel, auf dem geſäuberten Tiſche, aufſchlug ſah er den neuen Apoſtel bittend an.

Dieſer hatte die Hand nicht ſobald auf das teure Buch

gelegt, als es den Brüdern vorkam, wie wenn ſeine Augen überirdiſch zu leuchten begännen, und als verbreite ſich, von dem göttlichen Talisman aus, ein himmliſches Feuer durch ſeinen Leib, aber es zeigte ſich nur, daß der verſtiegene Menſch eine größere Sicherheit wieder gewann und, trotz aller Schwärmerei, in dem Augenblick feſt auf den Füßen ſtand, wo er den Urgrund göttlicher Weisheit wieder berührte, darin, wie er meinte, ſein Irrtum, den er für Wahrheit hielt, begründet lag.

Er hub nun zu leſen, das heißt, nur immer flüchtig die Schrift betrachtend, mit leiſer, innig-heimlicher Stimme zu ſprechen an: „Selig ſeid ihr, dieweil das Reich Gottes euer iſt. Ja, ich komme zu euch, ihr Armen! Euer, ihr Armen, iſt das Reich. Selig, die ihr hier hungert, ihr werdet ſatt. Selig, die ihr hier weinet, euch wird man tröſten, ihr lacht dereinſt. Der Geiſt des Herrn iſt bei mir," fuhr er dann fort. „Er hat mich geſandt, wie er viele geſandt hat. Ich bin hier. Ich verkünde das Evangelium. Ich komme, zerſtoßene Herzen zu heilen. Die Gefangenen ſollen ledig werden, die Zerſchlagenen heil, die Blinden geſund." Und weiter ſagte er: „Seht mich an," und dabei ſchien der Jammer verborgenen, ſchweren Leides auf ſeine verhärmten, plötzlich verfallenen Züge getreten zu ſein: „ihr werdet am Ende zu mir ſagen, Arzt, hilf dir ſelbſt. Wenn ihr mich kennt, wie euer Vater mich kannte, was er durch ſeinen Ausruf bewieſen hat, ſo wißt ihr, daß ich ein von den Menſchen Verſtoßener bin. Ich war verachtet von Jugend auf. Ich war mit Schwären behaftet als Kind. Ich habe längere Zeit auf dem Stroh des Krankenlagers gelegen, als euch, da ich lebe, möglich ſcheint. Aber die Schmach hat mich nicht erniedrigt, und die Krankheit hat meine Seele lebendig gelaſſen. Fand ich doch auch, daß geſchrieben ſteht: ſelig ſeid ihr, ſo euch die Menſchen haſſen und abſondern, euch

ſchelten und euren Namen verwerfen. Sie nennen mich einen Narren. Mögen ſie's tun. Sie haben ſich auch von dem Heiland gewendet und haben ihm alle Namen gegeben. Sehet, das iſt Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt. Hatte er doch auch weder Geſtalt noch Schöne, ſie aber hielten ihn für den, der von Gott geſchlagen und gemartert würde. Wenn ihr nun heut wolltet zu mir ſagen: Arzt, hilf dir ſelbſt, ſo ſage ich euch, daß ich das Kleid der Schmach und der Krankheit dieſer Welt nicht eher will ausziehen, als bei Gott. Auf dieſer Welt hier iſt Leiden Glück. Ich ſegne den Vater für jede Qual, die er mir geſchenkt, für jede Marter, die er mir beſcheret hat. Chriſti Blut und Gerechtigkeit, das iſt mein Schmuck und Ehrenkleid. Ich will das Kleid der irdiſchen Drangſal nicht von den Schultern laſſen, bevor der letzte von meinen armen Menſchenbrüdern es abgelegt. Denn wiſſet ihr auch, wer der letzte, der ärmſte und elendeſte unter den Menſchen iſt? Der Kränkſte, der um Geſundheit fleht? Unter den Durſtenden der Verſchmachtende? Der, den der Hunger am meiſten plagt? Der unterm Mangel am bitterſten leidet? Ja? Wißt ihr auch wirklich, wer das iſt? Er! Jeſus Chriſtus von Nazareth."

Emanuel war mit ſeiner Rede bis hierher gekommen, als einige übermütige Bauernburſchen, die, an der Hütte vorübergehend, im Innern das Licht und die Schwärmer darum bemerkt haben mochten, ihre betrunknen Geſichter an eines der kleinen Fenſterchen drückten und ſo, die Naſen und Mäuler zu ſchlimmen Grimaſſen breitgequetſcht, wüſtes Gebrüll und Drohungen ausſtießen. Erblaſſend ſahen die Brüder ſich an. Anton aber, dem plötzlich das Blut zu Kopf ſtieg, noch eben von Andacht ganz übermannt, ſprang auf, vom Zorn heftig gepackt, bereit die Störenfriede zu züchtigen.

Mit einer gelaſſenen Milde, vielleicht nicht ganz ohne Wohlgefallen, betrachtete Quint den ſeine Wut nur mühſam beherrſchenden Mann. „Selig ſind die Sanftmütigen," ſagte er zwar, ſtreckte ihm aber zugleich die Rechte entgegen, und als er die Hand des Erregten in ſeiner ſpürte, drückte er ſie und ſagte dabei: „Wohl dir, daß dir Mannheit und Mut von Gott gegeben ſind. Brauche ſie. Diene dem Evangelium. Die Diener am Wort ſollen Männer ſein. Aber brauche deine Kraft zur Demut, deinen Mut zur Duldung und deinen Eifer verwandle in Liebe zu Gott. Dann wirſt du ein Fels wie Petrus ſein."

Zweites Kapitel

Das innere Feuer, das Emanuel zu seiner ersten Zeugnisablegung getrieben hatte, und das er für das Feuer des heiligen Geistes nahm, brannte fort, auch nachdem er die Brüder Scharf verlassen hatte. Er zweifelte nicht daran, daß der Heiland in ihm war, durch ihn mit der Kraft des Wunders gewirkt und seinen Apostelberuf auf diese Weise bestätigt hatte.

Er war von den Brüdern weg in die Wälder gegangen, wie jemand, der seine Seligkeiten verbergen muß. Während der Morgen graute, der Himmel sich immer heller färbte, die Vögel immer lauter zu singen anhuben, zog es ihn immer tiefer und höher in Wälder und Berge hinein. Denn dieser irdische Frühlingsmorgen, dem alles entgegensah, und dessen innere Wollust, vor ihm her webend, alle Kreaturen bereits erfüllte, hatte für ihn einen himmlischen Sinn. Der innere Antrieb, der diesen Schwarmgeist mit seinem in Liebe überfließenden Herzen aufwärts trieb, war nicht nur darauf gerichtet, so bald wie möglich die Schöpferin dieser irdischen Wonnen, die Sonne, zu sehen, sondern er fühlte Gott selber in ihrem Lichte heraufkommen und wollte in seiner Glorie stehen, und sei es auch nur, um darin zu schmelzen.

Emanuel atmete Morgenluft. Aber es schien ihm der Morgen jenes ewigen Tages zu sein, aus dem die Finsternis immerdar verbannt ist, und wo wir, nach den Verheißungen der Bibel, im Angesichte und Frieden Gottes, von allen Übeln

erlöst, wandeln werden, teilhaftig der ewigen Seligkeit. Und deshalb steigerte sich seine Wonne zu Trunkenheit. Die Wogen der inneren Schauer gingen so hoch, daß er, fast gegen seinen Willen, vor Freude zu schreien begann, zu singen, und Gott mit lauten Jubelrufen zu loben, nur um in dem ganz unfaßlichen Übermaße der Wonnen nicht zu vergehn.

So war er bis auf den Gipfel der Hohen Eule gelangt, der höchsten Erhebung in jener Gegend, und wer den armen Handwerksgesellen beobachtet hätte, wie er, die Hände gen Himmel werfend, abwechselnd murmelnd und rufend umherlief oder starr aus heißen, verweinten Augen gen Osten sah, das Tagesgestirn voll krankhafter Spannung erwartend, der hätte in ihm einen Irren gesehn.

Und wie nun die Sonne mit dunkel purpurnem Lichte, goldfeurig warm, in weiter Glorie spielend, ins Irdische brach und die Räume gleichsam mit einem urgewaltigen Gottesgetümmel erfüllte — dieweil es von Becken, Pauken, Posaunen und Harfen vor den Ohren des armen Apostels tose und klang! — so konnte Emanuel sich nur noch einen Augenblick lang hoch aufrichten, einen Augenblick fest in die brünstige Lohe sehn, um dann, von einem brennenden Schmerz im innersten Herzen gleichsam versehrt, in die Knie zu sinken — einem Schmerz, der ebenso süß, als brennend war! — und stammelnd für alle um Gnade zu flehn.

Als Quint aus einem schweren, totenähnlichen Schlaf wieder erwachte, war der Mittag herangekommen. Ob er geträumt, und was er in diesem Schlafe geträumt hatte, wußte er nicht, aber er war erfrischt und empfand eine tiefe Beseligung. Nachdem er dann Gesicht und Hände an einem nahen Waldbach gewaschen und überdies sich durch einen Trunk erquickt hatte,

Biblioteka Śląska

ſtieg er, ſcheinbar ziellos, zu Tal hinab und gelangte nach einiger Zeit an die erſte, dicht am Waldrand ſtehende Hütte, an deren Tür er Almoſen heiſchend anklopfte. Es wurde ihm Brot herausgereicht.

Nun wanderte der Narr, die Anſiedlungen der Menſchen vermeidend, über verſteckte und verlaſſene Fußſteige in die Ebene hinab und weiter auf dieſer Ebene hin, bald auf Rainen zwiſchen Feldern, auch wohl in der Furche eines blühenden Kartoffelackers oder an den Rändern kleiner Flüſſe, deren Lauf Weiden- und Erlenbüſche verrieten. Es war bereits dunkel, als er ein Dörfchen von Ackerbauern erreicht hatte, das in einer Bodenfalte gelagert war, über die es mit Giebeln und Schornſteinen und der Spitze eines verwitterten Heidenturmes und auch mit dem dunklen Gewölk ſeiner Eichen-, Rüſtern- und Lindenbäume hinausblickte. Man kannte den Narren hier nicht, und außerdem machte die Dunkelheit, daß er, ohne aufzufallen, gemeinſam mit einigen alten Männern und Weibern, das Schulhaus erreichen konnte, wo er bereits, in einem der Schulzimmer, eine kleine Gemeinde, auf ihren Prediger wartend, verſammelt fand.

Kaum hatte ſich Quint auf ein leeres Plätzchen der letzten Schulbank geſetzt, als die Tür wieder geöffnet wurde und ein weibiſch ausſehender, junger Mann, der Lehrer des Ortes, einen anderen hereinführte, der breit, mit niedriger Stirn und kurzem Nacken, durchaus keineswegs wie ein Bote des Friedens geartet ſchien.

Nachdem dieſer Mann das kleine Katheder der Stube betreten und in einer zwiſchen zwei brennenden Kerzen aufgeſchlagenen Bibel, wie um die düſtere Glut ſeiner Augen darin zu verbergen, forſchend geblättert hatte, muſterte er die Schar der Verſammelten, hauptſächlich ältere Weiber und Tagelöhner! mit einem drohenden und durchdringenden Blick.

Es war ein Blick, der den armen Emanuel Quint erzittern machte. Er kam ſich auf einmal mit Schuld beladen und wie ein des Todes würdiger Sünder vor. Noch während bereits die erſten Worte des Predigers den dunſtigen Raum durchdröhnten, wie das beginnende Grollen eines großen Gewitters, fand im Innern des Narren ein verzweifeltes Ringen ſtatt. Es fehlte nicht viel, er wäre aufgeſprungen und, wie von hölliſchen Geiſtern gepeitſcht, davongerannt; denn es fiel ihm auf einmal mit Zentnerlaſten aufs Herz, was er in dieſen letzten Wochen getan und ſich angemaßt hatte. Wie unter einem alles durchleuchtenden, jähen Blitz erkannte er ſeine geheimſten Gedanken und ihre noch geheimere Eitelkeit; dazu hörte er nun die furchtbaren Worte: „Es iſt ſchon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt. Darum, welcher Baum nicht gute Frucht bringet, der wird abgehauen und ins Feuer geworfen."

Der arme rothaarige, bleiche Menſch riß die Augen weit auf, und von einer namenloſen Beſtürzung betroffen, ließ er den Mund mit dem falben Bärtchen weit offen ſtehen. In Gedanken ſchlug er an ſeine Bruſt, beugte ſich zehnmal ſo tief zur Erde, daß ſeine ſchweißbedeckte Stirne den Boden berührte, und war bereit, jeder furchtbaren Strafe und Züchtigung Gottes voll tiefer Zerknirſchung ſich auszuliefern.

Bruder Nathanael predigte nicht wie die Schriftgelehrten. Wie der Täufer Johannes gleichſam Donner, Blitz und feurige Ruten geredet hatte, ſo ging auch von ihm eine ſtrafgewaltige Stimme aus, die jeden Hörer erbeben machte. Aber er ſetzte nicht nur die Miſſion des erſten Johannes, des Täufers, fort, ſondern er hatte auch die ſchrecklichen und verwirrenden Bilder des andern Johannes in ſich geſogen, jene gräßlichen und

entſetzlichen Phantaſien, die in dem Buche der Offenbarung beſchloſſen ſind.

Nachdem er die Blindheit und Verruchtheit der Welt gegeißelt hatte — die Kaufleute, welche Fürſten ſeien! die Könige und Gewaltigen, die nur darauf ausgingen, immer neue Werkzeuge zu erſinnen für Krieg und Mord! — rief er aus: „Ich bin die Stimme eines Predigers in der Wüſte. Aber ich ſage euch: ich und ſchon mancher verſiegelte Chriſt außer mir, wir haben zuweilen des Nachts ſchon eine andere Stimme unter den Sternen rufen gehört: ſie iſt gefallen! ſie iſt gefallen die große Babel!"

„Wehe! wehe! wehe!" ſchrie er, die Lider unter den buſchigen Wimpern über die Augen gezogen, wie um die Geſichte nicht ſehen zu müſſen, die ihm ſolche Rufe der Angſt, der Warnung und Qual entpreßt hatten. „Ich ſehe die Engel des Euphrat losgebunden! Ich ſehe ſie mit den Schwertern der Rache auf die Weltteile niederbrauſen! Sie fahren nieder und ſchlagen Amerika und ertränken das Dritteil aller Bewohner im Blut! Sie fahren hernieder und ſchlagen die große Aſia und morden den dritten Teil alles Lebendigen! Sie fahren nieder und ſchlagen Europa, Auſtralien, Afrika und würgen und ſchlachten und zertreten mit glühenden Füßen die Feinde des, der da war, iſt und ſein wird. Die Sonne verfinſtert ſich; die Sterne fallen vom Himmel auf die von Mordbrand ſchauerlich lohende Erde. Das Meer iſt Blut. Die Fiſche und alle Kreaturen im Meer ſind erſtickt im Blut. Und nun bäumt ſich das Meer und ſpeit und ſpeit und ſpeit ſeine Toten aus. Alle die Opfer ſpeit es nun wieder aus, die es vom Anfang der Zeiten an bis auf dieſe Stunde des letzten Gerichtes verſchlungen hatte . . ." und auf dieſe Art fuhr er geraume Weile, das Ende der großen Babel zu ſchildern,

fort. Schweflige Flammen durchzuckten das Schulzimmer. Die armen, in ſich zuſammengekrochenen Leutchen hörten mit ſchlotternden Kinnladen zu. Ihre mageren, knochigen Runzelgeſichter hingen mit gierigen Augen feſtgeſaugt am Munde des Sprechenden. Gleichwie in Wolluſt und kaltem Entſetzen waren die Münder weit aufgetan. Qualvolles Seufzen und Röcheln ward laut. Sie vernahmen von Kronen und wieder Kronen, womit die ſieben Tiere geſchmückt waren: ſie rochen den Dampf und Geſtank des freſſenden Feuers, das aus ihren abgründiſchen Rachen ging. Unter ihnen erbebte die Erde bei immer erneutem Mord und Poſaunenſchall. Da war kein Ende; da war nirgend ein Heil; da war für den Sünder nirgend ein Schlupfwinkel.

Und Berge von Leichen häuften ſich unter Peſt, Brand, Schwert und Stachel. Raben, Geier und Wölfe ſtarben vom Aas. Man fühlte den qualmenden, giftigen Dunſt der Verweſung. Aber mitten in aller weit über Menſchenbegriffe ſintflutartig ſteigenden Greuel, hörte auf einmal Emanuel Quint in ſeiner Seele etwas, ähnlich einem hellen, ſilbernen Glöckchen, leiſe anſchlagen, dann etwas erklingen, gleich einem rätſelhaft wunderbaren Schalmeienlaut, dem allſogleich ſein ganzes Weſen mit einem entzückten Schauer antwortete.

Nun hatte das wilde, buſchige Haupt mit den angeſchwollenen Stirnadern, das zwiſchen den Lichtern tobte, keine Gewalt mehr über ihn. Allein auch der Prediger ſchien ſich nunmehr darauf zu beſinnen, daß nun der Acker der Seelen genugſam bereitet war, um den Samen des Reiches ihm anzuvertrauen. Das Schwefelfeuer der Läuterung hatte wohl nun, wie er annahm, die Zungen genugſam nach einem Tropfen lebendigen Waſſers durſtig gemacht, nach jenem erquickenden Element, deſſen tiefer Brunnen ihm offenſtand. Und ſo ging er denn

in ſeinem Vortrage auf den ſicheren Frieden der Auserwählten über, denen die Stätte ewiger Freude, die heilige Zion, bereitet ſei.

Er ſprach vom Senfkorn des Glaubens, das zu einem weltbeſchattenden Baum emporwachſen werde. — Emanuel horchte von neuem auf! — Er ſprach von dem roſenfarbenen Blute des Lammes, durch das der Gläubige rein von jedem Flecken der Sünde gewaſchen ſei. So ſchneeig und weiß, daß kein Makel an ihm zu erfinden wäre. Er baute an Stelle der alten Babel das neue glückſelige Zion auf und rief verzückt: „Selig iſt der und heilig, welcher teil an der erſten Auferſtehung hat. Wer überwindet, der wird alles ererben!" — Und er bauete nach und nach, wie ein himmliſcher Baumeiſter, vor den bebenden Seelen die heilige Stadt aus Jaſpis auf. Er zeigte ihnen die Tore und Gründe. Er maß die Fläche Jeruſalems mit einem goldenen Rohre aus. Er machte die Häuſer aus Gold, die Gründe aus Jaſpis, Saphir, Kalzedonier und Smaragd. Er nannte Sardonyx, Sardis, Chryſolith, Topas, Hyazinth und häufte die Worte, die, ſeiner Gemeinde unverſtändlich, ihr doch einen Rauſch von Glanz und Verzückung brachten. Er ſchloß mit einem Gebet um Bußfertigkeit und um einen felſenfeſten Glauben, damit die Gemeinde zu denen gehöre, die tauſend Jahre unter dem Szepter des Lammes, das die einzige Leuchte des irdiſchen Zion ſei, in unausſprechlichen Wonnen hinzubringen berufen wäre.

Im Hausflur, nachdem die Menge der kleinen Leute ſich verlaufen hatte, trat Emanuel Quint den Predigtbruder mit den leiſe geſprochenen Worten an: „Was ſoll ich tun, daß ich ſelig werde?" Der Angeſprochene aber umfaßte mit weichem Griff ſeiner harten Hand die herunterhängende Rechte des

Fragenden und zog ihn über eine knarrende Holztiege mit ſich hinauf in das kleine Saftzimmer, das ihm die Lehrersleute eingeräumt hatten. Es ſchien, daß der redliche Gottesmann an der Erſcheinung Emanuels mehr Gefallen fand, als jüngſt der inſtallierte Vertreter des Chriſtentums; denn der Lehrer und ſeine Frau warteten unten lange vergeblich vor dem ſauber gedeckten Abendtiſch, während die Stimmen der beiden Männer immer lebhafter durch die getünchte Decke herunterdrangen.

Als Bruder Nathanael endlich zum Abendeſſen erſchien, war, man fühlte es ſeinem Weſen an, etwas Unerwartetes in ſein Leben getreten. Seine Reden ſchienen zerſtreut, und er aß ohne Aufmerkſamkeit. Nach Schluß der Mahlzeit ließ er ſeinen ſchweren Körper in die Ecke des mit einer gehäkelten Decke überzogenen Sofas niederfallen und ſtocherte ſich, noch immer verſonnen, in den Zähnen herum; denn ſeine Manieren waren gewöhnlich.

Von Gott, dem Reiche Gottes und ſeinen Freuden zu reden, konnte der Lehrer nicht müde werden. Der bärtige, etwas weibiſche Mann mit dem weichen Jünger-Johannes-Kopf war geradezu unerſättlich darin. Seine üppige, junge Frau, die ein orientaliſch, ſinnlich-ſchlaffes Weſen hatte, verzog den Mund, da er, mit dem Bibelbuch in der Hand, nicht ohne Ungeduld ihr bereits wiederum Zeichen machte, ſie möge im Abräumen des Tiſches und im Hunger nach Gottes Wort ungeduldiger ſein.

„Ich habe da eben einen Menſchen oben in meinem Zimmer gehabt," ſagte Bruder Nathanael plötzlich, „deſſen Weſen und Wort mir noch immer vor meiner Seele ſteht. Ich kannte ihn nicht; doch er kannte mich. Er hatte von mir vielfach reden gehört — ich weiß nicht, von wem! — in frommen Flugblättern hat er manches von mir geleſen — ich weiß nicht, in welchen!

— Er iſt bibelfeſt, und es war mir bei ſeinem erſten Anblick kaum möglich zu denken, daß er überhaupt leſen könne. Er hält mir ſeinen Namen verborgen. Ich weiß nicht, warum! Vielleicht iſt er bereits wegen irgendwelcher Vergehen beſtraft! Womöglich hat er bereits im Zuchthaus geſeſſen. Nun es wird Freude ſein vor neunundneunzig Gerechten über einen Sünder, der Buße tut! — Ich muß aber wiederum ſagen, daß in ſeinem Weſen ein eigentümlicher Atem von Einfalt und Unſchuld iſt. Es iſt in dieſem Menſchen ein ſchlichter, überzeugender Glaube. Es kam mir bei ſeinem Anblick das Wort in Erinnerung, ich weiß kaum, wodurch: Fürwahr er trug unſere Krankheit und nahm auf ſich unſere Schmerzen; wir aber hielten ihn für den, der von Gott geſchlagen und gemartert würde. In der Tat, er ſcheint krank. Die roten Flecken auf ſeinen Wangen deuten wohl auf die Auszehrung. Allein ſo groß kann bei ſeinem Alter ſein Martyrium doch kaum geweſen ſein, daß es ihm ein ſo tiefes durchdringendes Auge für die Leiden und Schmerzen der Erde gegeben hätte. Es iſt erſtaunlich, mit welcher behutſamen, wiſſenden Hand er alles berührt! Ich verſtehe es nicht. Ich begreife es nicht.

Es iſt eine Liebe und eine Barmherzigkeit in dieſem Menſchen, deſſen abgezehrter Körper an vielen Stellen durch Riſſe ſeiner ärmlichen Kleider ſchimmert, die mich in einem gewiſſen Sinne entwaffnet und rührt. Es ſpricht aus ihm ein ſo allgütiger Geiſt der Barmherzigkeit, daß ich mit meiner Liebe mir vorkomme, wie ein toter und grauſamer Mann. Er wandte ſich gegen eine Stelle der Offenbarung, die ich in meiner Predigt gebraucht hatte, wo die große Babel, wie es heißt, gequält werden wird vor den heiligen Engeln und vor dem Lamm mit Feuer und Schwert. Er ſagte, dies ſei der Geiſt des Lammes nicht. Er ſprach das wie einer, der es weiß,

und ich, der ich mich mit dem Worte Gottes geharniſcht wähne, wußte ihm nichts darauf zu erwidern. Er erklärte, das wäre unſeliger Mißverſtand und zwar aus der Blindheit des Haſſes geboren, den, auch nur in den Jüngern, ganz zu zerſtören, der ewigen Liebe des Heilandes ſelbſt nicht gelungen ſei."

Der Lehrer erſchrak. Es war ihm ein unerhörter Gedanke, die unantaſtbaren Worte der Schrift, ja nur den kleinſten von ihren Buchſtaben, in ihrer göttlichen Wahrheit bezweifelt zu ſehen. Er hielt auch mit ſeinem Entſetzen deshalb nicht zurück.

„Der Heiland, der Heiland und wieder der Heiland," antwortete ihm der Bruder darauf. „Es iſt nichts dawider zu ſagen, lieber Genoſſe im Herrn, wenn du bei jemand den unzweideutigen Eindruck haſt, er bette ſich ganz an die Bruſt des Lammes. Jeſus, Jeſus und wieder Jeſus. Etwas anderes kennt dieſer junge Gläubige nicht. Und dieſer Jeſus hat auch geſagt: der Buchſtabe tötet; der Geiſt macht lebendig. Vor dieſem Jeſus ziehen wir her. Auf welche Weiſe er kommen wird, wer kann es wiſſen? Ob er heut oder morgen kommen wird oder erſt nach zwölftauſend Jahren, wer kann es ausſprechen? Ich habe dem herzensreinen und herzensguten Menſchen meine beiden Hände übereinander ſegnend aufs Haupt gelegt und habe der Worte des Heilandes gedacht, der geſprochen hat: Was ihr getan habt einem meiner geringſten Brüder, eben das habt ihr mir getan."

Dann fuhr der Apoſtel des tauſendjährigen Reiches unter tieferem Sinnen fort: „Was geht aus dieſen Worten hervor? Zu welcher nimmer raſtenden Vorſicht müſſen ſie jeden Gläubigen auffordern? Wer ſagt mir denn, wenn ich jemand hart anlaſſe, ob es nicht Jeſus ſelber geweſen iſt? Wer ſagt mir denn, ob nicht vielleicht er, der Heiland ſelber, in dieſem Menſchen geweſen iſt? Steht es nicht ganz in ſeiner Macht,

aufs neue den Weg der irdiſchen Niedrigkeit und des irdiſchen Elendes anzutreten? Steht es nicht täglich und ſtündlich in ſeiner Macht? Lieber Bruder in Chriſto, ich weiß, was ich ſage: dieſer junge Menſch kann der Heiland in eigener Perſon geweſen ſein! Ja, in einem gewiſſen Sinne iſt er es ganz beſtimmt geweſen." — So ſprachen ſie über den armen Emanuel Quint bis lange nach Mitternacht.

Am folgenden Morgen, als das Licht der herannahenden Sonne nur erſt bleich und kalt den Raum über der weiten Fruchtebene erfüllte, ohne daß der Quell ſolcher Helligkeit ſichtbar geworden wäre, hatte der Bruder Nathanael Schwarz einen Gang über Feld zu tun. Auf die Dorfſtraße getreten, begegnete ihm der achtzehnjährige ſogenannte Schreiber eines gewiſſen Gutes, deſſen Beſitzer gläubige Chriſten waren. Bei dieſen Leuten, deren Neffe und gleichſam angenommenes Kind der Schreiber-Eleve oder -Lehrling war, hatte der Wanderprediger ſchon oft Aſyl und einen gaſtlich gedeckten Tiſch gefunden.

Kaum daß er des jungen und zarten Menſchen anſichtig wurde, der in dem magiſchen Licht der Frühe, an den Toren der Bauerngüter und den Gattern der kleinen Koſſätenhöfe vorüber, einſam herangeſchlendert kam, ſo dachte er alſogleich daran, wie ſeine Gaſtfreunde, um das Seelenheil des halberwachſenen Burſchen beſorgt, ihn um Rat und Hilfe ſeinetwegen erſucht hatten. Er ging alſo auf den blaſſen und ſchönen Jüngling zu, der ſogleich die Mütze vom Kopfe zog, und begrüßte ihn freundlich, bei ſich ſelber den ſcheinbaren Zufall dieſer Begegnung als eine Schickung des Himmels ſegnend.

Wie ſich herausſtellte, hatten beide den gleichen Weg, und ſo ſchritten ſie nebeneinander hin, in einem mäßigen Fußgängertritt, und waren bald aus dem Dorfe hinaus in eine

vergraſte, breite Kirſchenallee gelangt, unter ein langgeſtrecktes, durchſichtiges Gewölbe aus Blüten, in das von allen Seiten viel tauſendſtimmiger, raſtloſer Jubel von Lerchen drang.

„Wie kommt es," fragte der Bruder den jungen Mann, „daß Sie in dieſer frühen Stunde ſchon auf den Beinen ſind, Herr Kurt?" Und Kurt, der den Familiennamen Simon trug, antwortete ihm mit ſcheuem Erröten. — „Sie ſind geſtern in meiner Predigt geweſen?" „Jawohl!" Und wirklich hatten die drohenden Bilder des jüngſten Gerichts und des Weltuntergangs den Gutsſchreiber bis ins Mark beunruhigt und ihm den Frieden des Schlafs geraubt.

Der Bruder verſuchte nun auf mancherlei Arten und Weiſen in das Vertrauen dieſer verſchloſſenen Jünglingsſeele ſich einzuſchleichen, deren ſeltſames Weſen ſeinen Saftfreunden Kummer machte. Soviel er ſich aber auch mühte, der Junge zog ſich nur immer mehr in ſich ſelbſt zurück. „Ihre Tante hat Ihnen vor einigen Tagen ein Teſtament geſchenkt?" —

„Ja."

„Und Sie haben darin geleſen?"

„Ich habe darin geleſen. Ja."

„Haben Sie nie daran gedacht, ſich mit all ihren heimlichen Nöten und Schmerzen dem anzuvertrauen, der all unſere Schmerzen und Nöte kennt und der aus Liebe zu uns, damit wir von allen Sünden entbunden und ſelig würden, ſein Blut am Kreuze vergoſſen hat?"

Kurt Simon ſchwieg. In Wirklichkeit hatte er dies in heimlichen Stunden oft und mit Inbrunſt getan, ohne daß ſich die Wirrnis ſeines Innern durch ſeine Gebete in Klarheit gelöſt hatte.

Der Bruder, weil er den Mangel an Glauben als die hauptſächliche Wurzel alles Übels im Weſen des jungen

Menſchen anſah und nicht erwog, ob es vielleicht ein zu ſtarker Glaube war, verbunden mit einem allzu zarten Gewiſſen, was den Jüngling zu ſeinem eigenen Weſen und Werden in Widerſpruch ſetzte? verſuchte nunmehr, als getreuer Gärtner, das Saatkorn des Glaubens einzupflanzen. Allein die empfindſame Seele des ſeltſamen Jüngers lehnte den Ausgleich mit der Gottheit durch die derbe Vermittlung Bruder Nathanaels ab und fand ſich durch ſeine Ratſchläge mehr beleidigt, als angezogen.

Die Beiſpiele von Gebetserhörungen, die ſein Begleiter ihm vortrug, die kleinlichen Verbriefungen kleinlicher Wunder erſchienen ihm lächerlich: wie jener um 20 Mark, dieſer um Gewährung eines neuen Rockfutters oder um ähnliches gebeten hatte. Dagegen waren im Bereich ſeiner Phantaſie leicht brennbare Stoffe in großen Mengen vorhanden, die es leicht hatten, einen aushöhlenden und vernichtenden Brand in ihm aufzuzünden. Es war ein Glück, daß der Bruder, erfüllt von ſeiner Begegnung mit dem milden Emanuel, erneut durch die Friſche des Spätfrühlingsmorgens, die ſchwarzen Fackeln des Abgrundes nicht wieder ſchwang.

Am Ende der Kirſchenallee angelangt, wurden die Wanderer von den erſten warmen Strahlen der Sonne berührt. Um nun das erhabne Geſtirn über die weite Fläche des Erdreichs auftauchen zu ſehen, erklommen ſie eine gelinde Böſchung. Da bemerkten ſie unweit eines mächtig getürmten Strohſchobers, der teilweiſe abgeriſſen war und im grellſten Lichte ſtand, einen Menſchen knieen und, gleichſam zu einem ſomnambulen Zuſtand verzückt, wie blind an ihnen vorbei in die Sonne ſtarren.

Sie ſtanden ſtill und bewegten ſich nicht.

Wenn auch von ferne her die Dampfpfeifen einiger Fabriken ihre Arbeiter riefen und Stange und Draht einer nahen tele-

graphiſchen Leitung im Tumulte der Lerchen leiſes Summen vernehmen ließ, ſo konnte man doch, den knieenden Mann in der Sonne betrachtend, nicht glauben, in den Zeiten des Dampfs und der Elektrizität zu ſein. Er hatte kein Obergewand. Ein lehmfarbenes Beinkleid, um die Hüfte mit einem Riemen gegürtet, war alles, was er am Leibe trug. Die Hände hielt er auf ſeinen Knien gefaltet, den bleichen Kopf in verzehrender Andacht zurückgelehnt. Wie Flammen umfloß ſeine Stirne, Schläfen, Wangen und Schultern das rote Haar, als wären es heilige Flammen, die ein Opfer verbrennen, das ſich ſelbſt darbringt. Die Lippen des Beters waren bleich. Das nackte, perlmutterartige Fleiſch erſchien zart und durchſichtig, wie ohne Körperſchwere und gleichſam durchſchlagen von Licht. „Habe ich doch," ſprach, ſich ermannend, ganz unwillkürlich Bruder Nathanael, „von dieſem Menſchen die ganze Nacht durch geträumt und iſt es mir doch, als wenn ich ihn ſchon im Traum heute Nacht in dieſer betenden Stellung mit meinen geiſtigen Augen erſchaut hätte."

Kaum eine Spanne hoch ſchien die Sonne über den Horizont emporgerückt, als Emanuel Quint — er war der Beter! — aus ſeiner wunderlichen und kranken Ekſtaſe erwachte. Zwinkernd und wie im Dunkeln taſtend ſah er ſich um. Er hatte im Stroh des Schobers genächtigt, weil er am Abend vorher die wenigen Pfennige des Quartiergeldes, die Bruder Nathanael ihm hatte reichen wollen, wie alles Geld zurückwies, das man ihm bot. Vergeblich hatte er dann im „Krug" der Ortſchaft angeklopft und um Obdach gebeten: eine närriſche Tat, die zuſammen mit ſeiner Marotte, kein Geld anzunehmen, eine ganz beſondere Narrheit des Narren war.

Eine Weile ruhte das Auge Emanuel Quints verſonnen auf

Bruder Nathanael; dann verriet ein ſchwaches und gütiges Lächeln, das über ſein Antlitz ging: er hatte den Eiferer wiedererkannt.

Der junge Landwirt, der mit dem Ausdruck fragenden Staunens bald ſeinen Begleiter angeſehen, bald die Bewegungen des ſich nun von den Stoppeln des Brachfelds erhebenden Quint verfolgt hatte, ſah, wie dieſer ein grobes Hemde ergriff, das in der Nähe lag, und es mit komiſcher Mühe, wobei ſein Kopf darin verſchwand, über Arme und Schultern zog. Dann reichten er und der Bruder einander die Hand.

Ohne viel Worte zu machen, ſchloß ſich der ſichtlich ermattete, zuweilen fröſtelnde Menſch, dem Bruder und ſeinem Begleiter an. Schweigend, ſelbdritt, ſchritten ſie nebeneinander.

Der junge Landwirt konnte bemerken, daß in der Stimme des Bruders Nathanael, als er endlich zu reden begann, eine tiefe Bewegung zitterte, und auch er war ſeit dem Erſcheinen des Fremden, beſonders ſeit dem erſten Laut ſeiner ruhigen, klangvollen Stimme ſeltſam erregt.

„Ich habe über das, was wir geſtern Abend miteinander geſprochen haben, noch lange nachgedacht," ſagte der Bruder. „Ich habe auch wenig Schlaf gehabt, und in den halbwachen Zuſtänden dieſes Schlafs haben Sie mir zuweilen vor Augen geſtanden. Ich möchte gern wiſſen, lieber Mitbruder, wer Sie ſind!"

„Ich bin ein Menſch," gab der Narr zur Antwort.

Mit dieſer Antwort, die mehr gehaucht, als geſprochen wurde, ſchien dem Bruder wenig gedient zu ſein. „Warum biſt du zu mir gekommen," ſagte er plötzlich, „wenn ich deines Vertrauens nicht würdig bin?"

Emanuel ſchwieg einen Augenblick; dann blieb er ſtehen, mitten im Feld, im Morgenwind und im Vogelgeſang, ſah

den Bruder mit einem leisen Vorwurf der Liebe an und beugte sich dann zum Kuß über seine Hände.

„Ich könnte dir sagen, wer ich bin," erklärte er, als sie weitergegangen waren. „Was liegt daran? Was ist ein Name, und nun gar, was kann der meinige sein, den keiner jemals anders genannt hat, als mit Verachtung? Warum soll ich ihn nennen? Wenn ich ihn anfasse und aus dem Schmutze aufhebe, der ihn bedeckt, so erhebe ich das oberste Glied einer Kette von Leid, Gram und Erniedrigung, und also müßte ich auch diese Kette miterheben. Das will ich nicht! Denn ich will nicht klagen! Ich will keinem Menschen die Beichte des eigenen Kummers ausschütten. Dies darf ich nur dem gegenüber tun, der in mir ist."

In einer leicht dialektischen Färbung hatte er diese Worte gesagt. „Wer ist denn in dir?" fragte Nathanael.

„Gott gebe, daß er, der in uns wohnen will, in mir ist."

Wie eine Klammer legte es sich um den Kopf des jungen Eleven der Landwirtschaft, indem er ein wenig hinter den beiden herschreitend den langsam schwingenden Gang der nackten, bestaubten und wunden Füße des Menschen in Lumpen und den schweren Schritt des Herrnhuter Bruders wandern und wandern sah. Eine unsichtbare und dennoch undurchdringliche Wand schien ihn mehr und mehr von der Wirklichkeit seiner Tage auszuschließen. Die Erde war ihm verwandelt und wunderlich. Als gäbe es keine Zeit, so kam es ihm vor, oder als wäre die Gegenwart die Vergangenheit und Längstvergangenes gegenwärtig. Als seien tausend Jahre ein Tag.

Der Kampf der Wirklichkeit, die ihn umgab und die er heute und gestern gelebt hatte, mit einer phantastischen Vorstellung, steigerte sich bis zur Qual in ihm. In der Tasche

das kleine Evangelienbuch mit der Hand umſchließend, das ihm die um ſein Seelenheil beſorgte Pflegemutter geſchenkt hatte, kam es ihm vor, als wanderten zwei Geſtalten aus dieſem Buch vor ihm her. Ja, als wäre er ſelbſt nur eine Geſtalt aus der heiligen Darſtellung, die ihn nun ſchon ſeit Wochen beſchäftigte. Aber er ſagte zu ſich, er ſei krank und wolle ſich dieſem vermeintlichen Wahne nicht hingeben. Sein Vater und ſeine Mutter fielen ihm ein, die unbefangne Naturen waren, und er dachte bei ſich, daß es ihnen gelingen würde, die phantaſtiſche Wolke, die ihn trug und in die er geſperrt war, aufzulöſen. Er ſelber ſah keine Möglichkeit, es zu tun. Er war bald vom Zittern der Freude bewegt, bald von Angſt. Bald wollte er ſeinen Eltern, den ahnungsloſen, über die fernen Hügel hin zurufen: „Sehet, der Heiland ſchreitet vor mir! Sehet den Sohn, den ihr zeugtet, und welcher euch mehr, als die anderen Sorgen und Schmerzen bereitet hat, er ſchreitet jetzt in des Heilandes Fußſtapfen!" Bald wollte er ſchreien: „Errettet euch vor den Schrecken des Unterganges!"

Vielleicht war Jeſus Chriſtus, der eingeborene Sohn des allmächtigen Gottes, wirklich wiederum auferſtanden! Weshalb ſangen die Lerchen eigentlich heut ſo laut? Weshalb raſten ſie förmlich in den Lüften? Wußte der Bruder Nathanael eigentlich, oder nicht, wer neben ihm ging? Er ſprach, und man konnte es nicht heraushören.

Nathanael hatte den Namen einer gewiſſen Dorothea Trudel genannt, einer Schweizerin, die in der Nachfolge Jeſu ſoweit gegangen war, wie Paulus und Silas, Kranke geſund zu machen. Von dieſer Frau, ſo ſagte der Bruder, gehe ein großer Segen aus; derer, die da geſund geworden wären durch ſie an Leib und Seele, ſeien unzählige. In Mennedorf am Züricher See habe ſie eine Anſtalt errichtet, wo allerlei Sieche

und vom Teufel Beſeſſene Aufnahme und Behandlung fänden. Ihr Glaube ſei groß, behauptete er; er müſſe groß ſein, denn ihr Gebet ſei von einer gewaltigen Kraft. Zwar habe ſie noch keine Toten aus dem Grabe erſtehen machen, aber durch Handauflegen und Beten habe ſie manchen vor dem jähen Sturz in Tod und Verdammnis bewahrt. Der Bruder hatte ſelber viele Blinde geſehen, die ſpäter ſehend geworden waren, raſende Veitstänzer, die ein beſcheidenes, geiſtliches Weſen durch Dorothea wiedergewonnen hatten, und anderes mehr.

Der Bruder Nathanael Schwarz befand ſich ſebſt auf dem Wege zu einem Kranken. Er meinte, man müſſe vorſichtig ſein und ſtets auf der Hut vor den ränkeſüchtigen Kindern der Welt. Auch Dorothea Trudel wäre des öfteren mit den Ärzten, mit ihrer teufliſchen Wiſſenſchaft und mit den weltlichen Obrigkeiten zuſammengeſtoßen. Jede Verfolgung habe ſie aber nur froher und heiterer im Herrn gemacht; es ſei Pflicht jedes Chriſten, Verfolgungen zu erleiden nach dem Vorgang des Heilands und ſeiner Apoſtel, und ſo habe auch er ſich frei von Furcht und bereit gemacht.

Und er fing an aufs neue in Eifer zu geraten wider den Fluch der Weltlichkeit, aber der bleiche Begleiter blieb ernſt und friedfertig. Er ſagte: „Ich kann nicht eifern, ich kann nicht haſſen! —" Und er forſchte den Bruder Nathanael ohne Haſt, doch mit einem merklich niedergehaltenen, brennenden Anteil aus, ob der auf dem rechten Wege wäre, der Werke zu tun wie Paulus und Silas in Hoffnung ſei, und ob man — hier überflog verräteriſche Röte des Narren Geſicht! — im Glauben ſo feſt zu werden wünſchen dürfe, im Namen Jeſu ein Erwecker der Toten zu ſein.

„Was kann ich dir lehren? Lehre du mich!" ſagte Bruder Nathanael mit jäher Ergriffenheit. Und ſie ſetzten ſich nieder in

gelbe Maiblumen, vor ſich ein junges Feld von bläulichen Halmen, am Wegrain, unter einen alten, einſam ſtehenden Eichenbaum.

Emanuel Quint war ſichtlich durch die Worte des Bruders tief bewegt. Leiſe Schauer und Zuckungen gingen wiederum über ſein Geſicht. Mit einer faſt ſchmerzlichen Spannung verfolgte der junge Kurt Simon dieſe Vorgänge. Einen Augenblick ging es durch ſeine Seele, ob wohl dies eigentümlich berückende Spiel der beiden ein abgekartetes und zum Zwecke ſeiner Bekehrung oder Erweckung erfundenes ſein könne. Aber ſogleich verwies er dieſen Gedanken weit hinweg.

Schließlich, um von dem Eindruck des Wunderbaren nicht länger befangen zu ſein, geſtand er ſich, daß der Bruder und jener ärmliche Menſch in Lumpen nur Dinge geredet hatten, wie ſie in einem gewiſſen Kreiſe von „Stillen im Lande" alltäglich ſind. Es kam hinzu, daß jetzt der Bruder eine gewaltige, ſchwarze Ledertaſche öffnete, die er, über dem fadenſcheinigen Düffel-Überrock, an einem breiten Riemen ſtets mit ſich trug, und ihr eine Flaſche Wein, einen halben Laib Brot und ein Näpfchen mit Butter entnahm und neben ſich ſtellte. Die Sonne, die, jetzt ſchon höher geſtiegen, die Fächer und braunen Innenflächen der Taſche beſchien, entdeckte dem jungen Landwirt außerdem ſauber geordnete Schichten frommer Traktätchen, wie ſie der Bruder verkaufte oder an Kinder umſonſt vergab: dadurch entſtand in ihm eine gewiſſe Ernüchterung zugleich mit einem rein irdiſchen Wohlbehagen.

Es ſchien auch, als nähme die rings entfaltete Schönheit der Frühlingserde nun ihr Recht an den drei ſo äußerſt verſchiedenen Wanderern, indem ſie ihre Seelen durchdrang und an ſich ſog. Zurückgelehnt in das ſaftige Gras ruhte verſonnen der rote Emanuel, und man wußte nicht, ob das wachſende Entzücken ſeiner Mienen mehr durch ein inneres

oder mehr durch das äußere Geſicht veranlaßt wurde. Geſtützt auf den linken Arm, hielt er ſeine rechte, edelgeformte, wenn auch mit Sommerſproſſen beſäte Hand, wie eine Röhre gekrümmt, und der Landwirt ſah, wie bald eine Weſpe, bald eine Biene ſorglos vertraulich durch dieſe Röhre kroch. Indeſſen hatte Bruder Nathanael ſich zu einem in Steinwurfsweite entfernten Quell begeben und hatte die Flaſche hineingelegt. Man konnte den weißgrauen, buſchigen Kopf, der mehr einem alten, verwetterten Kriegsmann aus Luthers Zeit, als einem Diener am Wort und Verkünder des Friedensreiches ähnlich war, von Zeit zu Zeit über Weiden- und Rüſterngebüſche auftauchen ſehen. Unweit von den Zurückgebliebenen lag der breite, in Regen, Schnee, Hagel und Sturm erprobte, erdfarbene Schlapphut des Abweſenden, darunter ſein Stab und nahe dabei die Taſche, an eine der machtvoll gekrümmten Wurzelarme der Eiche gelehnt.

Mit keinem Worte hatte der junge Kurt Simon, ſeit der Fremde erſchienen war, ſich hervorgewagt. Jetzt hörte er ſich auf einmal ſagen, daß es ein herrlicher Morgen ſei. Der Narr ſah ihn an. „Ja," gab er zur Antwort, „der Morgen iſt ſchön; aber der Tag, dem kein Abend folgt, wird noch ſchöner ſein!" Der Eleve errötete. „Was wir hier ſehen," fuhr der Sprechende fort mit der leiſen Bewegung inneren Jubels in der Stimme, „iſt nur ſoviel, als wir jetzt zu ertragen imſtande ſind. Es iſt nur der tauſendfältig verminderte Abglanz deſſen, was einſtmals ſein wird. Es iſt von dieſem Abglanz, muß man ſagen, wieder nicht mehr, als der Bericht eines Boten! Ein Wort, ja, ein Laut kaum aus dieſem Bericht." „Wie wird's ſein, wie wird's ſein, wenn ich zieh' in Salem ein!" jubilierte Kurt Simon inwendig.

Die Nähe des Narren verführte den jungen Menſchen zu einem Gefühl überſchwänglicher Hoffnung und zu einer Geborgenheit darin. Er beſchloß bei ſich, in einem gegebenen Augenblick den ganzen Inhalt ſeiner verſchloſſenen Seele mit ihrer Selbſtqual und Sündenangſt vor dieſem Menſchen auszuſchütten. Es fehlte nicht viel, ſo hätte er ein Notizenbüchlein hervorgeholt, das Verſe von ſeiner Hand enthielt, und dieſe Emanuel vorgeleſen. Es weinte in dieſem Gedicht von Selbſtanklage, von Abkehr und Überwindung der Welt, die dem heißen, in Liebe überwallenden Herzen nur Kälte und Gleichgültigkeit entgegenbrachte. Es ſchwoll darin von ſchmerzhaft entzückter Sehnſucht nach reineren Sphären auf: „. . . wo liebend alles ſich umſchlingt und nur ein einziger hoher Wille mit Donnerton das All durchdringt!" — Und ſeine Verwandten hatten davon doch nur den befremdenden Eindruck unnützer, überſpannter Redensarten gehabt.

Quint ſtreichelte plötzlich ſeine Hand, als habe er etwas von dem, was Kurt Simon bewegte, erraten: „Mein Joch iſt ſanft; meine Laſt iſt leicht! Und es iſt und bleibt eine frohe Botſchaft," ſagte er dann mit dem Klange froher Zuverſicht und Fröhlichkeit, ohne daß ſeine Stimme die melodiöſe Ruhe verlor oder heftig und laut wurde.

Der Bruder, als er zurückkam, kniete ins Gras — ein Beiſpiel, dem Quint und Kurt Simon nachfolgten! — faltete ſeine Hände und betete: — „Komm, Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt und ſegne, was du uns beſcheret haſt!" — Hierauf brach er das Brot, und während ſie aßen, wurde erörtert, wie das Sakrament des Abendmahls den Sinn einer täglichen Handlung habe, nicht nur zu einer Erinnerung. Sogar das kleine Gebet beſage dies ſchon. Jede Mahlzeit ſei ein tieriſches Mahl, wo Jeſus, der Herr, nicht zugegen wäre. Sofern er aber zugegen

ſei, werde es eine heilige Handlung, man genieße dann Himmelsbrot und Himmelswein.

Und ſo genoſſen ſie wirklich himmliſches Brot und himmliſchen Wein in jener Verklärung, darin ſchon Quint und die Brüder Scharf miteinander gegeſſen hatten, nur daß dieſe Verklärung im Lichte des Frühlings unter dem ehrfürchtigen Flüſtern und im Schatten des weitverbreiteten Eichenwipfels diesmal eine noch hochgeſtimmtere war, als bei tiefer Nacht in dem Hüttchen der Brüder.

Wer will entſcheiden, ob dieſe drei mit ihren Gedanken und Taten Unrecht begingen und ſchwere Sündenſchuld auf ſich luden, indem ſie die Kirche gemieden hatten, deren Glocken ſoeben in der Ferne zu läuten begannen: und dadurch, daß ſie etwas vom Regiment der Kirche Verbotenes aus kindlicher Liebe zu Jeſu und ganz einfältiger Gläubigkeit unternommen hatten? Jedenfalls bemächtigte ſich der drei eine reine und gleichſam bebende Fröhlichkeit, die ſie weit über alles Gemeine erhob, ja, faſt zu weit von dem nüchternen Grunde der Erde entrückte.

Das Wort des Herrn: „Wenn zwei oder drei verſammelt ſind in meinem Namen, ſo bin ich mitten unter ihnen," vereinte ſie; denn ſie zweifelten nicht an dieſem Wort, und es kam ihnen auch der Gedanke nicht, es wäre irgend dahin zu deuten, als müſſe der Heiland, um zu ſeinen verirrten Schäflein zu kommen, durchaus erſt den Weg über eine Kanzel, eine Abendmahlszeremonie und durch den Mund eines Biſchofs, Paſtors oder beſonders geprüften Gottesgelahrten gehn.

Sie waren einig, und dieſes Gefühl der Einigkeit war zugleich ein Gefühl verbindender Wärme. Die Liebe in ihren Herzen war befreit; die Liebe zu einem unſichtbar Gegenwärtigen, darin ſie ſich trafen und genug taten. Das Märchen

des Frühlings, das ſie von allen Seiten umgab, mit leuchtenden Farben, Inſektengeſumm und Blumenduft, vermiſchte ſich mit dem Zauber der heiligen Legende von Jeſus, dem Sohn der Jungfrau und Gottes Sohn, und das Liebesgeheimnis ſeiner Geburt und irdiſchen Pilgerſchaft, ſeines Leidens, Sterbens und Auferſtehens, ſeiner heiligen Ferne und Gegenwart, erzeugte in dieſen dreien ein myſtiſches Glück.

„Über ein Kleines, ſo werdet ihr mich nicht ſehen, und aber über ein Kleines, ſo werdet ihr mich ſehen." Faſt zweitauſend Jahre nach Chriſti Geburt klangen die Worte nicht anders in dieſen Menſchen wider, als habe ſie Jeſus zu ihnen geſagt und als wären ſie nicht aus alten Schriften genommen worden.

Sie redeten von der Wiedergeburt, und bei dieſer Gelegenheit gab ſich der Bruder Nathanael Schwarz als Anhänger einer verſtreuten Sekte zu erkennen und bewies aus der Schrift, daß die Taufe von Kindern mehr eine kirchliche Greuel, als eine Handlung im Sinne des Heilands ſei. Nur der erwachſene Menſch, behauptete er, könne, nach ernſthafter Prüfung ſeiner ſelbſt, auf dem Wege der Buße und Läuterung aus klarem, freiem Entſchluſſe des Sakramentes teilhaftig werden. Er entwickelte, ganz nach der Lehre der Wiedertäufer, ſeine Anſicht mit großer Eindringlichkeit und gab zu verſtehen, daß niemand die Pforte zum ſchrecklichen Heidentum hinter ſich feſt genug verſchloſſen habe, der ohne die wahre Taufe geblieben ſei.

Nachdem ſie gegeſſen und auch getrunken hatten, erhoben ſie ſich und überließen es einer Schar von Finken und Ammern, die Broſamen aufzupicken. Der Bericht, die Taufe betreffend, hatte Quint und auch den jungen Kurt Simon in eigentümlicher Weiſe neu bewegt. Der Landwirt blieb in Gedanken verſunken; indeſſen der Narr im langſamen Weiterſchreiten vor dem Taufgeſinnten eine Art zögernder Beichte

begann. Er bat Nathanael, ſchonungslos mit ihm ins Gericht zu gehen und ihm, nachdem er werde ſeine eigenmächtigen Taten und eitlen Beweggründe — oder wenigſtens einige unter ihnen! — erfahren haben, frei zu bekennen, ob er Vergebung erlangen könne und welchen Weg der Buße er gehen müſſe, um ſeiner Taufe würdig zu ſein.

„Ich habe mich unterfangen," fuhr Quint fort, „als ein Sünder Sündern zu predigen. Weil ich verachtet bin, habe ich ganz beſonders das Wort der Schrift ergriffen, wo der Heiland ſagt, wer Glauben habe, werde dieſelben Wunder tun als er und größere. Um meine Feinde dadurch in Demut niederzubeugen, wollte ich Zeichen und Wunder tun. Seit ich denken kann, habe ich mich an dieſen Gedanken geklammert. Jahrelang ging ich, in mich verſchloſſen, umher und träumte davon, ein wundergewaltiger König und Gott zu ſein. Ich habe mich ſelber als Götzen verehrt und angebetet. Mein Sinn ſtand durchaus nicht darauf, die Lahmen gehend, die Blinden ſehend, die Schmerzgequälten von Schmerzen freizumachen, vielmehr ich wollte nicht nur von mir, ſondern von Hoch und Niedrig rings um mich her beſtaunt und vergöttert ſein."

Nathanael unterbrach Emanuel. In einer Aufwallung, als ſei der Geiſt über ihn gekommen, ſprach er die Worte: „Es iſt genug. Wer iſt anders wert, mit der Taufe Gottes den Nächſten zu taufen, als durch die Gnade und die Barmherzigkeit? Taufe du mich! Denn die Zahl meiner Sünden und Schwachheiten iſt Legion. —" Und ſo redeten ſie eine Weile herum, weil jeder die Taufe des anderen wollte, und keiner hielt ſich, den anderen zu taufen, für würdig genug.

„Ich will nicht getauft ſein," dachte der junge Lehrling der Landwirtſchaft bei ſich ſelbſt. Seine Seele fing an, ſich leiſe

von dem Handel der beiden auszuſchließen. Er ſah allmählich den Bruder und ſeinen Begleiter wieder im nüchternen Licht der Alltäglichkeit. Sie erſchienen ihm ſeltſam und wunderlich, und hatte er eben noch die göttliche Gegenwart gefühlt, ſo war das Göttliche jetzt entwichen, ja, während ganzer Minuten empfand er jetzt das Betragen der Männer beinahe als lächerlich.

So, gleichſam um etwas Köſtliches, kaum gewonnen, nicht wieder einzubüßen, nahm er den kürzeſten Abſchied und entfernte ſich von den Weggenoſſen querfeldein. Es darf nicht verſchwiegen werden, daß ihm mehrmals, als er den kleiner und kleiner werdenden Wanderern Blicke nachſandte, das Wort Obſkuranten durch die Seele glitt.

Es floß ein Bach, der klares und kühles Waſſer enthielt, durch die Felder hin, zuweilen offen den Himmel ſpiegelnd, zuweilen durch kleine Trupps von Bäumen und Büſchen verſteckt und umſtellt. In einem ſolchen zerteilten Haine, deſſen Grund ein blumiger Raſen war, hatte Quint ſeine Kleider abgelegt, während Bruder Nathanael betend am Bachufer kniete und das Surren der Wildtauben aus den hohen Zweigen einer edelgewachſenen, alten Birke klang.

Nußhäher flogen von Buſch zu Buſch. Das Lachen des Buntſpechtes ſcholl gewaltig. Und als der weiße Körper des irregeleiteten, armen Quint ſich in völliger Nacktheit über die farbige Aue bewegte, ſchien alles ein Bild aus den Unſchuldstagen der Menſchheit zu ſein, ein lieblicher Grund aus dem Garten Eden.

Als Emanuel mit den heißen Füßen ins kalte Waſſer ſtieg, ſah er, wie eine Schar kleiner Fiſche gedankenſchnell auseinanderſtob; danach jedoch ſah er ſich ſelbſt im Waſſer.

Es muß geſagt werden, daß der zu Taufende, gleichwie der Täufer — denn eine Taufe ſollte vollzogen werden! — weit entfernt von jeglicher Frivolität, ein Gefühl erhabenſter Weihe empfanden. Es iſt nicht zu billigen, ganz gewiß, daß ſie ſich hier verleiten ließen, etwas Unerhörtes zu tun, eine Blasphemie, die das Geſetz unter Strafe ſtellt! Aber wenn man bedenkt, wie Jeſus die Armen an Geiſt und die Einfältigen, wenn ſie nur reines Herzens waren, beſonders liebte, ſo wird man nicht ohne Nachſicht ſein.

Die Abſichten der Männer waren lautere. Sie weinten in tiefer Ergriffenheit: der Täufling bis zur Ohnmacht verzückt und verzehrt. Nur freilich, ſie waren in einem Irrtum. Das Gottesreich, welches die große und gewaltige, wenn auch zerſpaltete, chriſtliche Kirche verwirklicht hat, ſahen ihre verblendeten Augen als Babel an. Sie glaubten ein anderes Gottesreich und meinten, es ahnend zu begreifen. Ringsum lag die Welt. Dieſe, wußten ſie, war die Feindin des Reichs. Darüber hinaus war ſie ihnen fremd, und ſie kannten ſie kaum vom Hörenſagen; aber ſie wollten mit ihr nichts gemein haben und einzig Bekenner des Wortes Jeſu und ſeines zukünftigen Reiche auf Erden ſein.

So wurden dem armen Tagearbeitersſohn, als die für ihn geheiligten Waſſergüſſe ihm Scheitel, Schultern und Bruſt beſprengten, nicht nur die Schauer heiliger Weihe zuteil, ſondern es ward ihm auch leichter zumute: hatte er doch das Gewicht der Verantwortung zum großen Teile auf Bruder Nathanael abgewälzt.

Dieſer, mehr als Emanuel hingeriſſen, an ſich von einer ungebändigten, leicht entzündlichen Sinnesart, hatte inmitten der Stille mit dröhnender Stimme nur gefragt: „Glaubſt du, daß Jeſus Chriſtus Gottes Sohn iſt?" und Emanuel hatte

das „Ja" geantwortet. Bruder Schwarz indeſſen ſah mehr in ihm. Sein ſanguiniſcher Schwärmergeiſt war gewaltſam entrückt. Und als er nun das Wildtaubenpärchen aus den langen, grünen Behängen der Birken heranſchweben ſah und plötzlich über dem Täufling mit einer jähen Wendung dahinblitzen, kam er ſich vor, wie der Täufer Johannes, und der Himmel ſchien ihm geöffnet zu ſein.

Drittes Kapitel

Der Tischlerssohn aus dem Eulengebirge betrachtete seine Wiedertaufe im ganzen als eine Bestätigung. Das Betragen des Bruders und seine Worte zum Abschiede waren von einer Art gewesen, daß Emanuel es in einer gewissen Beängstigung von sich wies, Schlüsse daraus zu ziehen. Kurz nachdem er den Bruder verlassen hatte, vermochte er schon nicht mehr sicher zu unterscheiden, ob nicht die eigene Erregung ihn hatte den Himmel offen sehen und Stimmen hören gemacht oder ob der Bruder im Überschwang solches behauptet hatte. „Das ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe." Es war genug und Glücks genug, sofern auch nichts äußerlich Wunderbares sich weiter ereignet hatte, und allein diese Rede wirklich aus der Seele Nathanael Schwarzens gedrungen war.

Von diesem Manne hatte der Narr in seinem zehnten Jahre bereits reden gehört, wenn er, wie es bei Kindern in jener Gegend der Brauch ist, in Hütten der nahen und ferneren Nachbarschaft aus und ein ging. Voll tiefer Ehrfurcht sah er in ihm einen wirklichen Gottesmann. Er war für ihn eine Autorität, trotzdem seine eigene Seele in der Zwischenzeit bereits zu einem so starken Leben erwachsen war, daß die starke Seele des Bruders ihrem ganz besonderen Stand und Wuchs nichts mehr abbrechen konnte. Emanuel ging und war voll Gesang. In göttlichen Wallungen fiebernd hatte er seinen Schritten kein Ziel gesetzt; nur daß er die Richtung nach einer fernen

Kette von Bergen zu und nicht nach den Heimatsdörfern einſchlug. Dieſe fernen Berge kannte er nicht. Einem Kinde ähnlich war ihm zumute, das der Meinung iſt, am ſcheinbaren Horizonte müßten Erde und Himmel zuſammenſtoßen, ja, man könne dort geradeswegs in den Himmel hinein.

Emanuels Seele war voller Liebe. Näherte ſich ein Menſch ihm an, ſo bemerkte er gleich den Kummer und auch die Schönheit in ſeinem Angeſicht. War es ein Mann, ſo ſagte ſeine Seele ſogleich in der Stille „Bruder" zu ihm. War es ein Weib, ſo ſagte ſie „Schweſter". Gingen ſie aneinander vorüber, er und das Weib oder er und der Mann, ſo ſprach es in ihm: „Ich kenne dich, dein Leiden, dein Glück und deine Schmerzen, ich kenne dich, wie mich ſelbſt und dein und mein Los." Waren ſie aneinander vorübergegangen, ſo war es ein Abſchied, und er liebte die Menſchen, indem er ſich von ihnen trennen mußte, noch mehr. „Du mußt einſam gehen, wohin du nicht willſt, mit deiner Schönheit," ſagte er manchmal, ſofern es ein ſchönes Weib war, die vielleicht unter einer Bürde von dannen ging, oder ſofern es ein Mann war: „Du wirſt mit deiner ſchlechtverborgenen Sehnſucht weiter irren und den Freund nicht finden in deiner Einſamkeit, der dir dein Königreich in der eigenen Bruſt erſchließt." Und er liebte ſie alle und hätte ſie alle gern in die Arme und an ſein Herz genommen, obgleich ihm aus ihren wahnſinnigen Blicken oft genug Haß, Hohn und Verachtung entgegenſprang.

Er war den Tag bis zu Sonnenuntergang durchgewandert. Bevor er wiederum in einen Strohſchober ſchlafen ging, betete er in die ſcheidende Sonne, am Morgen darauf in die wiedergekehrte hinein, und aufs neue begann ſeine Wanderung. Seine Nahrung beſtand aus Waſſer, das er, flach ausgeſtreckt, von dem Spiegel der Quellen trank — er umging die Dörfer! —

aus Wurzeln, die er hier und da den Feldern entnahm, gelegentlich aus frischen Salatblättern, und einige Male ward ihm, ohne daß er gebeten hatte, Brot und ein Trunk dünnen Kaffees zuteil, Reste der Vespermahlzeit, die Weiber und Kinder von den Arbeitsstätten der Felder oder Fabriken heimtrugen.

Bei aller Hochgestimmtheit und schwärmerischen Verzückung seiner Natur erkannte Quint und mußte erkennen, daß alles Neue in seinem Innern vorerst mehr Gärung als Klärung war. Vermogene Gedanken hatten sich vorgewagt, die unzweifelhaft Abgesandte des höllischen Dämons waren und die zur Sünde und Überhebung verleiten sollten. Die Schlange war listig. Noch immer war sie darauf bedacht, durch allerlei Ränke die Rückkehr des ausgestoßenen Menschen in seinen paradiesischen Unschuldsstand zu verhindern. „Ihr werdet sein wie Gott!" Quint wappnete sich. Er wollte sich nicht zum Genuß der verderblichen Früchte jenes verbotenen Baumes verführen lassen. Indem er ging — und hier setzte die krankhafte Anlage seines Wesens wiederum ein — hörte er dringliche Stimmen flüstern: „Ich grüße dich, Christus, Gottes Sohn!" „Der bin ich nicht!" sprach Emanuel.

Aber er konnte nicht Ruhe finden: „Ich grüße dich, Christus, Gottes Sohn!" klang es immer aufs neue. „Ich grüße dich, der du gekommen bist und herabgestiegen vom Throne des Vaters in Elend, Schmach und Niedrigkeit. Tritt an: deinen Weg! tritt an: deine Sendung! Fürchte dich nicht. Siehe, an deinen Händen und Füßen die Nägelmale von ehedem sind nicht verharscht. Du spürst in dir das brennende Weh aller Leiden von ehedem. Es ist vollbracht. Der Vater hat keine neuen Leiden für dich ersonnen, du Gesegneter. Diesmal sollst du nichts anderes, als der gute Hirte sein und sollst die Schal-

mel erklingen lassen und deine Herden in Gärten führen, auf Weiden, wo Milch und Honig fließt. Ich grüße dich, Christus, Gottes Sohn."

„Ich bin nicht Christus, Gottes Sohn," sagte Emanuel, und indem er hinzusetzen wollte: „ich bin nur ein Mensch," trat ihm ganz unwillkürlich das Wort auf die Zunge: „Ich bin nur des Menschen Sohn." Darüber erschrak er aber sogleich; denn es mußte ihm einfallen, wie der Heiland sich auch mit diesem Namen bezeichnet hatte. So hatte auch dorthin, wohin er ausweichen wollte, der Böse eine Falle gestellt. Es blieb nichts übrig, als schnell und eifrig zu widerrufen und zu sagen: „Hebe dich weg von mir; ich nenne mich auch nicht des Menschen Sohn."

Allein stundenlang, als er weiterging, durchdachte er diese Fragen tiefer, und am Ende schien es ihm nicht mehr gegen Christi Gebot zu verstoßen, sich, wie er es getan, als Menschensohn zu bezeichnen. Die Geburt des Heilands im Irdischen, wie nicht zu leugnen war, hatte die Merkmale äußerster Niedrigkeit auch insofern an sich getragen, als Joseph, der Mann seiner Mutter, nicht sein Vater war. Jesus war also, gleich wie er, Emanuel, vaterlos, und dieser unterfing sich nun, die Kette versteckter Leiden, die er deshalb erduldet hatte, die quälende Scham und Bitterkeit mit den Leiden des Heilands, aus eben der Ursache, zu vergleichen. Wie mußte es nicht, wenn andere Kinder von ihren Vätern gesprochen hatten und Jesum nach dem seinigen fragten, den Knaben mit Scham und Schrecken erfüllt haben, daß er ihn nicht zu nennen wußte, und welche ätzende Pein, als er älter wurde, mußte es ihm verursacht haben, daß viele unter jenen niedrig und roh gearteten Menschenkindern, die ihn umgaben, anders von ihrer Mutter reden durften, als er.

Emanuel biß die Zähne zuſammen. Wieviel hundertmal hatte er Vater und Mutter verleugnet, aus tiefer Scham, und ſich deshalb in den Augen der Leute zum Narren gemacht. Sollte nicht Chriſtus, der alle verborgenen Leiden der Seele kannte, wie niemand außer ihm, die gleiche Erfahrung gemacht haben? Sollte er nicht eines Tages ſich unter den lauernden Fragen der Phariſäer ſtolz aus dem ängſtlichen Druck der Schande zur freien Höhe des Menſchenſohnes aufgereckt haben? Und ſollte es nicht ſeine Abſicht geweſen ſein, indem er ſich dieſen Namen beilegte, damit zugleich für alle Zeit das Mal einer unverdienten Schmach von den Stirnen aller Später-Geborenen im vorhinein abzuwiſchen?

Quint war auf einmal davon überzeugt, es müſſe ſo und nicht anders geweſen ſein, und beſchloß das Erbe des Heilands in dieſer Beziehung mit reinem Vertrauen anzutreten. Er iſt es, und nicht der Satan, beſtätigte er ſich ſelbſt, deſſen Weſen ſich mir in dieſem Augenblick und mit dieſem Gedanken offenbaret.

Ganz unwillkürlich richtete er ſich auf und bekam einen freieren, feſteren Gang. Es war nicht mehr eine heftige Stimme, die ihm „Gottes Sohn" in die Ohren blies, ſondern es lag eine ſtumme und klare Erkenntnis in ihm, daß er als Menſchenſohn durch die Felder ging. Er wußte von einem König und Kaiſer, der in Berlin, der Hauptſtadt des Reiches, auf ſeinem Throne ſaß; aber in ſeiner neuen Würde erkannte er plötzlich, daß er, Emanuel Quint, der Bankert — ſein Stiefvater nannte ihn oftmals ſo! — vor Gott nicht geringer daſtand, als er. Des Menſchen Sohn iſt ein Herr der Welt!

Und ſo rollte ſich der bräunliche Weg wie ein Tuch vor ihm aus. Wie Teppiche voller Koſtbarkeiten breitete ſich die Erde mit ihren Städten, Türmen, Flüſſen und Saaten gegen

die Berge hin, als Erb und eigen dem Menſchenſohn. Über ihm ſpannte ſich weit als Decke die blaue Seide des Himmelsgezelts. Die ſtrahlende Sonne war ſeine Ampel. Die Lerchen ſangen dem Menſchenſohn. Die Früchte reiften dem Menſchenſohn. Die Haine flüſterten huldigend ſeinen Namen. Es war nichts Mächtigeres und Herrlicheres auf der weiten Welt, als der, den die Vögel, die Winde, die Zungen der Gräſer und Blätter im Chore begrüßten: Geſegnet ſei und gelobt, der da kommt im Namen des Herrn! Nichts Herrlicheres als des Menſchen Sohn!

„Ich ſuche nicht meine Ehre, ſondern des, der mich geſandt hat," redete es nun wieder in ihm, ſo daß er erſchrak und Auen, Wälder und Hügel mit ihren Rufen plötzlich ſtumm wurden. Der Narr erkannte, es war ein ſtreitendes Wogen in ſeinem Inneren ausgebrochen, wo immer eine Welle des Lichts eine Welle der Finſternis — eine Welle der Finſternis die Welle des Lichts — zu verdrängen ſchien. Ganz unabhängig von ſeinem Willen geſchah dieſer Kampf. Er war ſo ſtark und ſo unabhängig von Quint, daß dieſer zuweilen ihm gleichſam nur als erſtaunter und geſpannter Zuſchauer beiwohnte. „Nein, nein! ich ſuche nicht meine Ehre; allein ich war wiederum nahe daran, in Verſuchung und Stricke zu fallen. Iſt es Gott? Iſt es Satan, der mich verſucht? Iſt es nicht Gott, zu dem wir ſo beten: führe uns nicht in Verſuchung?" Und er betete das Gebet des Herrn, das Jeſus gelehrt hatte. Danach wandte er ſich ſogleich von dem, an den es gerichtet war, ab, und dem zu, der es gelehrt hatte, und ging im Geiſt wieder, wie ſo oft, den Spuren des Heilandes nach. Er liebte den Heiland. Der arme oder in dieſer Hinſicht glückſelige Quint hatte eine Liebe zu dem holdſeligen Jeſus gefaßt, die ſo groß war, daß ihn, ſo oft er ſeiner gedachte, das Herz ſchmerzte — eine Liebe, die über alles Irdiſche ging.

Vor nahezu 2000 Jahren war Jeſus über die Erde gewandelt, und nun erſt war Quint aus ſeiner Hütte am Wege getreten und hatte mit einigen anderen nach der Richtung geſchaut, wo der heilige Wandrer verſchwunden war. Sogleich begab er ſich, wie ein treuer Hund ſeines Herrn, auf die Spur, und es hatte für ſeine brennende Sehnſucht kein anderes Beſchwichtigungsmittel gegeben, als Tag und Nacht dieſe Spur zu verfolgen. Er ſchlief, wenn er ſchlief, über Jeſu Fußſtapfen ein.

Seine Jeſusliebe war grenzenlos. Er hatte das zerleſene neue Teſtament, das die Nachrichten von dem Sohne Marias enthielt, an der Bruſt verwahrt, und es war ihm, als ob dort allezeit eine liebe Hand ſein Herz beſchwichtigte. Aber außerdem war er ſelber das Buch, das er, wie Johannes, gleichſam verſchluckt hatte. Es wohnte in ihm und er wohnte darin. Würde es nicht in ihm gewohnt haben, ſo würde der Tod an ſeine Stelle getreten ſein. Würde er nicht darin gewohnt haben, der Regen hätte ihn mit Nadeln geſtochen, die Sonne ihn mit Brandwunden überſät, der Himmel würde wie ein Felſen auf ihn gefallen ſein. Nun aber ſchadeten ihm weder des Todes Kälte, noch des Winters Froſt, weder die Hitze des Tages, noch die Rauheit der Nacht. Aber er ruhte nicht gern. Sofern er die Füße nicht regte, kam es ihm vor, als würde der Zwiſchenraum größer, zwiſchen ihm und dem Freunde, der vor ihm her durch die Erden und Himmel ging, und als hätte er weniger Teil an ihm.

Ein Kind, das weinend der Mutter nachläuft, die ihm verloren gegangen iſt, hat keine größere Liebe in ſeiner Seele als dieſer müßige Handwerksgeſelle, der nach dem Anblick des Heilands Verlangen trug. Er war bereit, in ihm unterzugehen. Deshalb war er, kaum daß ihm der Satz: „Ich ſuche

nicht meine Ehre!" ins Bewußtsein kam, sogleich ganz Selbstverleugnung und Demut und empfand sich, weit entfernt von dem Anspruch, ein Hirte zu sein, nur mehr als das letzte Lamm der Herde.

Er wollte in diesem und keinem anderen Sinne des Heilands Nachfolger sein. Allein seine Liebe hatte ihn mehr und mehr verlockt durch stärkere Ansprüche. Es genügte ihr nicht, gleichmütig zu dulden, was ein dumpfer Wandel der Nachfolge mit sich brachte, sondern sie wollte dem Hirten auf allen labyrinthischen Pfaden nachgehen, um sich nichts zu ersparen, was dieser erduldet hatte, und ihm in jeglichen Dingen ähnlich und damit auch näher zu sein.

„Wir essen dein Fleisch, und wir trinken dein Blut, wie du uns befohlen hast," grübelte Quint. „Heißt das nicht auch: wir sollen in allem wie du werden? Hat es nicht deine unendliche Liebe uns aufgetragen, wie du zu sein? Hast du uns nicht diese ganz überschwängliche selige Aussicht eröffnet? Suchet in der Schrift! Ja, suchet, suchet!" — Und er zog sein Testamentchen hervor und blätterte! — Es leuchtet ein, daß das, was gesucht werden soll, nicht zutage liegt. Aber suchet, so werdet ihr finden! Suchet! und suchen wollte Quint.

Er wollte vierzig Tage und vierzig Nächte in einer Wüste sein und wollte sich, wie sein Vorbild, aller Unbill des Wetters und Mangels in einer ganz besonderen Weise aussetzen. In diesen Tagen sollte der Heiland und nur der Heiland in ihm sein. Er wollte sich ihm ohne Rückhalt hingeben. Und hatte wirklich dereinst Satanas den Gesalbten des Herrn versucht, mochte auch ihn immerhin der Teufel versuchen; denn er wollte kein Müßiggänger am Reiche sein. Verwirf mich oder erleuchte mich, Herr, nach dieser Zeit. Gib mir einen neuen gewissen Geist oder verstoße mich, wenn du mich nicht würdig befindest.

Sende mich aus durch die Tore deines Leidens und Sterbens oder verurteile mich zur Nichtigkeit; aber laß mich wenigstens den Saum deines Mantels berühren, so werde ich nie ganz verloren sein; die Erde küssen, auf der du gewandelt bist, den Stein, der dein Kopfkissen war, die Dornen an den Sträuchern, von denen man deine Krone geflochten hat, so wird noch in der tiefsten Finsternis tiefster Abgründe ein unverlierbarer Raub ewigen Lichtes mir Glück und Labsal sein.

Mehrmals im Laufe der Tage hatte Quint, etwa auf einer Landstraße, der er sich annäherte, oder hinter dem Buschwerk der Raine, die Helmspitze eines oder des andern Gendarmen aufblitzen sehen, und jedesmal hatte er, nicht anders wie es die Vagabunden tun, sich irgendwo in Gräben und Feldern eine Deckung gesucht und abgewartet, bis der gefürchtete Reiter aus dem Gesichtskreis entschwunden war. Nun aber kam einer dieser Gewaltigen querfeldein, zuweilen im Schritt, zuweilen im Trab, wobei sein friesisches Pferd sich vorsichtig durch die Gräben heranarbeitete. Quer vor dem Wanderer aufgepflanzt, hielt es still, und der Wachtmeister tat die üblichen Fragen.

Quint wußte, was ihm bevorstand. Er hatte weder Papiere, die seinen Namen, Geburtsort, Beruf und Arbeitsausweis enthielten, noch konnte er daran denken, dem schweren Reiter den Grund und Zweck seiner Wanderung begreiflich zu machen. Er war ihm gegenüber, ohne Geld und in Lumpen, ganz rechtlos und seiner gesetzlichen Willkür preisgegeben, obgleich er durchaus nichts im Sinne führte und tat, als sich dem Zug seiner kindlichen Seele zu überlassen. Durchbohrend sah der Gendarm ihn an. „O bliebe dir nichts verborgen in meiner Seele," dachte der Narr. Aber der Mann des Gesetzes, so sehr

er ſich von dem Segenteile den Anſchein gab, war dennoch blind. Er ſah einen wunderlich ärmlichen Menſchen, deſſen Geſichtszüge bleich und leidend, aber vom Trunk nicht entartet waren. Er vernahm eine Stimme, die ihm bereitwillig über Namen und Herkunft Bericht erſtattete, und was er wahrnahm, brachte ihn nicht von dem Gedanken ab, er habe hier, wie nur je, einen Galgenvogel gefangen. Er ranzte ihn alſo gehörig an. Dennoch, als er ſich eine Weile in raunzenden Redensarten erleichtert hatte, ſchien er nicht recht zu wiſſen, was tun, und — war es nun, daß ihn ſeine Frau mit dem Mittageſſen erwartete, oder ihm im Städtchen ein gutes Bier und Frühſtück in unmittelbarer Ausſicht ſtand, kurz, ſtatt den Arbeitsſcheuen mit ſich ins Polizeigewahrſam abzuführen, ließ er ihn plötzlich nach einem menſchenfreſſeriſch furchtbaren Blicke ſtehen und ritt davon.

Quint dankte Gott, denn er ſah in dieſem unerwarteten Ausgang des Abenteuers eine Folge himmlicher Einmiſchung. Aber es ging ihm auch hier wie ſtets: in der harten Maske hatte er nach und nach die ſchmerzlich erzwungene tote Berufsgrimaſſe erkannt, dahinter eine darbende Seele ſchmachtete, und dieſe hatte ihn bittend aus einer unwillkürlichen Miene heraus und aus den Tiefen der niemals lügenden Augen angeleuchtet. Bekümmert ſah er dem Reiter nach: er haßte ihn nicht, er liebte den Menſchen.

Am dritten Tag ſeiner Wanderſchaft hatte Quint, in ein düſteres Waldgebirge emporſteigend, eine wilde, verlaſſene Gegend erreicht, von wo aus der Blick unendlich weit über Berge, Hügel und Ebenen Schleſiens ſchweifen konnte. Dieſe Höhe hatte er gleichſam gegen die rückwärts gewandte Angſt ſeiner Seele ertrotzt. Die Einſamkeit, die tiefe, lautloſe Stille

verlaſſener Waldgründe, die er durchſchritten hatte, das aufrauſchende Staunen und die flüſternden Beratungen der Wipfel über ihm, wenn er zwiſchen den Farnen, Mooſen, Steinen und Wurzeln ſtillſtand, und manches andere wirkte beklemmend auf ihn. Es ſchien, als ob hier die Stille und Einſamkeit, die Quint als eine ewig gleiche und gütige Freundin kannte, ſich zu einer furchtbaren Macht aufrichtete, um eine Sprache zu führen, die ihn und ſein eitles, unerhörtes Beginnen zerſchmettern wollte. Die Finger in beide Ohren gedrückt, wie um das tauſendfältige Ziſcheln eines wilden Dämonengelichters, das an Zahl mit jeder Minute zunahm, nicht hören zu müſſen, war er hinangeſtiegen, und zuweilen hatte er ſich auf den Waldboden niedergedrückt und auch hier mit den Ballen der Hände die Ohren verſchloſſen, um nichts von den lügenhaften Poſaunen eines vom Teufel erlogenen jüngſten Gerichtes hören zu müſſen. Er glaubte, daß es vom Teufel erlogen ſei; denn er ſagte zu ſich: „Ich will zu Jeſu! Und wenn nun die Berge wie furchtbare Richter ſich um mich auftürmen, die ſchwarzen Wolken um ihre Spitzen zu grollen anheben, zuweilen Poſaunenſtöße gleich Winden daherfahren, um die Wipfel zum Ächzen zu bringen, ſo kann dies, ſowie das böſe Gelächter des Hohnes, das ich mitunter hören muß, nur Blendwerk des Teufels ſein."

Es war aber das Gelächter der Spechte, das er hörte, dann wieder das markdurchdringende, eigenſinnige Klagen eines Raubvogels, das den böſen und peinvollen Lauten einer im hölliſchen Feuer gemarterten Seele glich.

Über der Baumgrenze angelangt, wurde dem Toren freier zumute. Die ungewohnten, gewaltigen Eindrücke um ihn her bedrohten ihn nun nicht mehr, ſondern ſie hoben ihn jählings aus dem Staub der Erniedrigung zu einer erhabenen Höhe

empor. Er ſah die Welt unter ſich. Das Gebirge, das ihn rings mit ſteinernen Kraterwänden halbkreisförmig umgab und bis in die Wolken überragte, war ihm zugleich der Schemel für ſeine Füße geworden. Er atmete frei. Er wandte ſich gegen den weiten unendlichen Himmel, und ſagte: „Gott!" Er wandte ſich gegen den bunten, welligen Teppich der Länderflächen, der von den Schatten weißer Gewölke gefleckt erſchien, und ſagte: „Gott!" Er wandte den Rücken gegen die Tiefe und blickte ſtaunend gegen die zackigen Wände und Riffe der ihn umgebenden Felsmauer hin, auf die zwiſchen ihnen geſtauten Schutt- und Geröllhalden, und ſagte: „Gott!" Er betrachtete das Geſtein, das in rieſige Blöcke gelöſt wie von Zyklopenhänden in jahrtauſendelanger Arbeit zuſammengetragen über- und untereinander geſtürzt weite Hänge bedeckte, und plötzlich, eh er den Namen Gottes zu nennen imſtande war, flüſterte ihm eine Stimme ins Ohr: „Biſt du Gottes Sohn, ſo ſprich, daß dieſe Steine Brot werden."

Aber Emanuel war auf der Hut; er wies dieſe Stimme, die ihn zum Sohne Gottes machte, ab, indem er ſo tat, als habe ſie ihn nur verführt, an Jeſum dieſe Bitte zu richten. Und er bat den Heiland deshalb um Vergebung. Er ſagte: „Ich weiß, du kannſt es! Auch daß du es tun wirſt, wenn ich bitte! Aber es lebt der Menſch nicht vom Brot allein!" — Es ſchien dem Narren, als ob durch dieſe Erwägung der leibliche Hunger, den er ſeit einigen Stunden empfand, geſtillt worden wäre.

„Sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht." Darüber dachte er weiter nach. Es war in ihm eine ſeltſame Unwiſſenheit. Er hatte leſen gelernt um der Bibel willen. In ihr forſchte ſein Geiſt. Was ſonſt an ſinnfälligen Dingen ihn ſeit ſeiner Jugend umgeben hatte,

kannte er nur gemäß den natürlichen Spiegelungen der Seele und jener Liebesbeziehung, die ihn mit allem, was iſt, verband. Darum blieben ihm Himmel und Wolken, Sonne und Tag, Nacht, Mond und Sterne das reine Myſterium. Desgleichen die Erde mit ihrem Getier, Geſtein und Gras, und als er nun durch den Sinn des Geſichts und Gehörs dies alles aus tiefer Einſamkeit in ſich faßte, ſchien ihm jegliche Kreatur, und das Ganze der ihn umgebenden Welt der Erſcheinung das durch den Mund Gottes gegangene Wort zu ſein.

Gott ſprach zu ihm und er wollte zuhören. Er wollte ganz Ohr, ganz Auge, ganz Liebe ſein. Vielleicht, ſagte er ſich, werde er die gewaltige Stimme der Gottheit nicht zu ertragen vermögen! Allein, dann, dachte der Tor, wollte er gern an dem Worte Gottes zugrunde gehn. Schon empfand er ſich gleichſam als aufgelöſt. So erweitert vom Wort, ſo erfüllt und ins Unendliche ausgedehnt durch das Wort, erſchien er ſich manchmal, daß er kaum noch etwas in ſich und an ſich als eigen empfand: und doch war er nur erſt ein armſeliger Neuling am Wort, wie er wußte.

Jeſus, vom Geiſt in der Wüſte geführet, war ſchlimmer daran, als er, der Jeſum bereits als Freund und Begleiter hatte. Er hatte ihn außerdem als Vorbild. Er wußte nicht, wie viele vor ihm ſich in der imitatio Christi verſucht hatten, die eine ganz beſondere Falle des Teufels war.

Er glaubte, er ſei, wie der Heiland, vom Geiſt und nicht von Satanas in die Wüſte geführt und er könne ſich überdies an den Heiland halten, und deshalb überwand er immer wieder die Bangigkeit und ſuchte endlich, indem er einem verwachſenen Pfade durch hohes Knieholz mühſam nachkletterte, einen verborgenen Platz im Geſtein, wohin er ſich etwa bei

Regen und Wind zurückziehen und auch nötigenfalls vor Menſchen verbergen könnte: eine Stätte für einen dauernden Aufenthalt.

„Genügt es dir nicht," fragte auf einmal die dämoniſche Stimme in ihm, „was über des Heilands Verſuchung in deinem Büchlein geſchrieben ſteht? Glaubſt du, daß es zu wenig ſei? oder etwa erlogen? oder verſtehſt du, was da geſagt iſt, nicht?"

„Ich will es erdulden," ſprach halblaut Emanuel. Und nun bekam die Stille ſogleich eine neue Furchtbarkeit. Es war, als fielen die Wände ſeines Weſens auseinander, und ſein Inneres wurde grenzenlos. In der Verzauberung dieſer Stille, in ihrem Bann, mußte ſein Geiſt unaufhörlich Bilder hervorbringen, eine Reihe von Bildern, die einander zu jagen ſchienen als wie bei einer eiligen Fahrt. — Und immer eiliger wurde die Fahrt! Und immer unerhörter die Bilder. Es war, als ſei das Wort „Ich will es erdulden!" ein Zeichen für den Losbruch der feindlichen Mächte geweſen, deren Abſicht es ſchien, ihr Opfer von Grund aus zu verwirren.

Iſt die Stille: Gott? Iſt die Stille: der Teufel? Sind die tieriſch menſchlichen Fratzen, die mir entgegengrinſen, Gottes oder des Teufels Werk? Warum zeigt mir auf einmal die Welt ihre ſonſt verborgene ſcheußliche Unflätigkeit in zahlloſen ekeln und widrigen Bildern? Warum iſt mein Geſicht auf einmal vom Anblick des Kots, des niedrigen Haſſes, der Mordſucht und jeder ruchlos und widernatürlichen Gier erfüllt? Warum wird das heilige Fließen und Weben in meiner Bruſt auf einmal durch einen Fluch gedämmt? Durch Schweinegrunzen und Ziegenmeckern, warum höre ich jenen ſtinkenden, greulich rohen Ton, den Gemeinheit nur immer hervorbringen kann? Das Heilige ſelbſt durch Kloaken gezogen, mit Kot beſudelt, unter Höllengelächter in jeder widerlichen Verrichtung

vor das ſchauernde Innere hingeſtellt? — Plötzlich rief eine Stimme laut und weckte das Echo zwiſchen den Felswänden. „Du weißt nicht, was du erdulden willſt, und was alles Chriſtus erduldet hat!" — „Und eben deshalb muß ich es jetzt erfahren": mit dieſen Worten faßte ſich Quint und brach ſich weiter durchs Knieholzdickicht.

Er fand nach einigem Suchen ein rohes Gemäuer aus unbehauenen Blöcken zuſammengefügt, mit Moos verſtopft und mit einem kunſtloſen Dache bedeckt, das aus alten verwitterten Kiſtendeckeln beſtand, darauf Humusſchichten gebreitet waren. Gebeugt an der unvermauerten Seite eintretend, fand Quint in dieſem Verſteck ein erhöhtes Lager aus trockenem Mooſe vor und ſonſt ſo viel Raum, um darauf zu liegen oder gebeugten Nackens darauf zu ſitzen und dabei noch mit beiden Knieen im Trocknen zu ſein. Hier konnte man Tage und Wochen aushalten.

Es war gegen die Mitte des Monats Mai und der Schnee von den Bergen bis auf wenige ſchmutzige Reſte abgeſchmolzen. Tagsüber hatten noch ſchwache Winde aus Süden geweht. Als Quint, nachdem er einen Trunk Bergwaſſers gegen den Hunger zu ſich genommen, ſich auf das Mooslager ausgeſtreckt hatte und die Sterne am Himmel hervortraten, wurde die Luft weich und ganz ſtill. Die Dämmerung kam, der Mond ſtieg herauf. Wie ein grenzenloſes goldbeſticktes Segel von dunkler Seide bauſchte ſich der Himmel über das Gebirge hervor und über die im Dämmer faſt verſunkenen Länderflächen. Es war, als hätten die unzähligen Stimmen der Natur viele Monate lang in ruheloſen Bemühungen jene vollkommene Harmonie geſucht, die ſie nun gefunden hatten. Quint hatte die Nacht gefürchtet, und nun gab ſie ihm mehr als

einen Vorgeſchmack künftiger Seligkeit. Alle Dämonen ſchienen gebunden oder in ihre Käfige eingeſperrt, oder der Zauber der Schönheit hatte ſie ſtumm und ſelig gemacht. Metalliſch ſummende Mückenſchwärme bildeten zwiſchen den Augen des Toren und dem runden Mond ein tanzend durchſichtiges Gewölk, das mit ſeinem wohligen Klingen mit der Seele des Schauenden eins wurde, ja, dieſe ſelber, ſichtbar und hörbar geworden, darſtellte, wie es ſchien.

Zwiſchen Träumen und Wachen geriet Quint allmählich in einen Zuſtand der Wonne hinein, den er in ſeinem ganzen bisherigen Daſein noch nicht gefühlt hatte. Mit halbem Bewußtſein beſchloß er bei ſich fortan immerdar die Nähe der Menſchen zu meiden und nur, wie jetzt, mit ganzer Liebe Gott in der Stille ergeben zu ſein. Würde jetzt, dachte er bei ſich ſelbſt, ein Menſch in ſeinen Geſichtskreis treten, er müßte ihn haſſen wie ein Geſpenſt. Jeden Menſchen? jedenfalls jeden Mann! — Jeden Mann, und wenn es der Heiland wäre? Er beantwortete dieſe Frage nicht. Der Heiland iſt in mir und unſichtbar! Damit verſuchte er zu entſchuldigen, daß er im Begriff ihn zu verleugnen ſtand.

Niemand durfte kommen, auch nicht ein Weib. Er kam ſich vor wie vermählt mit der Pracht und der lauſchen Stille. Die ihn umgebende Felswüſte war durchaus etwas anderes als hartes und kaltes Geſtein. Von allem ging lebendige Wärme aus wie in Ställen von Tierleibern: nur daß dieſe Wärme rein und balſamiſch war. Es lag darin etwas Aufreizendes und Entzückendes, wovon man berauſcht wurde. Es miſchten ſich ſüße Düfte von Blumen und blühenden Gräſern hinein, die einen kitzelnden Pollen mit ſich brachten, der ein tolles, heimliches Lachen auslöſte. Der Boden der Schlafſtelle war mit Zweigen der Krüppelkiefer bedeckt, darin lag

ein Ziegengehörn und das Stück eines Felles. Daher kam es, daß Quint im Traume Ziegenherden und bocksfüßige Hirten ſah, die mit Eimern voll Milch und runden, gewaltigen Käſen hantierten. Manche der Hirten waren gehörnt und trugen Kränze aus Kiefernzweigen.

So wie das Blut in den Adern des Narren heiß pulſierte, ſchien ihm die ganze Natur durchpulſt zu ſein. Es war etwas von entzückender Nacktheit in allem. Und immer wärmer, immer betäubender ſtieg der Atem des Nackten von allem auf. Der Mondglanz troff wie Salböl über die weichen Formen der Klippen und Bergſpitzen, und etwas wie eine Gruft aus Scharlach zog ſich zuſammen vor den geſchloſſenen Augen Quints und tat ſich auf; etwas, das er nicht müde wurde zu ſehen, bis es verſchwand; dann plötzlich tanzte, ganz nackt, ein Weib vor ihm, eine Eva mit üppigen Brüſten, ſie warf ſich zurück und warf den Schwall ihrer rotblonden Haare zurück. Alsdann ſtemmte ſie beide Hände in das quellende Fleiſch ihrer Hüften und drehte ſich langſam um ſich herum, — da fuhr der Narr aus dem Schlafe empor und ſchrie laut: „Hebe dich weg von mir, Satan!"

Als der Morgen heraufkam, hungerte Quint, und er ſtand auf, um irgend etwas Eßbares aufzufinden. An dem Rand einer weiten Hochfläche angelangt, kam es ihm vor, als dringe Geläut einer Herde von den tiefer gelegenen Wieſen herauf. Es war aber nur ein unter Steinen verſtecktes, glucksendes Rinnſal, wodurch dieſe Täuſchung verurſacht wurde. Indeſſen bemerkte Quint in der Ferne ein einſames Haus, und, da ſeine Augen weitblickend waren, konnte er ſehen, wie Ziegen und Rinder aus der Stallung des Hauſes ins Freie traten und alſogleich, nachdem ſie die Köpfe ein wenig in den kalten

Morgen erhoben hatten, zur Tränke liefen. Die Luft war nicht mehr lau, wie zur Nacht, ſondern vielmehr friſch; denn der Südwind hatte ſich eingelegt, und den Narren fröſtelte.

Nachdem er eine geraume Weile die Vorgänge und das ſpielzeugartig klein erſcheinende Haus in der Ferne beobachtet hatte, konnte er merken, wie eine Herde ſich mitſamt ihrem Hirten mehr und mehr von der Baude ablöſte. Sie bewegte ſich wohl eine Viertelſtunde lang in beſtimmter, ihm näher führender Richtung und hatte dann ihre Weide erreicht.

Quint pirſchte ſich an den Hirten heran.

Er fand einen greulich zerlumpten Kerl mit wulſtigen Lippen und ſtruppigem Haar. Der Menſch erſchrak, als er Quinten ſah. Allein als dieſer ſich, mit gehörigem Abſtand, ruhig auf einem Granitblock niederließ und Ziegen und Zicklein, ja, ſogar der Bock ihn vertraulich beſchnupperten, achtete er ſeiner weiter nicht und fuhr fort, eine Pfeife aus Rinde zurechtzuklopfen.

Eine ziemliche Weile wartete Quint. Die ſchweren Rinder graſten ruhig. Zuweilen hob eines brummend den Kopf, um den Fremdling mit einem leeren, nichtsſagenden Blick zu beglotzen. Endlich trat Quint an den Hirten heran.

„Mich dürſtet."

„Hier gibt's genug Waſſer zu trinken," antwortete jener ohne Bedenken in ſeiner kaum verſtändlichen Mundart.

„Schenke mir einen Trunk Milch, um Gottes willen."

Der Menſch ſah Quint aus ſeinen gedunſenen und verſchworenen Augen an und bekreuzte ſich.

„Ich bin arm wie du."

„Ich habe zwei Tage lang nichts gegeſſen," ergänzte Quint.

Nun warf der Burſch ſeine Pfeife weg, als ob er eine Erſcheinung ſähe, holte ein Kännchen aus Blech herbei, das

er unter einer Krüppelkiefer verſteckt hatte, und ſchlich und kroch wie ein Tier auf Raub zu einer ſchwarzbraunen Bleſſe hin, die ihr Euter faſt auf dem Graſe ſchleppte, und als er ſie zwiſchen das Knieholz verlockt und dort, verborgen, gemolken hatte, befand er ſich plötzlich im Rücken Quints und reichte den Trunk über ſeine Schulter. Quint trank mit Gier und erquickte ſich, und von nun an kam er täglich herauf zu dem armen Hirten, und dieſer, ohne zu zögern und ſcheinbar mit immer größerer Freude, ſchenkte ihm Milch und teilte ſein hartes Brot mit ihm.

Mit jedem Tage, den der arme Quint ohne anderen Menſchenverkehr als den, mit dem Hirten, zubrachte, geriet er tiefer in die Welt ſeiner Träume hinein. Jeder, der den eigentümlichen Reiz des Wanderns kennt und beſonders des Wanderns in Gebirgen, weiß, welchen Reichtum an Bildern es innerlich auftauchen läßt und welche Fülle ſtarker Empfindungen. Was Wunder, wenn Quint, unter den Einwirkungen der dauernden Einſamkeit und des planloſen Wanderns, allmählich jedes Maß des Wirklichen ganz verlor und zuweilen von neuen und ſtarken Empfindungen dermaßen trunken wurde, daß er ſich kaum noch als Menſch empfand. Einen ſo Verſtiegenen weckt nur das Menſchenwort! Und da er in ſeiner Abſonderung nur das Atmen und Brauſen in der Natur immer wieder hörte und nur mit Sternen und Winden Zwieſprache hielt, empfand er faſt nur noch ſein Daſein als Geiſt, als heiligen Geiſt, und alſo als göttlich. Ihm ging durch den Kopf, was die Schlange im Paradieſe geſagt hatte. War nicht durch das roſenfarbene Heilandsblut die jahrhunderttauſende alte Sünde wettgemacht und dadurch der Zugang zum Baum der Erkenntnis freigeworden? Ja, war nicht Brot und Wein, wie

es Jesus geheiligt hat, die Erkenntnisfrucht und hatte er, Quint, diese Frucht nicht gegessen? Diese Frucht, von der die Schlange gesagt hatte: Genießet sie, und ihr werdet wie Gott?

Er war wie Gott, so in alles Erhabene aufgelöst, oft stundenlang. Dann stand er zuweilen dicht am Absturz verwitterter Klippen und blickte mit einem bacchantischen Lächeln furchtlos hinunter in die Abgründe. Unter ihm lösten sich einsame Raubvögel und schwammen verloren im pfadlosen Raum, und plötzlich war es ihm dann zuweilen, als schölle ein Spottgelächter von unten herauf, und er müsse, um diesen Schall zu beantworten, einen triumphierenden Sprung in die Tiefe tun: dann würde er schweben, er wußte es, und leichter wie eine Taube dahingleiten.

Die heimliche Kraft dieser Sehnsucht war groß in ihm. Er fühlte sie oft. Er schalt sich und sagte, wenn er den inneren Ansturm überwunden hatte, zu sich: man dürfe Gott, den Herrn, nicht versuchen! Aber es war nicht allein der Drang, den Glauben oder das Wunder bestätigt zu sehen, auch war es Wahn einer übermenschlichen Größe und Allmacht nicht, sondern es war eine Art Gewißheit, eine Empfindung der eigenen Unzerstörbarkeit, verbunden mit einer wilden, hingerissenen Ungeduld, die Mächte des Todes, die Mächte des Abgrundes mit einem Triumphschrei, und wär's im irdischen Tod, zu verspotten.

Auf solche Wallungen folgte mitunter die tiefste Zerknirschung, und wenn dann die Stimmen, die „Gottes Sohn, Gottes Sohn!" riefen, dazukamen und nicht schweigen wollten, so fand sich der arme Mensch, nachdem er wiederum stundenlang ringend und betend auf den Knieen gelegen, zuweilen erst wieder, aus schwerer Ohnmacht aufgewacht, Haupt und Glieder mit Schweiß bedeckt und immer noch stammelnden

Lautes den Heiland bittend, er möge ihn doch in Gnaden befreien von dem allzuſchweren Berufe der Nachfolge.

Nach ſolchen Erſchöpfungsaugenblicken lockte und winkte auf einmal die Welt. Sie war dann nicht mehr das Weib, das in Wehen liegt und immer nur Jammer gebären kann, ſondern ſie lachte, tanzte und ſprang in unverwüſtlicher Schönheit und Jugend. Quint meinte, er habe ſie nur nicht gekannt, und es kam ihm vor, als würde ſie, wollte er nur jetzt gelaſſen zu den Stätten der Menſchen niederſteigen, fortan auch ihm gegenüber nicht mehr ſpröde ſein. Es war, als habe er irgendwo das Ende eines goldenen Fadens gefaßt, dem er nur nachzugehen brauchte, durch alle die Labyrinthe menſchlichen Handelns und Wandelns, um nicht länger mehr arm, verachtet und elend zu ſein. Es war, als habe ein hölliſcher Lichtfunken ihm plötzlich alle die ſeichten Kniffe und Ränke enthüllt, die den Schlauen im Handumdrehen reich machen, und als liege ihm plötzlich der eigene, ſcheinbare Narrenwert in Sold umgerechnet vor der Seele.

Es war nichts Gutes, was in ihm aufſtieg, das merkte er wohl, trotzdem es dabei ſehr ruhig herging und ohne ziſchelnden Satanslaut. Man würde tun, was ſie alle tun; man würde den Haß mit Haß bekämpfen, die Wut mit Wut, die Schmach mit Schmach. Man würde den Krieg zum Kriege tragen! Die Lüge zur Lüge! Betrug zu Betrug! Man würde auf Raub ausgehen, trotz allen gefräßigen Raubtieren und Räubern; erraffen, erbeuten und Reichtümer häufen, die Motten und Roſt freſſen. Man würde nehmen, nur nehmen: den Heller der armen Witwe, den Groſchen der Waiſe, die Decke des Frierenden, das Brot des Hungrigen, und würde die Schreie und Flüche der Beſtohlenen und Betrogenen, der Hungernden und Verkommenden, der Gequälten und Kranken, der

Gemarterten und Gemordeten nicht mehr hören vor der Stimme der eigenen Gier. — Und natürlich müßte man Jesum verleugnen.

Dadurch müßte das Leben leicht sein, dachte mit Recht der arme Quint. Allein er verwirrte sich wieder in seinen Gedanken, weil der Zwang, um der Welt willen von dem Heiland zu lassen, ihm unerträglich war.

Nein, er mochte den Satan nicht anbeten, denn: „du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen!" ermahnte er sich, und von nun an trat eine Wendung in ihm ein. Wieder ganz Jesu zugekehrt, beschloß er, sich nochmals mit reinem und ruhigem Sinn seinem Evangelium hinzugeben.

So lag er in seinem Versteck, auf das Moos gestreckt, und las und dachte oder, langsamen Schrittes gehend, nahm er, Satz für Satz, die Schrift in sich auf und durchdachte sie eindringlich. Damit wurde es stiller und stiller um ihn, und der Sinn für das allgemeine Wort Gottes in der Natur schien einzig nur noch den Offenbarungen durch die Buchstabenreihen des heiligen Büchleins hingegeben.

Je näher Pfingsten heranrückte, um so stiller und ruhiger wurde Quint. Es waren neue und eigentümliche Dinge in ihm gereift, Erkenntnisse, durch die sich sein Wesen geschlichtet hatte.

Gott wurde Mensch, sagte er sich; das war das Mysterium. Er wurde ganz Mensch; dies war das größte unter den Wundern. Warum wurde er Mensch? Damit er dem Menschen ein menschliches und zugleich auch göttliches Beispiel sein könne! Denn nur das Menschliche ist es, darin der Mensch das Göttliche fassen kann. Was folgt nun daraus? erwog er weiter: daß wir mit Glauben und vollem Vertrauen

das Menſchliche in dem Leben des Heilands zunächſt erfaſſen und immer tiefer begreifen ſollen: ihn menſchlich lieben, ihm menſchlich nacheifern. Dies wurde ſein Vorſatz, dies wollte er tun.

In dieſer Verfaſſung ward er ganz Demut. Der neue Geiſt, der ſich ſtandhaft erwies, entfremdete ihn, ohne daß er ſich deſſen deutlich bewußt wurde, den Lehren des Bruders Nathanael und brachte ihn auch zu ſeinem eigenen früheren Wirken in Gegenſatz. Er gedachte, wahrhaft beſcheiden zu ſein, und aus dieſem Grunde verwarf er alle Phantaſtik von ehedem, alle Ekſtaſen und Übertreibungen. Gewiß, er wollte, wie je, ein Bekenner ſein, aber nur ganz im Bereiche des Menſchlichen. Weniger die Lehre lehren, als tun. Um ja nicht dem Geiſt der Hoffahrt zu verfallen, dem ſchlimmen Geiſte des Selbſtbetruges, wollte er lieber ſogar von dem göttlichen Scheine ſich abkehren, um dafür umſo inniger menſchlich zu ſein.

Er dachte nicht mehr daran, Wunder zu tun; denn er hatte geleſen, wie Jeſus das böſe, mirakelſüchtige, ehebrecheriſche Geſchlecht geſcholten hatte; auch erwog er das warnende Heilandswort von den falſchen Propheten und Wundertätern und wollte nicht einer der ihren ſein.

Quint konnte ſich kaum genug tun in ſeiner leidenſchaftlichen Neigung, ſich ſelbſt zu erniedrigen. Er hatte unklar einen gewiſſen Zwieſpalt erkannt, der ſich zwiſchen dem Heiland und ſeinen Jüngern vor Zeiten ſchon geltend gemacht hatte. Und indem er nun auf die Seite des Meiſters zu treten meinte, gedachte er Wunderſucht und Begier nach Lohn, dieweil ſie der Heiland an ſeinen Jüngern nur immer mit Kummer betrachtet hatte, in ſich abzutöten. Er wollte der letzte und keineswegs mehr der erſte Diener am Worte ſein.

Alles Laute war ihm verdächtig geworden. Hochfliegende Pläne wies er auf dieſer Stufe ſeines wunderlichen und ſeltſamen Wandels entſchieden ab. Er wollte ſein wie die Kinder und Unmündigen: im Herzen rein und eines Tages ein Baum voller Früchte. Die Lehre tun, nicht die Lehre lehren wollte er jetzt; man ſollte ihn einſtmals an den Früchten erkennen.

Deshalb wollte er auch nicht als ein beſonders ausgezeichneter Lehrer oder Jünger oder Prophet zu den Menſchen herniederſteigen, ſondern äußerlich mehr wie jedermann, weniger öffentlich als im Verborgenen Gutes tun. Jeſus würde ihn ſicher leiten. Er wollte nicht drohen und nicht verheißen, ſondern nur für ſich zunächſt auf einem der goldnen Pfade der Seele gehn, die Jeſus paradieſiſch durch die Wüſteneien der Erde gebahnt und erſchaffen hatte. Jedem dienen, niemand beherrſchen wollte er: das war des Toren ganz ungeheurer und gänzlich unausführbarer Vorſatz.

Er betete täglich des Heilands Gebet. Und weil er verzeichnet fand, die Jünger Jeſu hätten, ehe er ihnen das Vaterunſer auf ihren beſonderen Wunſch hin lehren mußte, überhaupt nicht gebetet, ſo ſprach auch er nur dieſes Gebet. Er betete es mit kindlichem Geiſte.

Allmählich, auf dieſes Gebet beſchränkt, fiel ihn ein ſeltſamer Irrwahn an, der ſich leider in ſeinem Weſen befeſtigte. Jener Geiſt, der ſchwerlich ein guter iſt, machte ihn glauben, dies Gebet ſei eigentlich gar kein Gebet, es ſei nur das Weſen der Lehre als Leitſtern für ſuchende Schüler in wenige Sätze zuſammengefaßt. „Vater unſer, der du biſt im Himmel. Geheiliget werde dein Name!" — Dies war gebeten, nicht für den Bittenden, ſondern für Gott. An wen waren dieſe Worte gerichtet? An einen höheren Gott als Gott? Quint glaubte

ſie an den Geiſt gerichtet: an den Gottgeiſt, welcher im Menſchen iſt. Er empfand das Verwegene dieſes Gedankens, doch zog ihn ſein Grübeln weiter fort. Da hieß es: „Zu uns komme dein Reich!" An wen waren dieſe Worte gerichtet? Wiederum erſchien es ihm, an den Geiſt. Er fühlte, wie er ſie betend gleichſam an ſich ſelber richtete. Es kam ihm vor, als ob er damit in ſich eine heilige Quelle anſchlüge, ein reines, heiliges Streben erweckte, einen neuen, tätigen, heiligen Geiſt; und inwendig in uns war ja das Reich. Es ſollte ſich durch den Geiſt ja in uns errichten. „Dein Wille geſchehe!" las er dann. War das überhaupt eine menſchliche Bitte? Der allmächtige Wille des allmächtigen Gottes, des gewaltigen Jehova, ſollte geſchehen? und darum ſollte ein Menſchlein bitten? und wen, wen ſollte es bitten darum? Hieß es aber: mache mit mir, was du willſt, ſo war es nur Ohnmacht und keine Bitte.

Allein Quint bezog auch dies auf den Geiſt.

Der Wille des Geiſtes ſollte geſchehen, und müßte der Körper zu Aſche werden.

„Unſer täglich Brot gib uns heute." Nun, da war viel mit wenigem abgetan. Vielleicht war dieſe Bitte, dachte Quint, nur ein Zugeſtändnis an den gabenhungrigen Jüngergeiſt.

„Und vergib uns unſere Schuld!" Wir waren ſchuldig, wir brauchten Vergebung. Alle ohne Ausnahme, meinte Quint; und er konnte den Gedanken nicht los werden, als ob auch dies eine Scheinbitte ſei. „Wie wir vergeben unſern Schuldigern!" nämlich ſoweit und nicht weiter ſollten uns unſere Sünden vergeben ſein. Alſo: wer vergab, dem ward vergeben. Dem aber, der nicht vergab und doch betete, nicht. Es war eine Mahnung zum Vergeben.

„Führe uns nicht in Verſuchung!" kam nun. Was ſoll

man zu dieſer wunderlichſten der Bitten ſagen? hatte der Tor bei ſich, in einem Anfall von Aberwitz, gedacht, als er ſie eines Tages gewohnheitsmäßig geſprochen hatte. Und der Böſe flüſterte ihm ins Ohr: es hieße ſoviel als „Laß uns in Frieden!" Über dieſe Stimme des Häßlichen ſiegte Quint. „Verſuche uns nicht! Verſuche uns nicht!" Hieß nicht der Böſe der Verſucher? Sollte dieſes aber nicht ſoviel heißen als „Verlocke uns nicht durch falſche Vorſpiegelungen! Lege auf unſeren Weg nicht Fallen und Fallſtricke! Reize uns nicht durch Martern und Leiden zum Widerſtand! Mache uns nicht zu Verbrechern am Nächſten durch Not und Lüſte! Setze uns nicht auf Richterſtühle, damit wir nicht über unſeren Nächſten und Mitſünder richten und blutige Urteile ſprechen! Mache uns nicht zu Königen, damit wir nicht Gewalt üben und durch Gewalt leiden und untergehen! Verführe uns nicht zum Raub, zum Mord und zum Diebſtahl am Gute des Nächſten! Verſuche uns nicht, denn wir ſind ſchwach! Erwarte du nicht Taten des göttlich Starken und Sündloſen von uns armen im Dunklen tappenden Menſchen! Löſche das glimmende Docht nicht aus, ſondern erlöſe uns von dem Übel. Unſer ſei der Geiſt und der Frieden."

Es war ein ſchrecklicher Gott, an den man die Bitte, uns nicht in Verſuchung zu führen, richten mußte, und Quint empfand, wie der Heiland verſucht hatte, eine furchtbare Gottesvorſtellung ihrer Härte und Furchtbarkeit zu entkleiden. Geheiliget und geliebt ſei dein Name, nicht mit Grauſen und mit Entſetzen genannt: ſo klang es durch das Gebet hindurch. Wir rufen in dir, was Liebe iſt, und was wir rufen, ruft in uns die Liebe. Soweit war der Tor auf gutem Weg; aber er ging über dieſe Erkenntnis hinaus. Er entthronte den perſönlichen Gott und glaubte, daß Jeſus ihn entthront habe

und an ſeine Stelle den Geiſt geſetzt, womit ſich ſein Verhängnis ankündigte.

Faſt zwangsweis und tiefes Staunen erregend beherrſchte ihn dieſe Vorſtellung. Sie war ſo ſtark, er hätte zeitweilig leugnen können, auf dem feſten Grunde der Erde, in dem Elemente der Luft oder unter dem Dache des Himmels zu ſein. Seine Wohnung ſchien ihm allein der Geiſt. Die Bewegungen, die er ausführte, und beſonders alles, was er in einem höheren Sinne ſein Leben nannte, ging vor ſich gleichſam in einem Meer, das die ſeit Jahrhunderttauſenden lebenden und verbundenen Menſchenſeelen darſtellte. Außerhalb davon kannte er nichts oder wenigſtens nichts als Finſternis.

Denke man ſich die Menſchen, Greiſe und Greiſinnen, Männer, Weiber und Kinder, ſoviele ihrer die Erde bedecken, jeden mit einem Licht in der Hand. Etwas Ähnliches dachte ſich manchmal Quint. So wie die Menſchen getrennt von einander ſtanden und doch das Licht ihrer Lichter zuſammenfloß, ſo waren ſie ihm, getrennt an Körper, einig im Licht. Ein Hunger nach Menſchenſeele überkam ihn, wie nie zuvor. Es brach eine ſchmerzhafte Liebe und Sehnſucht zu Menſchen in ihm auf. Es war, als wäre im Lichte der grenzenloſen Liebe zu Jeſu, dem Menſchen, ihm eine tiefe Erkenntnis von Menſchenwert und Menſchenberuf erſchloſſen worden. Die Menſchenliebe nagte an ihm. Sie erfüllte den Narren mit zehrenden Süchten. Er wollte zu ſeinen Brüdern und Schweſtern; er wollte nicht mehr, wie nach früherer eigenſüchtiger Gewohnheit, kaltherzig fern von ihnen ſein.

Er vergaß ſich ganz, das heißt er vergaß ſeine eigenen früheren Freuden und Leiden. Er glaubte erkannt zu haben, daß die Menſchheit die Wohnung der Gottheit iſt. Und während er dieſes Gotteshaus, dieſe Gottesſtatt noch blinzelnd unter der

Überfülle von Pracht und Licht mehr ahnte, als sie betrachtete, schien ihm die Angelegenheit seines eigenen, kleinen besonderen Lebens vor dieser erhabenen Sache ohne Bedeutung zu sein.

Aus diesem Grunde befiel ihn ein Selbstaufopferungsdrang, eine Sehnsucht, aus der Vereinzelung seiner Körperlichkeit, wie aus einem Kerker, befreit, ins Allgemeine sich hinzugeben: sein Licht zum Licht, seine Liebe zur Liebe zu tun, um von sich und der Liebe erlöst ewig vollkommen in Gott zu sein.

Die völlige innere Umwandlung Emanuel Quints war einer der sonderbarsten Vorgänge. Es war das Sonderbare darin, daß ein reiner und kindlicher Schwärmergeist den größten Teil seiner Schwärmereien durch einige, anscheinend ganz vernunftgemäße Erwägungen ersetzt hatte, die sich nach und nach zu einem in sich geschlossenen, festen System verbanden, das die Seele des Narren in einer weit ausschließlicheren Botmäßigkeit erhielt als der reine Gefühlsrausch von ehedem. Oft kam es vor, daß er selbst darüber erschrak, wie weit ihn sein Grübeln abseits von allen früheren Wegen geführt hatte, vermeintlich mit Jesu, dem Menschen, vereint, und tief ins Geheimnis vom Reiche Gottes. Entdeckerfreude beherrschte ihn. Aber alles, was er damals entdeckte und zu begreifen vermeinte, als es in überraschender Hellsicht wie Schuppen von seinen Augen fiel, beschloß er vorerst geheimzuhalten.

Viertes Kapitel

Eines Tages ſtanden vor Emanuel Quint die Brüder Scharf. Sie hatten ſeit Wochen nach ihm geſucht, und es war den zuckenden Mienen ihrer bärtigen Angeſichter abzumerken, was es für ſie bedeutete, ihn endlich entdeckt zu haben. Auch der Narr war gemäß der neuen Verfaſſung ſeines Innern froh, ſie wiederzuſehen, und entſchloß ſich alsbald, mit ihnen die Herberge aufzuſuchen, eine entlegene Baude, darin ſie ſchon mehrere Tage genächtigt hatten.

Die Brüder hatten ihn gleich erkannt, trotzdem ſein Bart und Haupthaar ein wenig verwildert waren, und wie ſie nun, immer voll Demut, hinter ihm dreinſchritten, gegen die Herberge hin, ſtrahlte die Freude immer ſtärker und ſtärker aus ihren Blicken hervor, indeſſen ſie ſeine Fragen beantworteten.

Sie berichteten Quint zuvörderſt, daß ihnen vor mehr als drei Wochen der Vater geſtorben war. Der Alte war ſelig in Gott entſchlafen, im Glauben an Jeſum und an die Gewißheit der Auferſtehung. Sie hatten darauf ihre Wirtſchaft verkauft, um nicht an die Scholle ferner gebunden zu ſein und ganz den Spuren des Narren zu folgen.

Sie hatten um dieſer Abſicht willen, die nicht verborgen geblieben war, viel Spott und Hohn zu erdulden gehabt; denn weil eine Anzahl gläubiger Chriſten der Umgegend wunderbarliche Dinge über das Erſcheinen und das Verſchwinden Emanuel Quints geweisſagt hatten, ſo ward eine überwiegende Menge

zu Haß und Verachtung angereizt, und kaum fehlte viel zur Wut der Verfolgung.

Ein sozialistischer Agitator Kurovski hatte die Brüder Scharf besucht, und als er von ihrer Absicht hörte, hatte er sie davor gewarnt. Aber sie waren fest geblieben. Auf seine Behauptung hin, daß Quint, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehn, vielleicht über die Grenze entschwunden sei und daß sie ihn schwerlich finden würden, hatten sie ihren Glauben betont und den gewissen Geist ihrer Herzen.

Darauf hatte Kurovski ihnen mit vieler Umständlichkeit etwa dies auseinandergesetzt, was sie nun wiederholen mußten, da Quinten das Verhalten des Agitators und Redakteurs besonders zu interessieren schien.

„Ihr werdet durch euren guten Glauben irregeführt. Dieser Schwärmer, der ohne Zweifel in edler Absicht handelte, als er in der Stadt seine Kapuzinerpredigt hielt, betrügt euch doch. Er betrügt euch, wie er sich selbst betrügt. Warum? Er fußt auf dem Grunde der Unbildung! Wenn dieser Schwärmer gebildet wäre, was er nicht ist, weil die Verruchtheit der herrschenden Klasse die allgemeine Bildung verhindert, so könnte er Ungeheures leisten. Es gibt eine neue soziale Wissenschaft; und wer nicht auf diese, sondern auf alte törichte Märchen baut, der baut auf Sand. Das größeste Mitleid hilft uns nichts. Das tiefste Mitleid bringt uns nicht weiter. Es gibt einen Götzen, das Kapital, und so lange man diesen nicht zertrümmert, hilft alle Güte und Mitleid nicht."

Einer der Brüder zog aus dem ehrbaren, langgeschößten Rock, den er anhatte, ein Schriftchen hervor, das ihm der Agitator geschenkt hatte: Das Kommunistische Manifest. Und Emanuel las das „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" Doch er achtete dieses Anrufs nicht. Er bat die Brüder, ihm mehr zu berichten.

Als der Kreisarzt gekommen war, der den Totenschein für den alten Scharf hatte ausstellen müssen, kam zugleich eine alte Frau in das Zimmer herein, halbblind, die sich nach Quint, als sei er ein Wunderdoktor gewesen, erkundigte. Da hatte der Arzt etwa dieses gesagt:

„Daß ihr armen, törichten, ungebildeten Leute doch immer wieder solchen Charlatanen zum Opfer fallt! diesen Meuchelmördern und Giftmischern, die nichts weiter im Sinne tragen, als euch den letzten, kupfernen Pfennig aus der Tasche zu ziehen und eure Leiden zu verschlimmern. Es gibt kein triefäugiges und besoffenes altes Weib, dem ihr nicht alsogleich eure Gesundheit zum Opfer bringt, wenn es ihr einfällt, euch mit irgend einem noch so albernen dreisten Versprechen anzuschwindeln. Habt ihr denn keine Ahnung davon: es gibt eine ärztliche Wissenschaft! eine ärztliche Kunst! und die muß man gelernt haben. Angeboren ist sie uns nicht! Wenn ihr meinem Rat folgen wollt, guten Leute, so haltet euch jeden abgefeimten Hallunken, Pflasterschmierer, Harnbeschauer und Wundertäter vom Hals. Sie saugen euch Leib, Seele und Geldbeutel aus wie die Blutegel. Und dieser Quint ist ein kranker Hanswurst, und sollte er nochmals hier bei euch auftauchen, so verständigt mich nur unter der Hand davon, und wir stecken ihn einfach ins Irrenhaus."

Die Mutter Quints war ebenfalls und zwar zu wiederholten Malen bei den Brüdern gewesen und hatte nach ihrem Sohne gefragt. Sie war zuletzt heftig und dringend geworden in der bestimmten Meinung, die Brüder verheimlichten ihr seinen Aufenthalt. Sie habe gemeint, erzählten sie, und waren davon überzeugt, sie werde nicht nachlassen, bis sie ihn finde. Ihre Rede sei immer gewesen, Emanuel wolle zu hoch hinaus. Gerade ihm, wie keinem andern der Brüder, hätte es obge-

legen, durch ſchlichten Fleiß und Verträglichkeit der Familie aufzuhelfen, den Zorn des Stiefvaters zu beſänftigen, deſſen Leiden ein Milderungsgrund bei Betrachtung ſeiner meiſt üblen Laune ſei. Sie hatte Emanuel nicht geſchont und erregt und entrüſtet, wie ſie war, ihm Dutzende bitterer Namen gegeben. Wie nun der ſtets zur Erregung geneigte Anton Scharf dieſe mit ſtarker Entrüſtung aufzählte, wurde er plötzlich von Quint gefragt: „Was glaubt denn ihr, du und der Bruder, wer ich ſei?"

Die Brüder ſchwiegen und ſahen einander an. Es lag aber in den Blicken der beiden ausgemergelten Schwärmer, die durch Arbeit, Nachtwachen am Bett des Vaters und die glühende Sehnſucht ihrer Herzen überreizt waren, ein ſeltſam entſchloſſener Glanz, vor dem Quint erſchrak. Es war ihm zu Mut, als müßte er ein noch unausgeſprochenes Wort auf den Lippen der Brüder zurückhalten: ein Wort, vor deſſen verwirrender Macht er Furcht empfand, und das zu vernehmen wiederum doch ſeine Seele hungerte.

Es hatte ſich aber in den Brüdern Scharf eine Überzeugung feſtgeniſtet und war durch dasjenige, was ſie von Nathanael Schwarz vernommen hatten, noch beſtärkt worden: eine törichte Überzeugung, die aber eine unerhörte Empfindung von Glück in den beiden lebendig hielt, einen ſeeligen Wahnſinn, wie er ſich nur in dem engen, von der Welt geſchiedenen Bezirke ihrer Kindereinfalt entwickeln konnte. Sie ſagten: wir wiſſen, daß du der Geſalbte des Vaters biſt.

Es muß zur Ehre des Narren geſagt werden, daß er, kaum ſeines Entſetzens Meiſter geworden, die Brüder mit heftigen Worten ſtrafte und den Verſuch machte, ihnen die ſchreckliche Abſurdität einer ſolchen Behauptung vorzuſtellen. Auch gebot er den Brüdern Scharf, ihre Meinung durchaus geheim zu halten.

Allein dieſe beiden fanden ſich durch die drohende Kraft ſeiner Worte und durch ſein blitzendes Auge in ihrer Meinung durchaus nicht erſchüttert, ſondern beſtärkt, obgleich ſie mit ganzer Seele zum Gehorſam geneigt waren und dies mit dem Ausdruck wahrhaft hündiſcher Treue und Demut kundgaben. Schweigend gingen ſie lange in der ſcharfen und klaren Luft des Gebirgskamms neben ihrem täglichen Herrn und Meiſter her, bis alle eines entlegenen Häuschens anſichtig wurden, das mit tief heruntergezogenem Schindeldach auf einer verlaſſenen, von Steinblöcken überſäeten Berghalde ſtand.

Der Eintritt in dieſe Hütte, darin die Brüder vor einigen Tagen Quartier geſucht und gefunden hatten, würde für ſolche Menſchen, die nicht gewohnt ſind, irdiſchem Jammer und irdiſcher Not ins Auge zu ſehen, eine grauenvolle Überraſchung geweſen ſein, denn wenn man den kleinen nach Ziegendünger riechenden Hausflur durchſchritten hatte, betrat man ein niedriges, ziemlich geräumiges, ſchwarzes Gemach, deſſen ſchmutzigbräunliches Dämmerlicht die Geſtalten darin zu Schemen machte und deſſen übelriechender Dunſt den Atem benahm. Und wenn man ſich dann, gewöhnt an die Dunkelheit, von allem, was dieſes Zimmer barg, unterrichtet hatte, ſo konnte man Menſchen in einem ungewöhnlichen Grade von Armut und irdiſchem Elende ſehen.

Selbſt Emanuel und die Brüder Scharf, die in ihrem Leben nichts anderes kennen gelernt hatten, als die ärgſte Bedürftigkeit, denen ein Pfennig immer ſoviel und mehr als anderen Leuten ein Goldſtück geweſen war, zeigten ſich von dem, was ſie ſahen, auf eigentümliche Weiſe bewegt.

Zunächſt hob ſich ein älterer Mann, mit buſchigem Bart und Haupthaar, von einem leeren, wurmzerfreſſenen Webſtuhl

heraus und kam, die Füße in Lumpen gehüllt, den Fremden lautloſen Schrittes entgegen. Dieſer Menſch, der als alter Soldat an der ausgeblichenen, ehemals bunten Mütze, die er auch hier im Zimmer trug, zu erkennen war, beugte ſich, nachdem er ihn mit beinahe erſchrockenen Augen gemuſtert hatte, auf des Narren Hand. Als er ſich danach wieder emporgerichtet, traf ſein Blick in die leuchtenden Augen der Brüder Scharf und erkannte darin den Ausdruck eines verzückten Triumphes, aus dem ohne Mühe, mit Bezug auf Emanuel Quint, zu leſen war: dieſer iſt es, den wir geſucht haben.

Quint merkte, er war erwartet worden, und dieſes eigentümliche Erwartetſein, wohin er auch immer kam, beſtärkte ihn auch hier in der närriſchen Annahme, als ob die Welt ſeiner ganz beſonders bedürfe, und als wäre ſein Wandel auf Erden eine göttliche Miſſion.

Er wurde an ein Lager geführt. Es war eine Bettſtatt mit Stroh bedeckt, deren Umriſſe man im kellerartigen Dunkel nicht gleich unterſchied. Doch als das Stroh zu raſcheln begann, erkannte Emanuel einen nackten mit Lumpen unzulänglich bedeckten, abgezehrten menſchlichen Leib und weiter ein Haupt, das Haupt eines noch jungen blonden Weibes, das ſich mit ſtierem, angſtvollem Blick ihm entgegenhob. Und ohne zu fragen, wer Quint wäre oder aus welchem Grund er gekommen ſei, fing ſie ſogleich mit lauter herzzerreißender Stimme zu klagen an.

Sie lag ſeit Wochen hilflos und krank auf dem Stroh und konnte nicht arbeiten. Sie hatte vor einem halben Jahr, in einer ſtürmiſchen Herbſtnacht, ein Kind geboren, das, in einen hölzernen Trog gebettet, neben ihr an der Erde lag. Sie wies auf das Kind, als Emanuel ihr mit wenigen, tiefbewegten Worten ſein Mitleid zu erkennen gab, mit einer Gebärde

grenzenloſer Verzweiflung hin und gab zu erkennen, wo der Gegenſtand ihres eigentlichen und letzten Jammers wäre.

Und wie ſich nun das weiße und ſommerſproſſige Antlitz des Narren über das ſchlafende Kind in dem hölzernen Troge herunterbog, ſahen die Brüder, wie ſich ſein Auge mit Tränen füllte. Und wirklich erkannte Quint ſogleich, daß jenes ausgemergelte nackte Weib auf dem Stroh die Wahrheit geſprochen hatte; denn dieſes ſchwer und fieberhaft atmende, arme Kind war über und über mit einem einzigen widerlichen und ſchrecklichen Schorf bedeckt, ſo zwar, daß man kaum zu glauben vermochte, wie es trotzdem noch am Leben war.

Der bärtige Mann und Familienvater ſagte nichts, aber man konnte ihm anmerken, daß er ein Bewußtſein, und zwar ein faſt feierliches Bewußtſein in ſich trug, von Gott einer auserleſen furchtbaren Prüfung gewürdigt worden zu ſein. War doch ſein linker Arm durch Gicht verkrüppelt, die er ſich in den Feldzügen 1866 und 1870 geholt hatte, und ſaß doch ein vierzehnjähriges blondes Mädchen, ſchmal und großäugig, an einer Garnſpule hinter ihm, mit hohlen Wangen und hektiſchen Tupfen. Er wußte, ſeine morſche Hütte, von Menſchen gemieden und vom Glück, war eine Lieblingsherberge für allerlei Krankheiten, Kummer und Not, die der Tod alljährlich beſucht hatte, um einmal den Vater, einmal die Mutter, fünfmal je eines ſeiner Kinder mitzunehmen auf den kleinen Friedhof unten bei der Kirche im Tal.

All dieſer Ernſt, all dieſes ſtrenge und nackte Elend verſetzte Quintens ganzes Weſen in ſüße, heimlich-hoffnungsfreudige Schwingungen, die auf einem Himmelsinſtinkt zu beruhen ſchienen, wonach der tiefſten Not die Hilfe Gottes am nächſten ſei: dies Wort in keinem irdiſchen, ſondern in einem tiefen, myſtiſchen Sinne genommen. Im Leid, im Mitleid, in der Liebe

offenbarte ſich Gott. Er ſchien unter dieſen bangen und qualvollen Pulſen nur kaum wie unter letzten dünnen Schleiern verborgen zu ſein. Oft ſtieg dann vor Quint, ſich aus dem Dunſte der Martern gleichſam formend, das ſchwebende Haupt des Erlöſers hervor, mit der Krone aus Stacheln über der Stirn, von denen langſam Tropfen um Tropfen des heiligen Blutes über die Augen des Schmerzensmannes herunterrann.

Es war nun, als wenn immer dort, wo Quint im Bereich des Kummers erſchien, ſich ſogleich dieſer heimlich-hoffnungsheitere Zuſtand ſeiner Seele auf alle verbreitete, wodurch dann jeglicher arme Schächer ſein Nahen als eine Wohltat empfand, ſein Scheiden wie etwas Schreckliches fürchtete. Die Art der Erregung jedoch, von der die drei Bewohner der kleinen Baude befallen waren und die von den Brüdern Scharf geteilt wurde, war mehr als das Wohlgefallen an menſchlicher Güte und menſchlichem Troſt. Quint fühlte die Augen des Mannes die Augen der Frau, die Augen des vierzehnjährigen Mädchens mit einem hungrigfragenden Glanze auf ſich ruhen, er ſah ein ſeltſames Beben der Hände, wie wenn Zweifel und Glaube, unter ſich ringend, dennoch bereits die Gegenwart eines erſehnten Wunders nahe empfinden. Er bemerkte dies wohl, und da er, was er mit kühlen Sinnen beobachtete, mit dem überſpannten Ausdruck und Ausruf der Brüder zuſammenhielt, der ihn noch eben überraſcht und betroffen gemacht hatte, geſtand er ſich ein, daß ohne ſein Zutun hier die Einfalt, die Angſt und die Lebensnot ſich in ſündliche Einbildungen unglaublichſter Art verſtiegen hatte.

Dieſe armen, unwiſſenden Menſchen, ſagte er ſich, halten mich am Ende in ihrem Fieberwahn wahrhaftig und wirklich für Jeſum Chriſtum, Gottes Sohn, aber anſtatt nun gleich wiederum das zu tun, was er ſchon einmal vergeblich getan

hatte, anſtatt zu verſuchen, den krankhaften Irrtum ſogleich mit der Wurzel auszutilgen, ſchob er es auf und ließ es zunächſt dabei bewenden. Ja, es ſchlug aus dieſem Irrtum etwas zurück in ihn, das ihn hilflos in das gleiche innere und auch äußere Beben verſetzte, das er im Kreiſe des Elends wahrnahm, dahin er zu Gaſte kam.

Die Brüder Scharf, der ausgehungerte Veteran, der Schubert hieß, und Martha, die vierzehnjährige Tochter, dienten ihm, das heißt, ſie verſtändigten ſich mit Blicken und holten dann, nicht ohne beſondere Wichtigkeit, einige Vorräte aus dem Kellergelaß der Hütte herauf, die mit den Pfennigen der Gebrüder Scharf gekauft worden waren. Martha, die Reiſig zuſammengeleſen hatte, füllte das Loch des Ofens damit, wo es luſtig erwärmend aufpraſſelte. Sie holte kaltes Gebirgswaſſer, in einer Topfſcherbe, von draußen herein und ſtellte Kartoffeln ans Feuer, ein außergewöhnliches Feſtmahl für die Familie, die ſich gewöhnlich mit einer Brühe aus Schalen begnügen mußte.

Es war aber noch etwas Köſtlicheres im Keller der Hütte verborgen geweſen: nämlich Wein. Die Brüder hatten ihn von einem zigeunerhaft häßlichen Menſchen gekauft, ohne zu wiſſen, daß jener ihn von Böhmen nach Preußen herüberſchmuggelte: und dieſer Wein, eine Flaſche voll, ward nun ebenfalls auf den Tiſch geſtellt.

Emanuel Quint beachtete alle dieſe Vorbereitungen für ein ſchwelgeriſches Saftmahl nicht. Er hatte einen Schemel ans Bett des kranken Weibes gerückt und ſaß nun, ruhig gebeugten Hauptes, leiſen Tones auf ſie einredend. Es war keine Spur von Scham, ihrer nahezu völligen Nacktheit wegen, in ihr. Der Mangel, vergebliches Ringen mit dem Elend,

Jahr um Jahr, hatte jene Luxusempfindung vollständig in ihr abgetötet. Emanuel Quint, der kinderreiche Familien kannte, die, um Kleider zu ſparen, oder weil ſie nur einige, von dem oder jenem abwechſelnd zu benutzende Lumpen hatten, nackt im Hauſe umhergingen ... Emanuel Quint ward angeſichts dieſes Weibes doch von einer Empfindung geſtreift, die bewirkte, daß er ſoviel wie möglich vermied ſie anzublicken.

Oft hörte er gar nicht, was ſie ſprach, ſondern lag im Kampfe mit inneren Regungen, ſolchen, deren er glaubte in den letzten Wochen Herr geworden zu ſein. Dann kam es ihm vor, als ob dieſes Weib, deſſen Antlitz ſo abgezehrt war, daß ſie die ſchmalen Lippen über den Zähnen nicht ſchließen konnte, im üppigen Schmucke ihres aufgelöſten, rötlich barbariſchen Haarſchwalls, trotz ihres grauſigen Elends, verlockend ſei. Er ſchämte ſich bitter ſeiner Gedanken. Aber der makelloſe Glanz ihrer runden und ſchmächtigen Schulter, dem ſein Auge nicht wohl entgehen konnte, ſo wie der Perlmuttſchimmer des Körpers aus dem Stroh hervor, der die umgebende Dürftigkeit zu verhöhnen ſchien, machte ihn immer wieder unſicher. Er liebte das Weib. Er liebte ſie, weil er wie eine immer blutende Wunde das Leiden des Mitempfindens in ſich trug, weil jener im Kampf der Menſchen untereinander alles beherrſchende Haß in des Narren Bruſt keine Stätte hatte und alſo Menſchenhaß durch Menſchenliebe erſetzt worden war. Aber wie im Raum eines Schiffes die Waren voneinander getrennt liegen, die es über die Meere trägt, in beſonderen Räumen, durch Wände geſchieden, und wie ſie bei Sturm zuweilen durch die Wände, eins ins Bereich des anderen durchbrechen, ſo trat auch jetzt in der Seele Quints etwas Ähnliches ein. Nämlich wenn wir mit anderen Menſchen die Unterſcheidung zwiſchen himmliſcher Liebe und irdiſcher machen, ſo müſſen wir ſagen, daß die irdiſche Liebe

des Narren heimlich in das rein getrennte Gebiet der himmlischen brach, wenngleich es ihm schien, als wäre dadurch diese himmlische erst recht zu ihren Himmeln gesteigert worden.

Das arme Weib erging sich in Anklagen, und zwar, was für Emanuel bitter zu hören war, nicht gegen Menschen, sondern vielmehr gegen Gott. Sie erzählte teilweise ihre Lebensgeschichte, das heißt nichts anderes als die Geschichte ihrer ununterbrochenen Lebensnot, und dem armen Narren schoß der Gedanke durch den Kopf: wie sie denn überhaupt von einem anderen Zustand, einem glücklichen, etwas wissen und daran verzweifeln könne. Sie hatte als Kind die furchtbaren Quälereien einer dem Trunk ergebenen Mutter zu dulden gehabt und oft unter übermäßiger Arbeit zusammenbrechend, Dinge mit angesehen, die ihre Erinnerungen dermaßen vergifteten, wie sie vor Zeiten die Kräfte ihres Verstandes unterwühlt hatten. Jegliches Unflätige, jegliches Viehische hatten Mutter und Vater von ihr verlangt und wie Kröten vor ihren Augen verrichtet. Die Mutter blieb endlich, zum Glück der Tochter, auf Bettel und Trunk immer länger und länger aus, so daß nun wenigstens wochenlang Ruhe herrschte, und die Wände der engen verfallenen Hütte nicht mehr von Gezänken widerhallten und von wildester Schlägerei.

Inzwischen aber war der Vater zum Liegen gekommen, wie man sagt, und vermochte nicht mehr mit seinem Leierkasten auf den Kammweg hinauszugehen, wo die fremden Touristen vorüberstrichen, und damit ward dem Mangel die Haustür erst recht aufgetan und der nagende Hunger war neben der Krankheit ein ständiger Einlieger geworden. Pflege des Vaters, Ernährung seiner und der Geschwister hatten von da ab auf ihren Schultern gelegen, den Schultern der Elfjährigen, bis eines Tages nach vielen Martern der Vater

kalt, im Lichte der Wintersonne, auf seiner vermoderten Strohschütte lag.

Nun waren die Flüche verstummt, mit denen die Seele des Alten sich immer wieder entlud und die das Kind zu rastloser Arbeit gepeitscht und in der Hölle gebunden hatten, aber jetzt tauchte die Mutter auf, das heißt, sie erschien im Wahnsinn der Trunkenheit nachts vor der Hütte, Einlaß und Geld fordernd.

Zitternd öffnete ihr das Kind!

Die betrunkene Frau erkannte den Tod im Antlitz des Abgeschiedenen nicht. In deliranten Wahnvorstellungen befangen, nahte sie ihm, verspottete ihn und beschimpfte ihn. Sie geriet in immer steigende Wut hinein und vergriff sich am Ende rasenderweise an dem Leichnam, sein Antlitz durch Backenstreiche entwürdigend. Schließlich fiel sie, rot und gedunsen, Schnapsdunst um sich verbreitend, neben dem Toten aufs Lager hin, wo sie bewußtlos liegen blieb, die Nacht bis zum späten Morgen durchschnarchend.

Immer eifriger legte das Weib, unter mühsamen Atemstößen, vor Quint ihre Beichte ab, wozu das Stroh ihrer Bettstatt, auf dem sie sich unruhig hin und her wälzte, gleichmäßig knisterte. Es kamen nun ihre Leiden als Jungfrau und Weib. Es kamen die Leiden des Gebärens, des letzten Kindbetts, vor kaum einem halben Jahr, von dem sie sich, in Wochen vernachlässigt, bis jetzt nicht wieder erhoben hatte. Und immer klang ihre Frage: warum? warum alle diese Leiden auf sie gehäuft wären? Es hieße doch, meinte sie, daß ein gütiger Gott im Himmel sei.

Ob es denn wahr wäre, fragte sie weiter, was ihr Mann zu erzählen nicht müde werde: nämlich, daß der Heiland noch

einmal erſcheinen wolle in der Welt und tauſend Jahr darin eitel Glück und Freude verbreiten? Sie glaube es nicht. Sie habe, ſprach ſie, zu oft immer wieder geglaubt und ſei doch immer betrogen worden. Es käme ihr vor, als ob das Gerede von Glaubenſollen und Beſſerwerden nichts als Lüge ſei. Schubert, der Mann, trat nahe herzu um ihr mit wenigen, ernſten Worten die Sünde des Unglaubens zu verweiſen.

Wie gerne hätte nun Quint dem armen blutflüſſigen Weibe geſagt: ſtehe auf und wandle! oder auch nur: trage das Joch, das ich dir auflege, mein Joch iſt ſanft, meine Laſt iſt leicht. Aber in ſeinem Innern herrſchte dieſe Überzeugung längſt nicht mehr. Schon vor ſeiner erſten Narrenpredigt auf dem Markte zu Reichenbach hatte ihm bereits der Heiland der Bergpredigt vorgeſchwebt, und: nehmt euer Kreuz auf euch! war ihm die Loſung geweſen. Freilich begriff er damals dieſe Loſung noch nicht, wie er ſie ſpäter verſtehen lernte.

Wie hätte Quint dieſem unter der Rute der Trübſal ächzenden Weibe, das: „nimm dein Kreuz auf dich!" predigen ſollen? ihr, deren hungrige Augen, zu ihren Worten in Widerſpruch, allen Sättigungen des himmliſchen Paradieſes entgegenflehten. Wie konnte er dieſer Armen ſagen, was er ſich ſelbſt immer zurief: verleugne dich ſelbſt! oder: dein Leiden iſt Lohn! hoffe keinen anderen! der Lohnſüchtige iſt eben der Menſch in der Welt, der alles Böſe immer wieder hervorbringt! der Lohnſüchtige iſt des Menſchen Wolf! ſei du der Wolf nicht, den der Böſe in die Hürden der Menſchheit losläßt! ſei das Lamm! ſei Gotteslamm! ſei das geduldige Schaf unter den Händen des Scherers und des Schlächters? — Nein, alles dieſes behielt er für ſich, und er konnte nicht anders, als ihre Hoffnung auf einen gerechten Ausgleich, einen himmliſchen, jenſeitigen anzufachen und aufzunähren.

Während des Essens blieb der Narr stumm und in sich gekehrt. Dieses Weib, so erwog er bei sich, wird das irdische Paradies der Zukunft nicht sehn. Keiner von uns. Wir haben uns hinzugeben ohne Hoffnung auf Anteil, als Beispiele, als aufopfernde Bauleute einer Kirche, die wir selbst nicht betreten werden. Nicht für Gott, dachte Quint weiter, mich zu opfern, treibt mich der Durst! sondern mit Gott und in Gott, nach Jesu Beispiel, für den Menschen! Der Mensch, des Menschen Sohn, er ist es allein, dem meine irdischen Kräfte, ohne Rückhalt, in Liebe, sich darbieten.

Aber die Brüder Scharf und der Weber Schubert ahnten von solchen Betrachtungen nichts. Diese beschränkten und armen Menschen lebten innerlich ganz in ihrem festen, gläubigen Wahn, der wie jedweder Wahn für den Nüchterndenkenden schwer zu begreifen ist. Es kommt von Zeit zu Zeit über die alte Welt ein Verjüngungsgefühl, verbunden mit einem neuen oder erneuten Glauben, und gerade zu jener Zeit, um das Jahr 90 verwichenen Säkulums, schwamm neuer Glaube und Frühlingsgefühl in der deutschen Luft. Es war ein Rausch, dessen Ursachen vielfältig waren und späterhin zu erörtern sind. Genug: zu wissen, daß dieser Rausch bis in die entlegensten Winkel des Landes drang und, ich möchte fast sagen, das Blut der Menschen blühen machte — und daß er auch unvermerkt die Brüder Scharf mehr und mehr vom Boden der nüchternen Wirklichkeit entfernen half.

Der ungeheuere Wahn, als die ersten der Gemeinschaft mit Gott, bei seiner Wiederkunft in die Welt, gewürdigt zu sein, erfüllte ihr waches Leben, gleichwie ihre nächtlichen Träume, mit einer schwer zu bemeisternden Trunkenheit. Während sie nun aber aßen und tranken, konnten sie dies gebändigte Glück nicht ferner in seinen Fesseln zurückhalten, und es tat sich,

trotz der Gegenwart Quints, hervor in Selbſtgerechtigkeit und in Übermut.

In ihren Reden, die ſie mit heiſeren, immerhin noch gedämpften Stimmen vorbrachten, war nicht die Erlöſung aller das Wichtige, ſondern vielmehr die Verfluchung der Schlechten, das Gericht! nicht ſo das Verzeihen, als die Rache! nicht ſo das Leiden um Jeſu willen, als um des erduldeten Leidens willen der Lohn. Mit Schrecken geſtand ſich Quint, wie weit dieſe, ſeine einſtweilen treueſten Jünger, vom Reiche Gottes, wie er es erſehnte, entfernt ſeien.

Die Nähe des Tauſendjährigen Reichs, das die Erde zum Paradieſe umwandeln ſollte, beſchäftigte ſie, und es war zu merken, daß ſie auf neue Leiden vor dem Eintritt des Millenniums der Glückſeligkeit nicht mehr rechneten. Zwar ſpukte die Offenbarung Sankt Johannis mit allen ihren Schrecken in ihnen, aber ſie waren ja ihrer Meinung nach unmittelbar in des Heilands Schutz. Sie ſtellten ſich vor, wie dieſer zur Rechten des Vaters herniederfahrend Gerichtstag hielt und wie er die Schafe von den Böcken abſonderte, und es befreite ſich ihre Wut gegen alle jene Mächte der Zeit, die ſie für gottlos hielten und denen ſie die ganze ungeheuere Summe des Erdenjammers ins Schuldbuch ſchrieben.

In dieſer Beziehung dachten ſie an das Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus, und wie dieſer endlich im Himmel luſtwandelte, während der reiche Mann im ruſſiſch-türkiſchen Bade der Hölle durſtete. Daß jenen durſtete, tat ihnen wohl. Und wie der Wein und die Speiſen ſie anregten, ſtießen ſie nach und nach eine nicht geringe Anzahl ihrer Mitmenſchen: den Müller des Dorfes, in dem ſie gelebt hatten, den Pfarrer, den Barchenthändler, für den ſie am Webſtuhl geſchwitzt hatten, und manchen anderen lieben Näch-

ſten zu dem gepeinigten Reichen in die ewige Flamme der Hölle hinab.

Quint dachte daran, die Scharfs mit harten Worten zu ſtrafen. Er beſann ſich jedoch und erwog, wie weit, ſeit der Trennung von ihnen, die Kluft zwiſchen ihnen und ihm geworden war. Er hielt ſich zurück und dachte, daß dieſe Menſchen, obſchon erwachſen, in einem gewiſſen Sinne doch Kinder wären, die man von Stufe zu Stufe zur Wahrheit hinanführen müſſe, ſollten ſie anders fähig werden, ſie zu begreifen. Überdies: wir wollen es rund heraus ſagen, Quint grauſte ein wenig vor ſeiner eigenen neuen Wahrheit. Er fürchtete ſich. Sie frei zu bekennen war nicht ganz in ihm der volle ſichere Mut vorhanden.

Und plötzlich, er wußte kaum wie und warum, fing der Narr vom „Geheimnis des Reiches Gottes" zu reden an, hiermit unwillkürlich einen Ausdruck des Heilands aufgreifend. Mit ſorglicher Schonung des Jüngerwahns machte er dadurch ihre, das nahende Reich betreffenden, Meinungen und Erwartungen unſicher, ſo daß die Männer ſchließlich verdutzt zurückblieben, als Quint ſich erhob und auf den leeren Dachboden der Hütte zur Ruhe ging.

Emanuel hatte nur wenig geſchlafen, als er wieder erwachte, mit dem kleinen Bibelbuch in der Hand in den Mondſchein des Dachfenſters trat und mühſam Bibelſtellen entzifferte. Dann ging er ruhelos langſam auf und ab, der ganzen Länge des Dachfirſtes nach, dem Geheimnis des Gottesreiches nachgrübelnd. Plötzlich drang aus dem unteren Zimmer Geſchrei herauf, und gleich darauf knarrte die Stiege heftig. Anton Scharf, der im Hausflur geſchlafen hatte, erſchien und bat inſtändig, Quint möge herabkommen.

Als Quint in das untere Zimmer trat, ſchrie der Säugling in ſeinem Troge laut. Die Frau auf der Strohſchütte rang ihm beide Arme entgegen, heftig weinend und Hilfe erbittend. Der alte Schubert, der im Webſtuhl ſaß, hielt etwas in ſeinen Armen feſt, das ſich in konvulſiviſchen Windungen regte. Martin Scharf ſtand ratlos dabei, einen qualmenden Lichtſtumpf in der Hand.

„Sie hat wieder ihren Krämpfeanfall bekommen", ſagte der ältere Scharf. Nun erkannte Quint, daß es die vierzehnjährige Martha war. Er nahm das Licht aus den Händen Scharfs. Sobald der Schein ihr entſetzlich verzerrtes Antlitz nahe berührte, fauchte und ſprudelte ſie wie eine Katze danach. Aber ſie wachte nicht auf, ſondern verharrte durchaus in Bewußtloſigkeit, und alle erſchraken, als unerwartet ein wildes tieriſches Heulen aus ihrer nackten und ſchmalen Bruſt erſcholl, wild und dem eines Hundes nicht unähnlich, und als ſie darauf mit raſender Überſtürzung Gott, den Heiland und alle Engel zu verfluchen begann.

Quint fühlte, was man von ihm erwartete, aber auch ohne das war ſein ganzes Weſen, Hilfe zu bringen, innigſt geneigt. Ganz inſtinktiv tat er ſogleich dasjenige, was, ſofern man jemand aus einem Schlafe erwecken will, gebräuchlich iſt, und erhob, nachdem er Waſſer vom Brunnen erbeten hatte, die eigene Stimme laut, mit ſtrengen Worten auf Martha einredend.

Wahrſcheinlich hatte nun der Anfall an ſich und in ſich ſein Ende erreicht, doch es konnte nicht fehlen, daß, als ſich Friede und Schlaffheit durch den Körper des jungen Mädchens verbreitete, dies für die Glaubenswilligen ein neuer Beweis für die Wunderkräfte des Narren war. Und in der Tat, als jener ſich ſchweigend wieder entfernt hatte und zwar, für ſich, in

die eiſige, klare Mondnacht hinaus, das Mädchen aber ruhig ſchlummernd zur Seite der Mutter lag, hielten die Männer noch bis in den Morgendämmer hinein Geſpräch miteinander, vom vermeintlichen Wunder völlig durchdrungen.

Martha erwachte erſt ſpät am Nachmittag, und was ſie erzählte, war wiederum dazu angetan, die Einbildungen des kleinen Kreiſes anzufachen. Es lag über ihr eine ſtille und ſelige Feierlichkeit, nach deren Urſache ausgefragt ſie glatthin behauptete, ſie habe Jeſus, den Heiland und zwar umleuchtet von himmliſcher Glorie mit allen Wundenmalen im Traum geſehen.

O Jeſu, ſüßes Licht,
nun iſt die Nacht vergangen.
Nun hat dein Gnadenglanz
aufs neue mich umfangen.

Solche und ähnliche Verſe ſang das Mädchen von jetzt ab beſtändig vor ſich hin, welche Hausgeſchäfte ſie immer verrichtete.

Fünftes Kapitel

Man hat erlebt, wie ein gewiſſer Wahnſinn wie Brand oder Meltau im Korn, oder wie phyſiſche Anſteckung, in weiten Diſtrikten um ſich greift, und ſo hatte auch hier in dieſer entlegenen Gegend ſich bald das Gerücht verbreitet, daß, wenn nicht der Heiland ſelbſt, ſo zum mindeſten ein Apoſtel! wenn kein Apoſtel, ſo doch mindeſtens ein heiliger Mann! wenn kein heiliger Mann, ſo doch mindeſtens ein Wunderdoktor erſchienen wäre! — und ſo fand Emanuel am dritten Morgen das Haus von einem Gewimmel breſthafter Menſchen umlagert. Um das aber glaubhaft zu finden, muß man in Rückſicht ziehen, welche Bedeutung der Laienarzt, der Schäfer, die weiſe Frau mit den Sympathiemitteln noch immer im Bereich des gemeinen Mannes hat.

Zufälligerweiſe war es der erſte Pfingſtfeiertag, der die Verſammlung ſo vieler lahmer und blinder, huſtender, fiebernder und ächzender Menſchen ſah. Es waren Weiber wie Männer, Kinder, Leute bei guten Jahren und Greiſe darunter. Die Sonne ſchien warm auf das kahle ſteinige Feld herab, und da Martha, die den ſeltſamen Zuſtrom zuerſt bemerkte, die an ſich nicht ungeduldigen Leute ruhig zu warten veranlaßt hatte, ſaßen ſie ganz geſittet auf den zerſtreuten Blöcken Granits umher und harrten des wundertätigen Arztes.

Es führte aber in nächſter Nähe einer jener Pfade vorbei, die angelegt ſind, um wanderluſtigen Bewohnern der Täler

und Ebenen, Städte und Dörfer die herrliche Bergwelt zu erschließen, und heute, als am ersten Pfingstfeiertage, waren alle diese Pfade schon früh von heiteren, frühlings- und wanderfrohen Menschen belebt. Einige dieser Leute blieben nun auf dem nahen Wege verwundert stehen, um das seltsame Lager zu betrachten. Nach einiger Zeit bemerkten sie, wie jemand aus der windschiefen Hütte ins Freie trat, und gleich darauf eine allgemeine Bewegung unter den Wartenden.

Emanuel Quint hatte mit äußerer Ruhe und heimlichem Herzklopfen durchs Fenster die Menge der Hilfebedürftigen wahrgenommen und schließlich den Weber Schubert hinausgesandt, damit er den Leuten sagen sollte, Quint sei nur ein armer Mann wie sie und durchaus nichts weniger als etwa ein Wundertäter. Und als nun die Leute den ihnen bekannten Weber umringten, tat er, wie ihm befohlen war, aber doch nicht auf eine so überzeugende Art, daß es den festen Glauben der ihn Bestürmenden irgend beirrt hätte. Sie traten vielmehr in dichten Schwärmen bis an die Fenster des Hauses heran: Weiber hoben mit viel Geschrei ihre Säuglinge vor die Scheiben, Männer zeigten ihr hinkendes Bein, und viele Zeigefinger waren gleichzeitig auf die Augen von Blinden gerichtet, deren Heilung zugleich mit wilden Schreien erbeten ward.

Da trat der Narr mit einem stillen und festen Entschluß plötzlich in den Andrang der Mühseligen und Beladenen mutig hinaus, die sogleich die Falten seines zerschlissenen Rockes, sowie seine Hände und nackten Füße mit Küssen bedeckten. Die Fremden sahen, wie der lange, groteske Mensch eine Zeitlang hilflos, wie auf einer Woge des Elends schwamm. Dann aber gelang es den Brüdern Scharf, einen Raum zwischen ihrem Idol und der sinnlosen Menge frei zu machen. Es war

nun für Quint kein anderer Ausweg möglich, als daß er mit lauter Stimme das Wort ergriff und zu der ganzen Verſammlung redete.

Was aber der Inhalt ſeiner Predigt war, wird von denen, die ſie gehört haben wollen, nicht einhellig dargeſtellt. Auch mengte der Narr im Feuer des Augenblicks wohl allerlei widerſprechende Dinge zuſammen, wie ſie aus eigenem Denken und Bibelerinnerungen auf ſeiner Zunge zuſammenſtrömten. „Was ſeid ihr gekommen zu ſehen?" fing er etwa zu rufen an. „Wollt ihr einen Arzt ſehen? Ich bin ein Kranker und nicht ein Arzt! Wollt ihr einen Menſchen in ſchönen Kleidern ſehen? In beſſeren Kleidern als jene ſind, die eure kranken Glieder bedecken? Wahrlich, ich bin ſo ſchlecht bekleidet denn ihr. Die aber in guten und weichen Kleidern gehen, wohnen geruhig in ihren Paläſten! Wollt ihr einen Propheten ſehen, der die Sünden der Welt verflucht? Ich bin nicht gekommen, um zu verfluchen! Wolltet ihr einen Menſchen ſehen, der mehr iſt denn ihr: ein Meiſter der Kunſt, ein Meiſter der Schrift? Wiſſet, ich bin ganz ungelehrt und bin weniger denn ihr! Ich kann weder Kranke heilen, noch Tote erwecken, außer von geiſtlicher Krankheit und geiſtlicher Not, und wenn ihr dergleichen wünſcht und erbittet, ſo wird euch vielleicht geholfen ſein. Ich habe eine Taufe empfangen, eine Taufe mit Waſſer! ich aber kann nicht mit Waſſer taufen, meine Taufe geſchieht durch den Geiſt." — Die Brüder Scharf und den Weber Schubert anblickend, fuhr er fort: „Des Menſchen Sohn iſt nicht in die Welt gekommen, die Seelen der Menſchen zu vernichten. Er iſt auch nicht in die Welt gekommen, das Joch von dieſen Schultern auf jene, die Laſt vom Rücken der Guten auf die Rücken der Böſen zu tun, ſondern er ſelber will alle Laſten auf ſich nehmen. Wer Ohren hat zu hören, der höre: Jeſus

der Heiland, ihr nennt ihn wahrhaftig mit Fug den Gottessohn. Gott aber iſt Geiſt! Jeſus ward aus dem Geiſt geboren! Es ſei ferne von uns und von euch etwa anzunehmen, Gott ſei ein Leib und es habe ein irdiſcher Leib ſeinen leiblichen Sohn hervorgebracht. Was aus dem Geiſt geboren iſt, das iſt Geiſt. Tretet in die Geburt des Geiſtes, ſo ſeid ihr in der Wiedergeburt! Geiſt iſt der Vater, Geiſt der Sohn und auch ich bin vom Geiſt wiedergeboren! Wohlan ich zögere nicht, euch dies zu verkünden: wer aus dem Geiſte wiedergeboren iſt, der iſt Gottes Sohn. Ich bin Gottes Sohn ſo verſtanden. Aber auch ihr, ein jeder von euch, kann durch die Wiedergeburt eben das werden, was ich bin, ihr alle könnt Gottes Kinder werden."

Im Innern der Hütte hatte das kranke Weib und die kleine Martha durchs offene Fenſter die Predigt des blinden Blindenleiters mit angehört, und hatten ſie ebenſowenig verſtanden, als irgend einer unter denen, die ihr dort draußen andächtig zuhörten. Sie hatten, vom Klange der lauten und innigen Stimme Emanuels ergriffen und aufgeregt, der Worte wenig geachtet, die er hervorbrachte, noch weniger ahnten ſie etwas von ihrem Zuſammenhang. Alle, und auch die Brüder Scharf, fanden ſich nur an das, was ſie aus der Bibel wußten und kannten, erinnert, und dieſe, die Brüder, lebten durchaus nur in ihrem eigenen Wahn, den ſie durch das gefährliche Wort Emanuels: „ich bin Gottes Sohn" auf unerhörte Weiſe beſtätigt fanden. Wie Quint, das heißt, in welchem Sinne, er eine Gotteskindſchaft behauptet hatte, vermochten ſie nicht in Rückſicht zu ziehen.

Als Quint ſeine Predigt beendet hatte, ſtürmte die Menge heulend und flehend auf ihn ein, einer immer den andern zurückſtoßend. Der Blinde ward zum Stolpern gebracht. Säuglinge ſchrieen, während die Mütter unflätig aufeinander los-

keiften. Nahe vor den Augen des Narren fuchtelten Stümpfe von Armen, verkrüppelte Hände, Stöcke und Krücken minutenlang, es begann ein entſetzliches Katzbalgen, wobei das immer wieder verſuchte zur Schau ſtellen ekelhafter Gebreſten beſonders entſetzlich zu ſehen war. Der Narr erſchrak! Was waren hier Worte?

Nachdem er eine Zeitlang vergebens verſucht hatte, Ordnung in die entfeſſelte Menge zu bringen, zog er ſich in die Hütte zurück, wo er aber von der Frau ſeines Wirtes auf eine Weiſe empfangen wurde, die ihn noch mehr als der Anſturm der Menge hilflos fand. Mitten im Zimmer kniete das Weib. Sie hob ihre Arme empor und betete. Sie ſah ihn, Gebete murmelnd, mit irrſinnig leuchtenden, gläubigen Augen an, während Martha mit zitternden Lippen am Ofen ſtand und ſichtlich ergriffen die Hände faltete. Bei alledem fühlte der Narr eine ſchwere Verwirrung in ſich aufſteigen, verbunden mit einer Verſuchung, die ſchwerer als irgend eine der früheren war. Um ihn her erhob ſich ein Wahn, der, einem gewaltigen, aus der Erde dringenden Sturme gleich, etwas Unwiderſtehliches an ſich hatte. Es wuchs eine ſchreckliche Macht um ihn, von der er nicht wußte, ob er ſie ſelbſt oder wer ſonſt ſie entfeſſelt hatte, eine Glaubensgewalt, die ihn, wie die Welle eines Bergbachs das dünne Reis, erhob und unaufhaltſam mit ſich riß. Nun, wird man ſagen, er war ein Narr, und alſo nahm er ſich wohl ohne erheblichen Widerſtand für das, wofür ihn die Leute in ihrer Torheit hielten: nämlich, wenn nicht für Gottes Sohn, ſo doch für einen mit übermenſchlichen Kräften ausgeſtatteten Wundermann. — Gewiß, er faßte ſich an die Stirn, er ſtellte an ſich in der Stille Fragen, ob er nicht etwa wirklich mehr, als er ſelber wiſſe, ſei: aber dann ſtieß er doch mutig alles aus dem Bereich ſeines Geiſtes hin-

aus, was ihn zu einem überheblichen Selbstbewußtsein bereden wollte.

Und also wandte er sich mit Schmerzen, wenn nicht mit Abscheu, von dem fast nackten Körper zu seinen Füßen und den verzückten Blicken ab, die ihn lästerlich anbeteten, und entfernte sich durch die Hintertüre des kleinen Hauses eiligen Schrittes, fluchtartig über die Bergwiesen, so daß er der lärmenden Menge und denen im Haus, die nach ihm suchten, plötzlich unauffindbar entschwunden blieb.

Zwei junge Männer, jugendliche Touristen, hatten Emanuel Quint davonlaufen sehen und waren ihm, da sie von allem, was sie erblickt und gehört hatten, wie durch etwas ungeheuer Abenteuerliches sich berührt fanden, nachgefolgt. In ziemlicher Ferne gelang es den beiden ihn einzuholen. Sie grüßten freundlich und sprachen ihn an.

Es waren zwei Brüder Hassenpflug aus dem Münsterschen, zwei „Zigeuner", im Anfang der zwanziger Jahre stehend, die meist von geborgten Groschen lebten, in Berlin eine Zeitschrift herausgaben, die niemand las: kurz Schwärmer, Dichter und Sozialisten. Sie sahen in Quint einen guten Fang.

Die Menge Fragen, mit denen sie ihn im Anfang belästigten, ließ er, sie dagegen nur groß und forschend betrachtend, vorübergehen. Es wäre ihm auch meist nicht leicht geworden, zu antworten. Was war zum Beispiel ein Sozialist? Er wußte nicht, ob er ein Sozialist wäre!

Er hatte auch nichts von Anarchismus und russischem Nihilismus gehört. Auch nichts von einem Buche des Herrn von Egidy: „Ernste Gedanken". Zuweilen überzog, aus Scham über seine Unwissenheit, dunkle Röte sein Angesicht.

Aber nachdem alle drei eine halbe Stunde und länger in

der dünnen Luft der Kammhöhe miteinander gewandert waren, hatte ſich zwiſchen ihnen eine Art von Vertraulichkeit erzeugt. Mit lebhafter Neugier erkannte Quint in dem, was ſeine Begleiter nach und nach auf eine ſektiereriſch eifrige Weiſe vorbrachten, eine ihm völlig neue Welt, die er mit hungrigem Geiſte auffaßte und mit ſcharfem Blick zu durchdringen ſich Mühe gab.

Das äußere Weſen der Brüder Haſſenpflug behagte ihm nicht. Der eine und ältere von den beiden gefiel ſich in einer ſpöttiſchen Luſtigkeit, womit er die Äußerungen des jüngeren Bruders meiſt begleitete. Wenn dieſer von Freiheit, von Recht auf Glückſeligkeit, von einem allgemein harmoniſchen und ſorgenloſen Daſein ſprach, von der künftigen Vollkommenheit, zu der ſich der Menſch entfalten würde, ſo hatte Quint den peinlichen Eindruck, der andere ſei völlig beherrſcht von Unglauben und bezweifle alles das. Aber wodurch die drei auf gleichem Boden ſtanden, das war ihre Jugend, war die Liebe zu einer unbekannten und erſt noch zu erobernden, wirklichen Welt, in die ſie hineingeſetzt waren, und die den zur Mannesreife langſam erwachenden Jünglingen nun nach und nach ihre Wunder erſchloß.

Seltſam, wie ſehr der Geiſt einer geweckten Jugend in dieſen Lebensaltern ſich außer- und überweltlich dünkt und doch mit jeder Regung im Irdiſchen wurzelt. Sie ſelber zwar wußten nicht, wie über jeden Begriff köſtlich und herrlich die Welt ihnen erſchien, und würden, hätte man ihnen das vorgeſtellt, geleugnet haben. Die Brüder Haſſenpflug hätten ſicherlich Schopenhauer zitiert und mit Marx und Engels Kritik geübt an den verrotteten, menſchlichen Zuſtänden. Sie hätten vielleicht mit Bellamy oder anderen hingewieſen auf einen ſozialiſtiſchen Zukunftsſtaat, auf zu erſtrebende, paradieſiſche

Zustände, ohne zu ahnen, daß irgend ein höheres Glück sich auszudenken, als das der Jugend, in der sie lebten, ihnen unmöglich gewesen wäre.

Emanuel Quint, der unter Verachtung, Not und Entbehrung ganz anders wie seine Begleiter gelitten hatte und älter war, stand doch, wie diese, in einem schäumenden Jugendrausch. Und wenn wir den ganzen Ernst seines sonderbaren Geschicks und den fest bestimmten, kurzen Weg seines arg verfehlten Lebens bis an sein Ende in Rücksicht ziehen, so müssen wir dennoch sagen, es war der Reichtum an junger, überwallender Liebe, den auszugießen, und sei es mit seinem Blute zugleich, unstillbar heißes Verlangen ihn zwang.

Als Karl, der jüngere Hassenpflug, die Bemerkung gemacht hatte, wie er dem eigentümlich würdevollen Wesen des Narren nur selten eine karge Äußerung abringen konnte, gab er sich seine Antworten selbst. Und so erfuhr Emanuel Quint nach und nach etwa dieses:

Es habe sich, und zwar in fast allen Ländern der Erde, die ganz bestimmte Überzeugung verbreitet, die ungerechte Gesellschaftsordnung, wo ein kleiner Teil der genießende, der weitaus größere aber der leidende sei, stehe unmittelbar vor dem Untergang. Auch ihm sei keineswegs zweifelhaft, daß die große soziale Revolution in kurzer Zeit, die vielleicht nur nach Monaten zähle, bestimmt zu erwarten sei. Der dritte Stand, der Stand der Arbeiter, der Stand der sogenannten Proletarier, werde die Revolution hervorrufen. Er bilde bereits durch fast alle Staaten des Erdballs hindurch eine große Partei. Der Wahlspruch dieser Partei aber heiße: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Sie werde, sobald sie zur Herrschaft gelange, zunächst einen schlimmen Götzen zertrümmern: nämlich den Moloch des Kapitals! und die Folge davon werde

dieſe ſein: daß jeder die Frucht ſeiner redlichen Arbeit genießen, ſtatt ſie durch Räuberhände der Reichen einbüßen werde.

Dieſer große Augenblick der Befreiung werde die Folge eines natürlichen ſozialen Prozeſſes ſein, eine Art Zerfall der modernen Geſellſchaft, naturgemäß, wie eine überreife Frucht verfault und zerfällt. Nun gäbe es aber Leute, die wollten nicht warten, und dieſe arbeiteten mit gewaltſamen Mitteln, Revolver und Dynamit auf das Ende hin. In dieſen Leuten, ſagte Karl Haſſenpflug, nehme die Wut des Unterdrückten entſetzliche Formen an. Ihr Wahlſpruch lautet: Krieg bis aufs Meſſer! Der Ordnungsbeſtie kein Pardon! Und er las Emanuel Quint einen anarchiſtiſchen Aufruf vor, der förmlich vom blutigen Atem der Rachſucht rauchte.

In dieſem Aufruf, der die Hinrichtung eines Anarchiſten auf der Place de la Roquette zu Paris als Mittel zur Aufreizung verwertete, wurden die Vertreter der geſetzlichen Mächte Ordnungsbande, Schweinebande, Hunde- und Mörderbande, Hallunken und Schufte genannt, ſo daß mit dieſen Ausbrüchen verglichen dem Narren die feindlichen Äußerungen der Brüder Scharf gegen die Wohlhabenden und Beſitzenden wie ein lindes Säuſeln der Güte erſchienen. Aber ihn kam ein Grauſen an. Und indem er ſich ruhig dem Sprecher zuwandte, ſagte er, ſo daß es die Brüder Haſſenpflug wie etwas unendlich Naives berührte: ſo gewiß ich ein Armer unter den Armen bin, dieſe ſind ferne vom Gottesreich.

Von nun an waren die Brüder bemüht, den originellen Landſtreicher nach ſeinen geheimen Marotten auszuforſchen. Sie waren ungeheuer erſtaunt geweſen, bei einer Pfingſtwanderung auf einen ſolchen Menſchen und einen Vorgang zu ſtoßen, der wie aus dem Neuen Teſtamente herausgenommen

erſchien. Sie wußten recht gut, wie überhaupt die Kreiſe der jugendlich Intellektuellen von damals es wußten, daß im Volke der Mutterboden für alles urſprünglich Junge und Neue iſt. Und hier, in einer Gegend, die, von den großen Verkehrswegen des neuen Euraſiens abgelegen, fremd für ſie war, trat ihnen überall ein ganz unberührtes Volkstum entgegen. Sie gehörten zu jenen, denen die europäiſche Einheitsbildung Verflachung war. Mit Spannung aber und Wiſſensdurſt ſuchten ſie überall in das abgeſchloſſene Kaſtenbereich der niederen Stände einzudringen, als müßten dort Quellen der Offenbarung fließen, die im Bereiche des kultivierten Geiſtes verſiegt waren.

Sie brachten nun das Geſpräch auf ein anderes Gebiet. Sie ſagten ſich, weil dieſer Menſch einen ſolchen Zulauf von Kranken hatte, ſo müſſe ein Wundertäterwahn oder der hypochondriſche Glaube an irgend ein Heilmittel, das er vielleicht ererbt hatte, in ihm ſein. Aber ſein Vater war nicht Schäfer geweſen, noch hatte er irgend ein Büchelchen mit Rezepten geerbt, vielmehr hörte man hinter den wenigen, ſchlichten Worten, die er ſprach, nur immer wieder die Blätter des Buches der Bücher rauſchen. Und es war nicht die Rede von irgend einer, wenn auch noch ſo geringen therapeutiſchen Einbildung.

Er ſagte: ich habe nichts mit den Leiden des Körpers zu ſchaffen. Weſſen Körper leidet, den mache ich nicht geſund! Weſſen Körper geſtorben iſt, den kann ich nicht aufwecken, ich bin nur ein Arzt der Seele, die nie ſtirbt. Ich ſehe, die Menſchen leiden Not. Ich ſehe, ſie wollen die Not überwinden. Ich kenne die Hoffnung, von der ſie zehren, auf endliche Überwindung der Lebensnot. Ich ſelbſt bin in Not. Ich weiß auch, wie bitter es iſt, das tägliche Brot zu entbehren,

Hunger zu leiden. Aber der Menſch lebt nicht vom Brot allein, ſondern er lebt von ſolchen Worten, die durch den Mund Gottes gegangen ſind. Ihr ſagt, fuhr er fort, daß die Arbeiter auf der ganzen Erde einen Zuſtand erſtreben und nahe vorausſehen, wo jeder die Frucht ſeiner Arbeit genießen wird. Ich aber ſage: genießet jetzt, genießet in jedem Augenblick das lebendige Wort aus dem Munde Gottes. Wenn dereinſt, wie ihr ſagt, das Arbeiter-Paradies auf der Erde blühen wird, ſo werde ich weit davon entfernt im Reiche Gottes ſein.

Als ſie den Narren fragten, was denn und wo denn das Wort, die wahre Speiſe der Seele, wäre, zog er ſein kleines Bibelbuch und las ihnen aus dem Evangelium Sankt Johannis: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort." Und nachdem er dieſe Worte geleſen hatte, fragte ihn Chriſtian Haſſenpflug, wie es denn aber mit der Verkündigung des Reiches Gottes auf Erden, darin die Bibel doch gewiſſermaßen eines Sinns mit den ringenden Kräften des Gegenwarts-Lebens ſei, beſchaffen wäre, da ſchwieg er zuerſt und ſagte dann: Es ſei denn, daß ihr von neuem geboren werdet, ſo könnet ihr das Reich Gottes nicht ſehen! womit er Johannes III, V. 3 in einer Weiſe anführte, die für ihn eine myſtiſche Wolluſt war, jenes Nahrung-aufnehmen des Geiſtes, jenes Ernähren-laſſen der Seele durch heilige Worte, die durch den Mund des Heilands gegangen ſind.

Ein wenig ermüdet hatten ſich alle drei in der Nähe der ſogenannten Speidlerbaude niedergelaſſen, von der aus ein großer Bernhardiner, mit gewaltigem Bellen, über die feuchte Kammwieſe näher kam: aber ſie achteten ſeiner nicht, und

Emanuel Quint entwickelte nun auch vor dieſen Leuten, wie das Reich Gottes eben ein Geheimnis ſei. Freilich, ſchloß er mit einem Lukas-Zitat, nichts ſei verborgen, es werde denn zu ſeiner Zeit offenbar, und nichts ſo heimlich, das nicht doch dereinſt kund werde! und wenn man auch eine Zeitlang wohl das Licht unter einen Scheffel zu ſetzen Urſache habe, ſo geſchehe dies nicht für ewige Zeit.

Quint hatte ſich ohne weiteres bereit erklärt, mit den Brüdern Haſſenpflug einzukehren und in der Baude ihr Gaſt zu ſein. Als ſie ſich nun dem Eingang annäherten, immer von dem Gebell des Hundes begleitet, der, wenn er ſchwieg, ihnen knurrend bis auf wenige Schritte nahe kam, füllten ſich Flur und Schwelle des Hauſes ſchnell mit einer Menge glotzender Menſchen an. Der Hund nahm immer den Narren aufs Korn, und in wenigen Augenblicken, indeſſen ſich die Schar der Touriſten vor der Haustür ſtark vermehrt hatte, fand er von da aus Ermunterung.

Die Predigt Quints war nämlich von einigen redlichen Männern und Frauen in Lodenſtoff bereits in der Baude bekannt gemacht worden, und weil der Zweck einer Bergwanderung begreiflicherweiſe das Vergnügen iſt, ſo muß alles, was etwa in den Geſichtskreis des wandernden Bürgers gelangt, durchaus die Eigenſchaft des Vergnügens nach ſeinem Herzen ſich aufzwingen laſſen. Man darf aber nicht vergeſſen, daß edle und wahre Entrüſtung ein echtes Sonntagsvergnügen des ſich begnügenden Kleinbürgers iſt.

Sobald ſich alſo der vorläufig harmloſe Unfug der Laienpredigt auf der Bergwieſe in der mit Touriſten überfüllten Gaſtſtube der Speidlerbaude verbreitet hatte, weckte er ſogleich einen wahren Sturm von Gelächter, aber auch von allen Seiten tiefſte Entrüſtung auf. In ſolchen Fällen pflegen die Herzen

der Menſchen ſich zu vereinigen. Während der Schlachtermeiſter, der Bäcker, der Darmhändler oder der Vorſtadtbudiker beim dritten, vierten Glas Bier und ſeine Gattin beim Kaffee ſitzt, und beſonders auf Reiſen, iſt er ſich ſeiner moraliſchen Bürgerpflichten bewußt, und wer wollte das nicht in der Ordnung finden.

Das geflügelte Wort, das dem Narren durch Hundegebell entgegenſchallte, war aber dies: Kohlrabi-Apoſtel. Denn etwas von jenem überſpannten Unſinn des vegetariſchen Lebensprinzips war den Sevattern natürlich geläufig: ſowohl denen, die aus Breslau herübergekommen, als jenen, die in der Stadt Dresden anſäſſig waren. Ganz beſonders in dieſer Stadt ſah man zuweilen Leute in härenen Hemden, barfuß und einen Strick um den Leib, die Haare bis auf die Schulter reichend, durch die Straßen ziehen.

Die Kommenden taten, als bemerkten ſie Zurufe und Gelächter nicht: allein ſie konnten ihr Gebaren, als ob dies alles nicht ihnen gälte, in dem Augenblick nicht mehr durchführen, als ihnen ein rieſenhafter Touriſt mit Bergſtock, Rucksack und kurzen Schaftſtiefeln unter frechem Lachen den Weg vertrat.

„Hier gibts keine Rüben," ſagte der Viehhändler.

Die Brüder Haſſenpflug wurden ſehr heftig. Sie entrüſteten ſich und fuhren mit einem Schwall von empörten Worten auf den blaurot aufgedunſenen, ſchwitzenden Bergfex ein, der aber ſtatt jeder Antwort Emanuel Quint vor der Bruſt ergriff und mehrmals gutmütig hin und her ſchüttelte. Dabei ſohlte er: „Du biſt verrückt, mein Kind!"

Im gleichen Augenblick war aber für den Bernhardiner ſoweit das Signal gegeben, daß er dem armen Landſtreicher nach der Wade griff, worauf die Kellnerin den Hund auf die Schnauze ſchlug.

Vielleicht bereute der Viehhändler nun ſeine Handlungsweiſe. Auf jeden Fall geriet er in Wut, ſo daß ſeine Frau ihn beſchwichtigen mußte. Am Ende hätte er ſonſt ſeine Drohungen wahr gemacht und die drei harmloſen Wanderer, Jüngelchen! wie er ſie brüllend nannte, auf den Schornſtein der Baude geſetzt.

Trotz deſſen hatten die Haſſenpflugs Emanuel bis an die Schwelle des Hauſes mitgezogen. Hier ſtießen ſie auf den böhmiſchen Wirt. Er ſtand in der Tür und ließ ſie nicht eintreten. Er ſagte nichts. Oder wenigſtens bedeutete, was er in aller Ruhe, gelaſſen und ſchwerverſtändlich ausdrückte, etwa das: ſie möchten getroſt und zwar ſofort ihres Weges gehn.

Dieſe unbegreifliche Dreiſtigkeit ſteigerte ſehr natürlicherweiſe die Empörung der beiden Haſſenpflugs. Sie waren Kandidaten der Philoſophie, hatten das ſchwarz-rot-goldene Band getragen, und niemals, ſo lange ſie lebten, war ihnen etwas derartiges von dem Wirt einer Kneipe geboten worden. Es half ihnen aber alles nichts. Trotz ihrer empörten Reden mußten ſie unter dem wüſten Gelächter eines ganzen Touriſtenpöbels von dannen ziehn.

An der Grenze des Anweſens ſtand ein Knecht. Und als das Kleeblatt vorüberkam, ſchrie er, mit lauter Stimme, hinüber, zu dem, unter dem Beifall ſeiner Gäſte geſchmeichelt lächelnden Baudeninhaber, daß Quint der Menſch, von dem er ſchon mehrfach geſprochen hätte, ſei, der ſich ſchon wochenlang auf dem Gebirge herumtreibe. Was er im Schilde führe, wiſſe man nicht. Man müſſe ihm den Gendarm auf den Hals ſchicken.

Sie mochten von da ab kaum eine Viertelſtunde geärgert und ſchweigend gegangen ſein, als Emanuel Quint vom Wege

ab und querwaldein durch die niedrigen Bergföhren ſchritt. Er bat die Brüder ihm nachzufolgen. Und plötzlich eröffnete ſich inmitten der Fichten und Krüppelkiefern ein Wieſenplan, auf dem jener, Quinten befreundete, Hirt ſeine Herde von Rindern und Ziegen weidete. Als nun die Brüder aus einer Bewegung des waldmenſchartigen Kerls und aus einer Segenbewegung Quints entnommen hatten, daß dieſe beiden einander nicht fremd waren, rückten ſie, hungrig, wie ſie waren, mit dem Vorſchlag heraus, den Hirten in eine der nahen Bauden nach Lebensmitteln auszuſenden. Geſagt getan: es ließ ſich bewerkſtelligen. Mit Geld von den Haſſenpflugs verſehen, ward der Hirt durch Emanuel Quint am Schluſſe verſtändigt, wohin er den Einkauf zu bringen hätte.

Emanuel aber führte alsdann ſeine neuen Bekannten auf unwegſamen Pfaden mit ſich fort, bis ſie zu jener in Felſen und Krüppelkiefern verſteckten Behauſung gelangten, die wochenlang ſein Schutz vor Wind und Wetter geweſen war. Und als er dort, an einem gluckſenden Rinnſal in der Nähe, die Wunde, die ihm der Bernhardiner zugefügt, gleichmütig wuſch, ward er, wie jemand, der ſich als Wirt und zu Hauſe fühlt, geſprächig, beinahe heiter und freimütig.

Mit wenigen Anklängen ſeiner Mundart ſagte er, nicht ohne redneriſche Anmut und Leichtigkeit, etwa folgendes zu den Brüdern:

„Ich habe hier mehrere Wochen lang beinahe in völliger Einſamkeit gelebt und bin mit mir über allerlei ernſte Dinge zu Rat gegangen. Dieſe Hütte, die kaum eine Hütte iſt, war jedenfalls ein Verſteck für mich. Da aber das Reich Gottes heute wie je, trotzdem ſich ſo viele Menſchen Chriſten nennen, wie ſchon geſagt, ein Geheimnis iſt, wie ſollte ſich der Be-

kenner beklagen, der Diener am Wort, wenn er ſich auch vor den Menſchen verſtecken muß?

Ich merke ſehr wohl, ihr ſeid gelehrt, ich bin ungelehrt," — er nahm aus dem arg zerſchliſſenen Rock und zwar aus einem der langen Schöße ſeine kleine Bibel hervor! — „Ich habe nur immer wieder dies eine, heilige Buch geleſen: aber ich glaube, Gott wäre auch dann bei mir, wenn ich auch dieſes Buch nicht gekannt hätte." Er küßte das Buch und fuhr dann fort: „Gott iſt in meinem Herzen ſo groß, daß mir, den Gedanken zu denken, nicht möglich iſt, er ſei an irgendein Buch gebunden. Ein Buch an ſich iſt ja wunderbar, beſonders für die, die nicht leſen können. Ich glaube, die Furcht vor dem Buch ſtammt vielleicht aus jenen Zeiten her, wo es den meiſten Menſchen noch unbegreiflich erſcheinen mußte, Bücher reden und gewiſſermaßen lebendig zu ſehen. Und nun gar dieſes Buch, das ich in der Hand halte.

Aber Gott wird nur immer in mir lebendig, nicht im Buch! Wenn ich das Buch hier unter die Steine verberge und liegen laſſe und der Menſch, der leſen kann, und in dem es zum Leben erwachen kann, findet es nicht, ſo bleibt es tot. Es iſt immer tot, nur wir ſind lebendig. Das Buch, ohne mich, iſt tot wie ein Stein. Ich ohne das Buch dagegen bin, wenn Gott will, ein Gefäß ſeiner Gnade und ganz erfüllt mit dem heiligen Geiſt."

Und Emanuel wies mit dem Finger auf ſeine rotbewimperten Augen hin: „Ich werde entweder Gott ſelbſt mit dieſen Augen, die nach außen und innen ſtrahlen, erblicken, oder ihn niemals ſehen!" Er wies auf die Sonne am bleichen Himmel: „wer dies nicht ſähe, er ſähe denn vorher in ein Buch, für den hätte Gott keine Zunge zu ſprechen. Das vornehmſte Werkzeug der Offenbarung Gottes iſt der Menſch, nicht

irgendein Buch, wie immer geartet. Aber der Menſch, als Werkzeug der Offenbarung, ſchuf für die Menſchheit ein anderes Mittel menſchlich göttlicher Offenbarung: nämlich das Buch. Das Buch," ſagte Quint, „iſt nichts, als ein Brief, durch den Menſchen, die fern von einander ſind — und eigentlich ſind alle räumlich und zeitlich fern von einander! — ſich gegenſeitig von ihrem Leben und Leiden und dem, was Gott in ihnen wirkte, Meldung tun. Gott heiligt den Menſchen, der Menſch das Buch! und der Menſch, durch das Buch, kann den Menſchen heiligen.

So bin ich durch Jeſum, mittelſt des Buches, geheiligt worden."

Auf dem Antlitz des Narren verbreitete ſich eine innige Heiterkeit. „Man muß ſich an der reinen und ſtillen Erkenntnis genügen laſſen. Es iſt genug, wenn ich fühle, daß niemand — niemand! — nicht einmal ein Buch! zwiſchen mir und Gotte iſt! — Aber neben mir ſteht mein Menſchenbruder, des Menſchen Sohn! ſteht Jeſus, der aus Liebe zu ſeinen Brüdern um Gottes Willen geſtorben iſt.

Man kann ſolche Dinge denen nicht ausſprechen, die auf Linderung ihrer Leiden harrend auf Sättigung ihrer Begierden hinwirken! Am allerwenigſten denen, die einen Gott in Körpergeſtalt, anſtatt des heiligen Geiſtes, ſehen. Jene ſind in Hoffnung! ich bin in Gewißheit. Freilich, wenn ich den Jammer der Menſchen wiederſehe, dem ich entronnen bin, ſo packt mich mitunter der alte Gram, das alte Grauſen, die alte Verzweiflung, und ich ſchäme mich meiner Glückſeligkeit.

Dergleichen Augenblicke," fuhr Quint fort, „packen mich manchmal ſo mit Gewalt, daß ich mich bald ſo, bald ſo vernichten möchte. Das eine Mal ruft es in mir: rette dein Himmliſches vor der Welt! Verlaſſe die Welt und fliehe noch tiefer

hinein in Gott! Das andere Mal treibt es mich an, trotzdem ich weiß, warum der Heiland für uns geſtorben iſt, mich, gleich wie er, am Kreuze, der Menſchheit, zum Wohle der Menſchen nochmals zu opfern. Die Menſchen, ſelbſt wo ſie ſich roh geberden, nicht zu lieben, gelingt mir nicht. Es iſt in allen eine große Hilfloſigkeit. Ich fühle ein ſchmerzliches Mitleid in mir ſich ſteigern bis zur Qual, wenn ich die Menſchen ſinnlos gegen ſich ſelbſt, den Menſchen, wüten ſehe. Sie ſind blind. Sie wiſſen nicht, was ſie tun."

Während er dieſes ſagte, war Emanuel Quint mit großen, langſamen Schritten auf dem kleinen, feſtgetretenen Pfade vor der Schutzhütte hin und her gegangen. Die Brüder Haſſenpflug hatten, jeder an einen mächtigen, kantigen Block Granit gelehnt, ſchweigend und ernſthaft zugehört. Sie blickten ſich an mit dem ſtummen Geſtändnis, daß von allem Sonderbaren, was ihnen die Zeit ihres Lebens begegnet war, dieſes unerwartete Abenteuer der harmloſen Pfingſtreiſe wohl ſicher das Sonderbarſte ſei.

Jeder der beiden Haſſenpflugs trug ein Notizbuch in der Taſche. Sie ſchrieben in dieſe Bücher allerlei Einfälle und Beobachtungen, die ſie in ſpäteren literariſchen Werken — und ſie gedachten unſterbliche Werke dieſer Art hervorzubringen! — verwerten wollten. So ſtanden ſie gleichſam über dem Gegenſtand ihrer Beobachtung, über dieſem intereſſanten Modell, das ihnen mit zur Vervollkommnung ihrer Kenntnis der deutſchen Volksſeele dienen ſollte.

Als ſie ſich nun mit Blicken verſtändigt hatten, traten ſie mit der Frage hervor: was eigentlich wohl das Ziel und die weitere, wahre Abſicht Quints im Leben wäre, wie und für was er zu wirken gedächte und welche Hoffnung in ſeinem Herzen ſei.

„Jeſus!" ſagte Quint, ſtatt aller Antwort, nach einigen Augenblicken des Stillſchweigens. Und „Jeſus!" wiederholte er dann zum zweiten- und drittenmal. „Nichts will ich! ich will nur leben, wie Jeſus." Er fuhr nun fort und entwickelte vor den mit ängſtlicher Neugier horchenden Brüdern etwa das: Er liebe die Menſchen, aber er habe ſich unter den Menſchen ſtets fremd und allein gefühlt. Erſt dann wäre ſein Weſen hervorgegangen „aus dem ängſtlichen Harren der Kreatur", als er von Jeſus erfahren habe, dem Menſchenſohn. Von da ab habe er ſich auch nur noch auf Erden, wie Jeſus, als Fremder gefühlt, gleichzeitig auch, wie Jeſus, heimiſch.

Jeſus wäre für ihn der Mittler geworden und bliebe der Mittler nicht nur zwiſchen ihm, Quint, und Gott, ſondern auch zwiſchen ihm, Quint, und den Menſchen! zwiſchen ihm und der Erde, der ganzen Natur, fügte er ausdrücklich noch hinzu. — Es gäbe zu Gott unzählige Wege. Aber er, Quint, ſei Menſch, und es ſei ihm natürlich und auch durchaus keine Sünde vor Gott und an Gott, ihn im Menſchen zu lieben. Ich bin ein Menſch, hob er wieder hervor, und das mir zugeteilte Erdenſchickſal kann nur ein menſchlicher Wandel Gottes ſein. Kein anderer aber, als Jeſus, der Heiland, hat für Weg und Wandel Gottes auf Erden ein ſo reines Vorbild gegeben. Alſo das Leben Jeſu, die Nachfolge Jeſu iſt mein Ziel! die Einheit im Geiſte mit Jeſu mein wahres Leben.

Was ihr getan habt einem meiner geringſten Brüder, das tatet ihr mir, hat der Heiland geſagt. Nach dieſem Wort und nach keinem anderen will ich handeln. Ich will mir den allergeringſten ausſuchen und ich will ihm tun, als ob er Jeſus der Heiland wäre: Jeſus der Heiland, hilfsbedürftig, in irdiſcher Not. Irgend etwas anderes auf dieſer Welt zu verrichten liegt mir fern. Ich will die Wundmale des Heilands küſſen.

Die Nägelmale. Ich will, soweit es an mir liegt, seine Wunden waschen, die Schmerzen lindern. Und irgend eines Menschen Wunde soll mir die Wunde Jesu sein.

Erst am späten Nachmittag, lange nachdem das Frühstück verzehrt war, das der Hirt herbeigebracht hatte, verließen die Hassenpflugs Emanuel Quint. Sie stiegen auf Pfaden, die der Narr ihnen wies, zu einem belebten Berghospiz hinauf, das mit einem trotzigen Turm aus Granitsteinen auf einer Klippe zwischen zwei Felsenkratern errichtet war. Als Emanuel ihren Blicken entschwand und nichts mehr von ihm zu sehen war, rieben die Brüder sich die Augen, nicht anders, als wenn sie beide den gleichen Traum gehabt hätten und nun zum Lichte des Tages wieder erwacht wären. Im Weitersteigen beglückwünschten sie einander dazu wechselseitig, nun wieder am Ende des neunzehnten Säkulums und nicht annähernd neunzehn Jahrhunderte früher zu leben, und damit schien dieses Intermezzo ihrer fröhlichen Bergtour zunächst für sie abgetan.

Oben auf dem Grat des Gebirges wiederum angelangt, zogen sie in Gemeinschaft vieler, vergnügter Touristen der burgartigen Massenherberge zu und versäumten nicht, ebensowenig als die anderen Ausflügler, den weiten Horizont zu genießen und mit dem Fernglas wichtige Punkte sowohl der preußischen als der böhmischen Seite aufzusuchen.

Quint hatte sich in der kleinen Schutzhütte auf seine Moosbank niedergestreckt. Er überdachte die jüngsten Ereignisse. Er war geflohen, weil etwas, er wußte nicht was, die Freiheit seiner Entschlüsse zu bedrohen schien: weil dunkle Gewalten, ohne Rücksicht auf das, was sein neugewonnener Glaube, seine neue Erkenntnis war, ihn gleichsam in eine starke Strömung

hineinziehen wollten, die alles vielleicht, wer weiß wohin, in den Abgrund der Lüge, des ewigen Todes reißen würde.

Ich werde allein bleiben, dachte Quint — und auch das Zuſammenſein mit den Haſſenpflugs hatte dieſen Gedanken ihm wiederum nahe gebracht! — Ich werde, allein, weder jemand verführen, noch von jemand verführt werden! Ich werde der Welt, und die Welt wird mir kein Ärgernis ſein. Ich werde ganz nur mit allen meinen Gedanken, wie Johannes, der Jünger, den Jeſus lieb hatte, in ſtiller Verſenkung dem Heiland leben. Ich werde nur immer dem Heiland, ſonſt niemandem, nahe ſein.

„Wahrlich, ich bin kein ägyptiſcher Zauberer," fuhr es in ihm zu reden fort. Ich habe mich niemals zu einem ſolchen noch irgendwie zu einem, der Zeichen und Wunder tut, gemacht. Ich weiß ſehr wohl, was Jeſus Markus 8, Vers 12 geſagt hat: „Wahrlich es wird dieſem Geſchlecht kein Zeichen gegeben."

Aber in Emanuel Quint war etwas, was einen ſolchen Entſchluß, nämlich, ohne Rückſicht auf andere, ſich ſelbſt zu leben, ſtets wiederum untergrub: ſein Herz! ſeine Liebe zu den Mitmenſchen. Sie hielt ein immerwährendes, ſchmerzendes Mitleid, wie eine immer offene Wunde, in ihm wach, ſo daß er das „ſeid umſchlungen Millionen!" im Jubel der Seele und im bitteren Schmerz eigener Leiden empfinden mußte.

Quint mochte wohl eine halbe Stunde und länger für ſich fortgegrübelt haben und lag, halb wach, beinahe entſchlummert, mit geſchloſſenen Augen ſtill, als er ſich von lebendigem Atem geſtreift fühlte. Er tat die Augen auf und erſchrak, denn über ihn ſtand ein Menſch gebeugt, deſſen Antlitz ſo abſtoßend häßlich war, wie Quint noch keines geſehen hatte.

Quint ſprang empor, doch jener Abſcheuliche, der nichts weiter als ein friedlicher, ſeiner Schlauheit wegen allerdings berüchtigter Schmuggler jener Grenzgegenden war, nahm ruhig den Schragen von den Schultern und ſtellte ihn, ohne Gruß, in der Hütte ein.

Er hatte das Geſicht eines Hundsaffen. Die Naſe des Schmugglers war breit und platt, er hatte pechſchwarzes Haar, einen niedrigen Wulſt, an Stelle einer menſchlichen Stirn, und Augen darunter, klein wie Hundsaugen. Um ſein breites, rundes und vorgebautes Maul lag oben ein dünner ſchwarzer Bart. Ein ſtarker Haarwuchs dagegen bedeckte die Gurgel und zog ſich bis über die Schläfen und unter die Augen herum. Dieſer Kerl, den man ſchließlich doch als einen Menſchen anſprechen mußte, war übrigens klein und kräftig gebaut. Seine Kleidung beſtand aus einer Art Hoſe, einer Art Rock und einer Art Hemde außerdem, das offen ſtand und den tieriſch behaarten Leib, bis beinahe zum Nabel herunter, zeigte.

Der Schmuggler, der augenſcheinlich Quint für einen Kollegen hielt, hatte ſich an das Rinnſal unterm Knieholz auf alle Viere niedergelaſſen, um ſo, einem Pudel ähnlich, gierig das eiskalte Gletſcherwaſſer zu trinken. Sein Durſt war groß. Er hatte einen langen, beſchwerlichen Anſtieg aus dem Hirſchberger Tale über allerlei Kreuz- und Querwege hinter ſich, mit denen er übrigens dermaßen wechſelte, daß er im Jahre die gleiche Stelle kaum mehr als einmal zur Raſt betrat.

Als jetzt der Hundsaff, den ſeine Schmugglerſtreiche, verbunden mit einer großen Gutmütigkeit, und nicht zum wenigſten ſeine abſcheuliche Häßlichkeit im ganzen Umkreis des Gebirges unter dem Namen des böhmiſchen Joſef berühmt gemacht hatten, wieder zu Quint in die Hütte trat, bemerkte er dieſem:

es ſei heute unſicher. Er nahm damit ſeinen Schragen auf, verſchwand und kehrte ohne den Schragen zurück.

„Wir werden am Ende nicht hier bleiben können," ſagte er dann zu Quint und wies hinauf gegen die Felshöhe der Turmbaude, wo die Leute, klein, wie ſtehende Ameiſen, am Rande der Klippen herumkrabbelten und allerlei Rufe von ſich gaben, die weithin durch die Felshalle ſchollen und in keinem Verhältnis zu den Inſekten zu ſtehen ſchienen, die ſie hervorbrachten.

„Das geht auf uns," ſagte der böhmiſche Joſef in ſeiner Gebirgsmundart zu Quint und zögerte einigermaßen, indem er den großen Kanten Brot auspackte, der in ein buntes Tuch gewickelt war und mit dem er ſich für die Reiſe ſtärken wollte.

Nun vernahmen die beiden Raſtgenoſſen Hundegebell. Während Quint nicht begreifen wollte, da er das reinſte Gewiſſen von der Welt beſaß, was etwa Hundegebell und Rufe ihn angehen ſollten, hatte das adlerſcharfe Auge des böhmiſchen Joſef ſchon einen Förſter, einen Grenzer und noch einen dritten uniformierten Mann erkannt.

„Nu dalli! jetzt aber heißt's Beine machen."

Mit zwei Sprüngen hatte er ſeinen Schragen erreicht, den er vielleicht, wo nicht die Hunde geweſen wären, vorläufig hätte im Stich gelaſſen. Er ſchnallte ihn auf den Rücken und winkte Quint, er möge ihm nachfolgen, wobei ein verſchmitztes Schmunzeln um ſeine affenartig geſchloſſenen Lippen ging, das etwa ausdrückte: wenn ſie uns fangen, ſo will ich nicht mehr der böhmiſche Joſef ſein.

Quint, ohne recht zu wiſſen, warum, folgte doch faſt mechaniſch dem Schmuggler und beide krochen auf verſteckten Pfaden, ſelbſt ganz verborgen vom Knieholz, eine gute Weile,

ſeltſamerweiſe faſt in der Richtung hin, aus der die drei Verfolger ſich annäherten. Dabei überſchritten ſie mehrmals ein und denſelben Waſſerlauf, um die Hunde irre zu machen und befanden ſich, ungeſehen, dicht unterm Fuße der Klippe, darauf hoch oben die Baude thronte, in dem gleichen Augenblick, wo Förſter, Grenzjäger und Sendarm die Schutzhütte, die ſie verlaſſen hatten, durchſtöberten.

Förſter, Grenzaufſeher und Sendarm, die einander zufälligerweiſe in der Turmbaude begegnet waren, wo es ein gutes Bier zu trinken gab, hatten, durch Touriſten, von dem ſonderbaren Narren gehört, der die Berggegend unſicher machte, und der Mann des Geſetzes, der Sendarm, fand ſich dadurch der Erledigung eines recht beſchwerlichen Auftrags näher gebracht, den ihm ſeine Behörde erteilt hatte. Ein Amtsvorſteher aus dem Kreiſe Reichenbach hatte an verſchiedene Amtsvorſtände des Hirſchberger Kreiſes ein Rundſchreiben gerichtet, des Inhalts, daß ein gewiſſer Emanuel Quint aus ſeinem Heimatsdorfe verſchwunden ſei. Man fahnde, hieß es, nach dieſem Quint, weil nach der Ausſage vieler vertrauenswürdiger Zeugen allerlei öffentlicher Unfug von ihm zu vermuten ſtehe, wie denn dergleichen auch innerhalb verſchiedener Kirchſprengel erwieſen wäre, und ſo fort. Man müſſe aber auch übrigens feſtſtellen, ob nicht die Unterbringung des P. P. Quint in ein Arbeitshaus, bezugsweiſe in die Provinzial-Irrenanſtalt geboten wäre. Aus allen dieſen Gründen werde erſucht, den P. P. Quint, dem auch ſeine Mutter, eine Tiſchlersfrau, kein gutes Zeugnis ausſtelle, wo man ihn betrete, feſtnehmen zu laſſen.

Nun hatten Paſſanten auch die Brüder Haſſenpflug als Begleiter Quints wiedererkannt und den Wachtmeiſter auf

ſie hingewieſen, und dieſer war denn auch ſporenklirrend an den Tiſch der Studenten herangetreten. Sie gaben ihm aber nur zögernd und überdies abſichtlich ungenauen Beſcheid, wobei ſie allerhand Spottreden führten, die aber mit Latein untermengt und übrigens auch ſo ſchwer zu faſſen waren, daß der Gendarm, trotzdem er mehrmals rot vor Wut wurde, nicht wohl etwas gegen ſie einwenden konnte. Doch der Pächter der Baude trat hinzu, um den Gendarm an ein Fernglas zu nötigen.

Dieſes lange Fernrohr war draußen auf einer Felsſpitze aufgeſtellt, und man konnte gegen Bezahlung hindurchgucken. Natürlich wälzte ſich, außer daß Grenzwächter und Förſter dem Wirt und Gendarm ins Freie folgten, der ſenſationsbedürftige Teil der Baudenbeſucher hinterdrein.

Seit Wochen hatte der Pächter, unten, in dem von Menſchen wenig betretenen Teil der Schneegruben, durch das Rohr, einen ſeltſamen Menſchen beobachtet, der dort ein Eremitenleben zu führen ſchien, und eben jetzt wieder konnte man ihn am Eingang der kleinen Schutzhütte und zwar in Gemeinſchaft mit dem böhmiſchen Joſef deutlich feſtſtellen.

„Leider haben die Leute," ſagte der Förſter, als ſie die Vögel nicht mehr im Neſte fanden, „während wir durch das Fernrohr ſahen, ein zu großes Halloh gemacht, ſo was läßt ſich der böhmiſche Seppel nicht zweimal ſagen."

Die Flucht des böhmiſchen Joſef, dem Quint nachfolgte, dauerte Stunden lang, dann aber hatten die beiden eine Hütte auf der böhmiſchen Seite erreicht, wo ſie ſich jedenfalls vor den preußiſchen Beamten ſicher fühlen konnten. Man hatte von hier über die ſchönen und alten Waldbeſtände der böhmiſchen Seite hinweg einen weiten Blick nach Öſterreich hinein. Und

ſo einſam war das Häuschen gelegen, daß man andere Menſchenwohnungen rings ins Gewirr der mächtigen Bergtäler eingeſtreut, kaum größer als Zwergen-Spielzeug erblicken konnte.

Die Hütte ſelbſt, in die ſie eintraten, war innen mit vielen ſchwarzen Pfählen geſtützt: man mußte ſich gleichſam wie durch den Stollen eines Schachtes hineinwinden, bevor man die Stube erreichen konnte: und dieſe Stube wiederum lag unter einem geborſtenen Tragbalken, der ſo niedrig war, daß Emanuel Quint, aus den tiefen Löchern darin, das Sägemehl der Holzwürmer mit dem Haupte abſtreifte. Die Sonne war untergegangen. Durch die trüben Fenſterlöcher, ſo weit ſie nicht mit Stroh verſtopft oder mit Brettern vernagelt waren, drang fahles Licht.

In dieſem Raum ſchien der böhmiſche Joſef, obgleich er von niemand begrüßt wurde, heimiſch zu ſein. Er ſetzte im Dunkel den Schragen ab und entzündete in einer Fuge der Ofenkacheln ein Streichholz, das mit blauem Licht und ſcharfen Phosphordämpfen alsbald zu brodeln begann. Mit dieſem Streichholz ſuchte und fand er dann eine Anſchlitt-Kerze, die im Hals einer Flaſche ſtak. Langſam verbreitete ſich das Licht und enthüllte ein jämmerliches Bild der Verwahrloſung, deſſen Eindruck ſogar der böhmiſche Joſef abſchwächen wollte, indem er ſagte: es ſähe ein wenig „kurios" hier aus.

Quint, der im Bereiche des Elends und der Not zu Hauſe war, mußte das zugeben. Schon der beklemmende, widrige Dunſt von Unrat, Fäulnis und kalter Feuchtigkeit, darin man nur widerwillig atmen konnte, drängte ihn faſt ins Freie zurück. In dem Augenblick, als das Docht im Anſchlitt Feuer fing, hatte er vier oder fünf Mäuſe haſtig über den ſchwarzen Lehm der Diele nach allen Seiten davonlaufen ſehen. Ja es huſchte bedenklich da und dort über Fenſterbretter und über

den Tisch hinweg, der eine Ecke der Stube ausfüllte. Josef erklärte: „das kommt davon, wenn sie die Katzen auffressen". Aber Quint war bereits von einem anderen schemenhaften Anblick gebannt, ohne auf das zu merken, was Josef sagte, und wußte nicht, war es Wirklichkeit, was er sah, oder nur Einbildung seiner von allen Eindrücken dieses Tages übermüdeten Seele. Es kam ihm vor, als säße am Fenster, im schwachen Mondlicht, oder wie aus Mondlicht geformt, schlohweiß in der Schwärze des Raums, ein uraltes Weib.

Quint mußte wohl, von einer tiefen Ehrfurcht berührt, irgend etwas leise geflüstert haben, denn Josef ermutigte ihn alsbald, sich ganz ohne Zwang zu betragen und laut zu reden. Er sagte, die Alte sei hundertundzehn, ja, wie manche behaupten wollten, hundertundvierzehn Jahre alt. Viele meinten, sie könne nicht sterben. Sie könne deshalb nicht sterben, weil mit ihr, Zeit ihres Lebens, nicht immer alles ganz richtig gewesen sei. Er wollte sagen, sie habe gottlose Dinge getrieben mit Wettermachen und allerlei ruchloser Hexenkunst und deshalb könne sie nun, zur Strafe, die Ruhe des Todes nicht finden.

In diesem Augenblick verbreitete sich ein fremdartig wunderliches Setön durch den Raum, eine Art Gesang, der Worte enthielt, der aber so unirdisch leise und rührend schwebte, daß man nicht denken konnte, er käme aus einer Menschenbrust. Denn weder, daß irgend zarte Knaben auf eine solche Weise zu singen verstünden, noch Mädchenkehlen, noch irgend Kehlen von Sängern und Sängerinnen dieser Welt, wie sie Quint in den Kirchen der Dörfer gehört hatte, geschweige, daß sie mit einer solchen rätselvollen, stillen Gewalt, eine so rätselvolle, erschütternde Wirkung hervorbrachten.

Kaum hatte Emanuels Ohr der Klang berührt, als er sich

ſelbſt und ſeine Umgebung ſogleich vergeſſen hatte. Ohne Bewußtſein und willenlos angezogen, nahm er der ſingenden Greiſin gegenüber — und niemand anders war es, der ſang! — mit tränenüberſtrömtem Antlitz Platz, aber ohne zu wiſſen, daß er weinte. Er blickte, als gelte es irgendein Geheimnis aus fremden Regionen zu erforſchen, in die ſtarren, großen und edlen Züge der Hundertjährigen, in ein Geſicht, das von langen, offenen, ſchneeigen Locken umfloſſen, welk aber durchſichtig-wächſern-zart und leuchtend, wie das eines Kindes war.

Dies aber waren die ſchlichten Worte, die aus der gefangenen Seele der alten erhabenen Frau, ohne daß ſie die ſchmalen, weißen Lippen auch nur irgendwie merkbar bewegte, hervorzitterten:

„Mein Hemdlein iſt genäht,
mein Bettlein iſt gemacht.
Komm', o komm',
du letzte, lange Nacht."

Der böhmiſche Joſef brach in lautes Gelächter aus. „Das Lied," ſagte er, „hat die alte vertrocknete Hutzel wohl ſchon manch liebes Mal heruntergeplärrt. Deswegen ſtirbt die noch lange nicht. 's gibt Sachen! 's gibt in der Welt eben ſo allerhand, was einer kann und der andere nicht! Die hat's verſtanden! mit der war niemals gut Kirſchen eſſen."

Jetzt kam plötzlich mit lautem Gemecker eine Ziege von draußen durch den Flur in die Stube herein und fing an, die Greiſin, die wie ein Gebilde aus Schnee im ſchwachen Mondſtrahl des Fenſters ſaß, mit der Schnute zu ſtoßen, allein die Alte rührte ſich nicht. Sie hielt den Blick geradeaus gerichtet, die welken, gekrümmten Hände wie tot im Schoß, und ſchien mit inneren Sinnen einem anderen Bereiche der Schöpfung anzugehören, mit allen äußeren Sinnen dagegen geſtorben zu ſein.

„Na nu, jetzt Wirtſchaft!" ſagte der böhmiſche Joſef und trat in den Flur, von wo man alsbald, wie Weltuntergang, die ſchadhaften Orgelpfeifen eines Leierkaſtens dröhnen hörte. Dies war die Art und Weiſe, durch die er, der immer einen gewiſſen Überſchuß an guter Laune beſaß, ſeine Gegenwart in der Leierbaude anzukündigen pflegte, worauf denn meiſtens der ſiebzigjährige Enkel der Greiſin, der nahezu taube Leiermann, aus ſeinem Verſchlage die Heubodenleiter herunterkletterte.

Auch heut erſchien der betagte Enkel. Er glich einem rieſenhaften, in ſchmutzige Lumpen gewickelten Turm, als er, rauhe und nur für Joſef verſtändliche Laute ausſtoßend, über die knackenden Sproſſen der Leiter niederſtieg. Er begann ſogleich Reiſig über dem Knie zu brechen, bis er ein ſtarkes Bündel beiſammen hatte, das er ſogleich in die Wohnſtube trug und, aus dem zerlumpten, alten Militärrock, den er, wie Frauen die Schürze, vorn aufgenommen hatte, vor das Heizloch des Ofens hinfallen ließ. Dabei redete Joſef in ihn hinein.

Quint, der noch immer in den Anblick der Greiſin verſunken war, hörte mit halbem Ohr, während die Ziege nun eifrig den Handteller ſeiner Linken ausleckte, wie verſchiedene Namen genannt wurden: Namen von Leuten, die wahrſcheinlich ihr Gewerbe, nicht anders als Joſef, auf Schleichwegen ausübten! und er ſchloß, als nach einiger Zeit ſich neue Beſucher durch Fußgetrappel im Hausflur ankündigten, es möchten die von Joſef namhaft gemachten Schmuggler ſein.

Wirklich waren drei andere Paſcher angelangt, die ſich laut und lebhaft mit Joſef begrüßten. Sie waren ſichtlich vergnügt, nach langer, beſchwerlicher Wanderung an einem ſicheren Orte der Raſt zu ſein. Und wieder ertönte der Leierkaſten des Leiermanns, der ſeine Stelle auf einer gerammten Bank im

Hausflur hatte und deſſen Kurbel von Joſef aus Liebhaberei und Spaßmacherlaune aufs neue in Bewegung geſetzt worden war.

Bald darauf ſaßen die Schmuggler um den Tiſch herum und hatten begonnen, Karten zu miſchen, während die Selterflaſche, mit Kornſchnaps gefüllt, von einem zum andern ging, bis ſie auch ſchließlich zu Quint gelangte, der ſie, ohne zu trinken, weiter gab.

Es trug ihm grobe Bemerkungen ein.

Und eine Menge ſolcher Bemerkungen zielte auch auf die Greiſin hinüber, da die Schmuggler den Feſttag zwar durch Arbeit entehrt, dafür jedoch durch reichlichen Schnapsgenuß gefeiert hatten. Sie bezeichneten ſie mit rüden Worten und Schimpfereien, die ſie ohne Rückſicht verlautbaren ließen. Einer der Schmuggler wollte dann wiſſen, wo Quint herkäme und wo er hinginge.

Ohne ihm Antwort zu geben, erhob ſich der Narr und küßte der Greiſin beide Hände. Gleich darauf trat er an den Enkel, der einen eiſernen Topf mit Kartoffeln in die Röhre des Ofens ſchob, mit einigen feſten Schritten nahe heran, um einige Fragen an ihn zu tun. Er wollte unter anderem wiſſen, wo die Lagerſtätte der Greiſin ſei. Als das ſtrobelköpfige Untier von Leiermann ihm ein altes kahles Holzgeſtell im Winkel gezeigt hatte, brachte er mit einer wunderbar ſelbſtverſtändlichen Leichtigkeit die Alte auf ſeinen Armen dorthin. Sie war allerdings überraſchend und faſt zum Erſchrecken leicht geweſen. Und nun benahm ſich der närriſche Sonderling nicht anders, wie ein Samariter und Arzt von Beruf. Er trug Waſſer herzu und wuſch die Greiſin, die unter ſeinen mildtätigen Händen auf eigentümliche Weiſe zitterte und langſam, ſchwer und tief zu atmen begann.

Die Spielenden mäßigten ihre Stimmen nicht, vermieden es aber, ſich einzumiſchen.

Es war aber unter ihnen ein kleiner, bleicher und buckliger Menſch, der Schwabe hieß, ein ehemaliger Schneidergeſell, der, Gott weiß, wie? zu ihrem Gewerbe gekommen war. Er war meiſt ſchüchtern, bewies aber ſeltſamerweiſe den größten Mut, und das wußten die Schmuggler, wo immer Gefahr im Verzuge war. In ſeinem Betragen lag etwas Drolliges, was ihm die rauheſten Herzen geneigt machte, auch war er allen und immer dermaßen zu Liebesdienſten bereit, daß er überall ein oder mehrere Steine im Brette hatte. Er war Proteſtant, deſſenungeachtet ſtand er jedoch auch vor jedem der ſogenannten Marterln auf der böhmiſchen Seite ſtill und betete, während er beim Aufſtieg bald weltliche, bald geiſtliche Lieder, wahllos durcheinander ſang. Auch hatte er ſonderbare Ideen, die ſeine Kollegen lachen machten. Er gab ihnen Schilderungen aus der Welt, die ſeinem beſchränkten Verſtande entſtammten, teils geglaubt, teils bezweifelt wurden, ihn ſelbſt aber und ſeine Unterhaltung geſchätzt machten.

Dieſer Schwabe, der übrigens ſtatt Karte zu ſpielen in einer fettdurchtränkten Zeitung geſchmökert hatte, war nicht ohne Intereſſe dem gefolgt, was Quint unternahm, und hatte dann die Aufmerkſamkeit der Genoſſen von den Karten ab und auf einen ſeiner Wunderberichte gelenkt, die ſeiner Suada ſtets zur Verfügung ſtanden. Es ſei ihm heut etwas Wunderbares begegnet, ſagte er. Er wiederholte immer: „ihr glaubt nicht daran! aber ich kann euch ſagen, ich kann mit heiligen Eiden beſchwören, es iſt wahr."

„Na was denn, Schneider?" fragten die andern.

„Es iſt ſo wahr, wie ich hier in der Leierbaude ſitze, daß ich heut morgen das Weib in der Klennerbaude habe Schäffer

aufwaſchen ſehen, der Kuh Tränke in den Stall tragen und auf den Heuboden klettern, ganz wie wir."

„Was, die Klennern? die iſt doch ſeit Jahr und Tag kontrakt! die kann doch von ihrem Stuhl nicht aufſtehen?"

„Na ja, und heute morgen haben ſie das Weib nach der Schubertbaude geſchafft, und von da iſt ſie luſtig und flink wie ein Wieſel zurückgekommen."

Und nun erzählte er alles das, aber ſchon bedeutend ausgeſchmückt, was ſich mit Quint vor dem Hauſe der Schubertleute am Morgen desſelben Tages ereignet hatte. Emanuel wurde in dieſer Erzählung zu einer Art mediziniſchem Wundermann, der den Sultan und den Kaiſer von Öſterreich zweimal vom ſicheren Tode errettet und der unter einem Steine, unten in Ungarn oder wo, das Rezept zu einer Salbe gefunden hatte, die ein unwiderſtehliches Heilmittel ſei. Das Sonderbarſte war aber dieſes, wie er meinte, daß der Wundermann, und zwar mitten aus der Menge heraus, mit einem Mal, förmlich wie in die Luft, verſchwunden ſei.

„Wartet doch mal," ſagte der böhmiſche Joſef in das Gelächter hinein, das nach den letzten Worten des Schneidergeſellen ſich erhoben hatte — „wir wollen uns den Auguſt da drüben jetzt mal 'n wenig von nahe beſeh'n."

„He, du dort drüben: biſt du heut morgen in der Schubertbaude geweſt?" wandte ſich Joſef an den Narren. Dieſer, ganz mit der Greiſin beſchäftigt, nickte zur Antwort nur mit dem Kopf. Und nun wollte der böhmiſche Joſef in einer Laune, wie ſie manchmal plötzlich über ihn kam, mit den anderen Schmugglern nicht weiter ſpielen, wodurch, da die anderen im Verluſt waren, ſogleich ein großes Geſchrei entſtand: aber der kleine Schwarze blieb kaltblütig.

Es war ihm etwas, man wußte nicht was, durch den Sinn

gefahren. Hatte ihm Quint von Anfang an einen unerklärlichen Eindruck gemacht? oder dachte er plötzlich, es wäre für einen guten Katholiken, wie er selbst einer war, eine Sünde, am ersten Pfingstfeiertage Karten zu spielen? oder ward er plötzlich von Mitleid erfaßt für die Alte, die der Tod vergessen zu haben schien? kurz, er stand auf, er trat zu dem Narren und fing mit ihm, eigentümlich seufzend, über das traurige Dasein im allgemeinen und das der Alten im besonderen zu philosophieren an.

Wenn jemand mit einem solchen Ton in der Kehle zu Emanuel trat, so wußte er immer, daß der Acker bereitet war, und begann sogleich den Samen des Reiches auszusäen. Bei einem jeden solchen Beginn stand ihm Wort und Ton dermaßen rein und schlicht zu Gebot, daß es jedem wie immer gearteten Menschen weniger als ein Beginn, denn als etwas Altvertrautes erschien. Da war irgendetwas Trennendes nicht mehr vorhanden, und das Innerste und Echteste der Menschennatur verband sich hemmungs- und hindernislos mit dem Innersten und dem Echtesten.

Da die langausgestreckt und starr daliegende, alte Frau sich kalt anfühlte, trotzdem Emanuel sie mit allerlei Lumpen und seinem eigenen Schoßrock bis an das Kinn zugedeckt hatte, holte Josef einen Ziegel herbei, der im Herde gewärmt worden war: weshalb sich vom Tisch der verlassenen Spieler Spott und Hohn über ihn ergoß und noch mehr über Quint, der ihnen den Kameraden entwendet hatte. Dagegen wurde mit einem Mal der böhmische Josef von seinem gefürchteten Jähzorn gepackt und stand, den Ziegel hoch in den Händen haltend, unerwartet vor den Radauluſtigen, mit einer maßlosen Drohung, die bei seiner wilden Natur nicht mißzuverstehen war.

Der kleine zigeunerhaft häßliche Kerl hatte bei mancher Se-

legenheit und auch in den Schenken „zum Spaß, der Luſt halber" oft Proben herkuliſcher Kräfte abgelegt. Er hatte auch einige Mal im Gefängnis geſeſſen, gewalttätiger Handlungen wegen, die der meiſt gutmütige Menſch, gereizt, in beſinnungsloſem Zuſtand verübt hatte. Jetzt rief ihn ein Wort des Narren an das Sterbelager der Greiſin zurück.

Auch Schwabe verließ ſeinen Platz neben den Spielern und trat mit ſchüchtern zuſammengekrochenen Schritten an das Lager heran. Es war ihm die ſeltſam feierliche Gewißheit aufgetaucht, daß hier der große und letzte Augenblick eines mehr als hundertjährigen Lebenskampfes endlich nahe wäre. Es ſchien ihm auch deshalb nicht verwunderlich, als Quint den ſiebzigjährigen Enkel mit lauter Stimme davon verſtändigte.

Es mußten dann aber beinahe noch acht Stunden vergehen, bevor die Greiſin den letzten Atemzug ihres Lebens aushauchen konnte. Es geſchah um die Zeit, wo die Sonne mit dunkelroten Strahlen gewaltig aus dem Tore des Oſtens brach und das wächſerne Gelb des Angeſichtes mit purpurnen Tupfen färbte. Quint band das Kinn der Toten, das herabfallen wollte, mit einem blauen Sacktuch, das Schwabe darbot, feſt, und knüpfte das Sacktuch über dem feinen, roſigen Scheitel. Dann herrſchte lautloſe Stille im Raum, darein ſich ſtumm die Helle des Morgens ausbreitete.

Die anderen Schmuggler hatten ſich längſt davongemacht. Quint aber ſaß mit Schwabe und Joſef am gleichen Tiſche, auf den die Karten und Fäuſte der Spieler dröhnend geſchlagen hatten, und ſprach oder las aus dem Bibelbuch. Er hatte nur wenig geſchlafen und beim Anblick der alten Frau auch immer an ſeine eigene Mutter gedacht, die ihn nun ſchon ſeit Wochen vermiſſen mußte. Er hatte ſich vorgeſtellt, wie

im innerſten Weſen ſchmerzlich das Schickſal jedweder Mutter war, und wie inſonderheit die Laſt eines langen Lebens durch Laſten ſchwerer gemacht wurde, die eine letzte Vereinſamung in ſich ſchließt. Der böhmiſche Joſef hatte, als Findling, Vater und Mutter niemals gekannt. Schwabe war von ſeinem ſiebenten Jahre an ausſchließlich in der Hut ſeiner Mutter geweſen und hatte im vierzehnten Jahre einmal in Begleitung der Mutter einen Menſchen beſucht, der im Gefängnis einer großen Stadt hinter Schloß und Riegel gehalten wurde und der, wie man ſagte, ſein Vater war. Einigermaßen aufgewühlt, einander nahe durch verwandte Erinnerungen, hatte ſich über die drei ein ernſter Geiſt der Einkehr geſenkt, der ſie zu ernſten Geſprächen veranlaßte.

„Warum haben Sie," fragte Joſef Emanuel, und wagte es nun nicht mehr, ihn mit Du anzureden ... „Warum haben Sie, nachdem die Alte geſtorben war, am Fenſter geſtanden und haben lange für ſich geweint? Sind Sie etwa verwandt mit der Alten? „Weil das Leben," gab der Gefragte zurück, „für die meiſten ein unſäglich ſchweres, ſchmerzliches Schickſal iſt!" Danach fuhr er fort, von den Finſterniſſen der armen nachtbefangenen Erde zu reden, und ſprach davon, wie der Geiſt der Geſtorbenen unzweifelhaft nach den Läuterungen des Lebens — denn Leben ſei immer Läuterung! — zu Formen reineren Lebens verklärt worden ſei. Und als ſie dies nicht zu verſtehen ſchienen, las ihnen Emanuel die zweite Epiſtel St. Pauli an die Korinther vor:

„Und ich, liebe Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt.

Denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jeſum Chriſtum, den Gekreuzigten.

Und ich war bei euch mit Schwachheit, und mit Furcht, und mit großem Zittern.

Und mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft;

Auf daß euer Glaube bestehe, nicht auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft.

Da wir aber von reden, das ist dennoch Weisheit bei den Vollkommenen; nicht eine Weisheit dieser Welt, auch nicht der Obersten dieser Welt, welche vergehen;

Sondern wir reden von der heimlichen, verborgenen Weisheit Gottes, welche Gott verborgen hat vor der Welt, zu unserer Herrlichkeit,

Welche keiner von den Obersten dieser Welt erkannt hat; denn, wo sie die erkannt hätten, hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt,

Sondern wie geschrieben stehet: Das kein Auge gesehen hat, und kein Ohr gehöret hat."

Diese Worte, die ohne Pathos gelesen wurden, erregten ganz anders, wie von der Kanzel herab zu geschehen pflegt, die Wißbegierde der Zuhörer. Als Menschen immer und von Natur auf die Offenbarung von etwas Verborgenem gerichtet, hofften sie durch Emanuel zugleich ihn selbst und die Schrift erklärt zu sehen, die so rätselvolle Dinge andeutete. Emanuel hatte dagegen die Bibelstelle gewählt, in der Meinung, sie werde für ihn sprechen, und zwar ebensowohl für das, was er sagte, als was er verschwieg, aber er hatte damit nur erreicht, daß ihn die beiden Hörer geradezu nach dem Geheimnis fragten, von dem sie, zwar nur halb und halb überzeugt, vermuteten, es wäre die wunderbare Kraft, die am rechten Ort zu heilen und zu töten verstand.

Somit war er gezwungen zu ſagen, er wäre aus freiem Antrieb ein Träger des Evangelii. Er habe als Kind die Taufe derer empfangen, die tote und laue Scheinchriſten wären, ſpäter die Waſſertaufe Johannes des Täufers, und endlich die durch den heiligen Geiſt: und dieſe, die letzte, ſchließe das Geheimnis des Reiches ein.

Die Gnade unſeres Herrn Jeſu Chriſti, fuhr er fort, ſei mit uns allen! Amen. —

Nachdem er dieſe Worte geſagt hatte, ſtand er auf, und war im Begriff, davon zu gehen, als eine ſchlichte, ſauber gekleidete Frau, die Frau des Lehrers aus der Schule einer nahegelegenen, ärmlichen Berggemeinde, ins Zimmer trat. Sie ſah, daß die Greiſin geſtorben war, der ſie in Übung jahrelanger Mildtätigkeit täglich Suppe zu ſchicken oder ſelbſt zu bringen pflegte. Und als ſich ihr die volle Erkenntnis mitgeteilt hatte, wie ihr ſchwacher Verſuch zur Mildtätigkeit nun von einer ſtärkeren Hand überboten worden war, verſank ſie merklich ergriffen in Stillſchweigen.

Sechstes Kapitel

Die Lehrersfrau hatte sogleich bei ihrem Eintritt in die Stube Quint, den sie nicht zum ersten Male sah, wiedererkannt. Vor etwa acht Tagen waren die Brüder Scharf von Glaubensgenossen in Preußen an ihren Mann und ihr Haus als exemplarisch treue Diener am Wort empfohlen worden. Der Lehrer, ein vierzigjähriger bibelgläubiger Mann, hatte, wie sich das in den Kreisen derer, die auf Christum harren, von selbst versteht, die Brüder mit herzlicher Liebe aufgenommen. Als er den Grund ihrer Reise erfuhr, obgleich sie den Irrwahn, der sie beherrschte, verschwiegen hatten, äußerte der schlichte Mann ein leises Befremden, wenn nicht Bedenklichkeit. Denn die Glut und der Eifer, mit dem die Scharfs Emanuel suchten, und die Fülle des Lobes und der Bewunderung, die sie über ihn ausschütteten, auch was der Lehrer über den Verkauf ihres Hauses erfuhr: dies alles mußte beängstigend wirken.

Seine Sorgen hielt der Lehrer Stoppe auch seiner Ehefrau gegenüber nicht zurück. Es ist schon bedenklich, wenn allzeit fleißige Arbeiter ihre Arbeitsstätte verlassen und müßig gehen. Bedenklicher aber, wenn sie Dinge wörtlich und gläubig auffassen, die auf ihre Weise genommen sein wollen oder schweren Schaden stiften. So schienen die Prophezeiungen eines ehemaligen Schäfers, namens Thomas, vom nahen Weltuntergang ein unwiderleglicher Glaubensartikel im Geiste der Brü-

der Scharf geworden zu ſein, und ſo war ihnen der Apoſtelberuf Emanuel Quintes, den ſie ſuchen kamen, über jeden Zweifel erhaben.

Der Lehrer hielt es für ſeine Pflicht, die beiden vor jenen falſchen Propheten zu warnen, den Wölfen in Schafskleidern, von denen die Bibel mit Abſcheu ſpricht, er mußte ſich aber eingeſtehen, daß nach ſtundenlangem, ja tagelangem Beten, Singen und Ringen, der Glaube an die himmliſche Sendung des geſuchten Landfahrers felſenfeſt wie je in den Seelen der Brüder gegründet ſtand.

Daran konnten auch alle Geſpräche nichts ändern, wodurch die frommen Eiferer meiſtens die Nacht zum Tage machten, eingedenk des Wortes, das da ſagt: „Wachet, denn der Bräutigam iſt nicht ferne von euch": und es kam am Ende ſo weit, wie es denn nicht anders ſein konnte: der Lehrer Stoppe wurde beinah in den Glaubensſtrudel hineingezogen und ſah jedenfalls mit einer gewiſſen Spannung der Erſcheinung Quintes entgegen.

Einem beſtimmten und überzeugten Weſen vermag der Zweifel, ſelbſt in ſtarken Naturen und gebildeten Seelen, auf die Dauer nicht ſtand zu halten, um wie viel weniger in einem glaubenswilligen Herzen, wie das des Lehrers war, und nachdem ihm die Scharfs immer wieder von der Predigt Quintes auf dem Marktplatz der Kreisſtadt, von dem Wunder, das er angeblich an ihrem Vater verrichtet hatte, von vielerlei Gebetserhörungen und wunderbaren Heilungen berichtet hatten, ſchien ihm die wundertätige Kraft des Geſuchten tatſächlich erwieſen zu ſein: nur wußte er nicht, ob dieſe und ſeine Miſſion auf himmliſchem oder ſataniſchem Grunde beruhte, oder vielleicht mesmeriſtiſcher Magnetismus, verbunden mit falſch verſtandener, noch zu läuternder Heilandsliebe ſei.

Der Lehrer hatte die Brüder Scharf nach einiger Zeit in das Haus der Schuberts hinübergebracht, von wo aus sie dann während längerer Zeit ihre Nachforschungen anstellten, immer und von Stunde zu Stunde gewaltiger aufgeregt. Wer je erlebt hat, wie eine liebe, ersehnte Illusion, auf die man mit realen Bemühungen hinarbeitet, zuweilen gegen alle Vernunft ins Ungeheuere wächst, den wird es auch keineswegs in Verwunderung setzen, daß bald das Schubertsche Haus zur Brutstätte vieler phantastischer Irrtümer und Gesichte geworden war.

Als nun Quint gefunden wurde und später bei den Schuberts in Herberge lag, hatten die Scharfs eines Tages den Lehrer besucht und ihm das glückliche Wiederfinden, sowie allerlei neues Wunderbares berichtet von Quint. Aufgefordert mit ihnen zu gehen, hielt sich jedoch der Lehrer zurück, allerlei wichtige Pflichten vorschützend. Hingegen konnte noch am Abend desselben Tages Frau Stoppe ihrer wachsenden Neugier nicht widerstehen. Sie machte sich auf und kam in dem Schubertschen Hause an, als Quint es verließ, um allein für sich durch die Ödeneien des Gebirgskammes im beginnenden Mondschein hinzuwandeln.

An jenem zweiten Pfingstfeiertag, wo die Lehrersfrau die hundertjährige Greisin tot, Quint aber bei der Leiche zum zweiten Male getroffen hatte, brachte sie ihn um die zehnte Stunde mit sich zur Schule zurück. Die Schule war ein winziges Holzhäuschen, und Stoppe, der sie, bei seinen Bienenstöcken im Garten beschäftigt, kommen sah, fand sich auf sonderbare Weise von dieser Annäherung, vielleicht ein wenig unangenehm, berührt. Aber er ging seiner Frau entgegen und reichte auch ihrem Begleiter die Hand.

Während die Frau eine ſaubere Kammer zurecht machte, da ſie Emanuel unſägliche Müdigkeit angemerkt hatte, zeigte der Lehrer ihm ſeine Bienen. Emanuel trat an die Stöcke heran, und, obgleich der erfahrene Imker zur Vorſicht mahnte, vollkommen ohne jede Furcht, ließ er nicht nur die aufgeregten Bienen auf Geſicht und Händen herumkriechen, ſondern griff ſie ohne Bedenken da und dort aus den Haaren oder von ſeinen ſtaubigen Füßen auf und ſetzte ſie auf das Flugloch zurück.

In ihrer kleinen Küche, die mit einigem Kupfergeſchirr, irdenen Töpfen, Geräten aus Blech und Zinn aufs properſte glänzte und zugleich Wohnſtube war, erzählte, als Quint längſt in der Kammer und zwar in einem ſauberen Bette lag, die Lehrersfrau ihrem Gatten, wo ſie ihn dieſen Morgen gefunden hatte. Dieſer Zufall und auch leider der Narr hatten ihr unverkennbar einen nicht geringen Eindruck gemacht. Sie war von dem ſeltſamen Umſtand erſchüttert, daß die alte, von allen gemiedene Frau, die, wie es hieß, um ihrer vergangenen Sünden willen nicht ſterben konnte, erlöſt, ja beinahe in ſeinen Armen geſtorben war. Hätten wir, ſagte ſie, dieſen frommen und gütigen Menſchen damals zur Seite gehabt, die Kinder wären uns nicht geſtorben. Und damit fing ſie ſtill und lautlos zu weinen an, während ſie gleichzeitig ſich erhob und am Herd hantierte.

Was dieſer Frau den eigentlichen Inhalt ihres einſamen Daſeins gegeben hatte, waren zwei Kinder geweſen, die ihrer Mutter den neuen Lebensinhalt, die Trauer um ſie, hinterlaſſen hatten.

Stoppe richtete nun die folgende Mahnung an ſeine Frau: „Wir ſollen ergeben ſein. Wir ſollen nicht ungeduldig ſein. Wir ſollen fröhlich ſein und wie der Apoſtel ſagt: Unſer Fleiſch

ſoll ruhen in der Hoffnung des Herrn. Wir ſollen aber nicht ungeduldig ſein und täglich das Fenſter aufmachen und womöglich nach falſchen Propheten Ausſchau halten. Denn Jeſus, der wahre Heiland, hat geſagt, wie du bei Lukas im 21. Kapitel und 8. Vers jederzeit leſen kannſt: ‚Sehet zu, laßt euch nicht verführen. Denn viele werden kommen in meinem Namen und ſagen, ich ſei es, und die Zeit ſei herbeigekommen. Folget ihnen nicht nach!' — Und es ſteht bei Matthäus: ‚So ſtark werde die Kraft der falſchen Propheten ſein, daß verführet werden in den Irrtum, wo es möglich wäre, auch die Auserwählten.' Alſo hüten wir uns! hüte dich."

„Ich glaube nicht," ſagte die Frau, „daß er Unrechtes denkt oder tut und irgendwie Böſes im Herzen trägt, ich habe auch nicht geſagt, ich hielte ihn für einen Propheten. Auch hält er ſich ſelber nicht dafür. Mir kommt es vor, er ſpricht als Menſch, er handelt als Menſch und er wandelt ſchlechthin nur als ein Menſch."

Der Lehrer wiegte bedenklich ſeinen weichen Johanneskopf.

„Es iſt," hub er wieder zu reden an, „nicht zu vermeiden, ihm für mancherlei die Verantwortung zuzuſchieben, was, wie du ja ebenfalls weißt, geſchehen iſt. Tue ein jeder ſeine Pflicht und diene Gott im Verborgenen an dem ihm zugewieſenen Ort. Mich hat er nach meinem Wunſch und Willen und in Erhörung meiner Gebete in dieſes entlegene Amt geſetzt, wo ich in dem Maße ihm näher zu ſein glaube, als ich ferner gerückt von den Menſchen bin. Gott hat mir bei meinem Wirken Segen gegeben und macht es mir täglich deutlich, wie ich für meine rings in ärmlichen Hütten verſtreuten Bergbewohner und ihre Kinder nicht ganz ohne Nutzen bin. Daran, meine ich, laſſen wir uns genügen."

Nun ſagte die Frau, die eine Pfarrerstochter war und

durch mancherlei Mißgeschicke im Elternhause denken gelernt hatte: aus solchen Betrachtungen folge noch nicht, daß dieser Emanuel Quint etwa, weil er auf andere Art und Weise dem Heiland diene, verwerflich und auf Irrwegen sei. Sie erinnerte an die Gemeinschaft der Heiligen, die, von den Aposteln gegründet, noch heute sogar von den Kanzeln als in Jesu Christo bestehend angenommen wird, und drückte, während sie einen frischgebackenen Eierkuchen, noch in der Pfanne, dem Gatten unter die Nase schob, die feste Überzeugung aus, daß Quint, wenn irgendeiner in dieser Gemeinschaft, ein echter und rechter Heiliger wäre.

„Er macht mir meine Gebirgsleute aufsässig. Sie laufen mit roten Köpfen umher, erzählen sich überspannte Dinge und bringen am Ende sich und uns mit der Obrigkeit in Konflikt;" dies sagte der Lehrer ein wenig unwirsch, schwieg und aß seinen Eierkuchen. Er fuhr dann fort: „An wen wird sich die Behörde halten, zum Schluß nun gar, wo wir diesen Menschen beherbergen? Wer wird die schweren Folgen zu tragen haben, als ich, wenn das Ärgernis weiter um sich greift?" Die Frau aber gab ihm diese Antwort: es käme doch alles nur darauf an, ob Quint ein Betrüger oder ein echter Bekenner wäre, sei er aber ein solcher und wirklich erfüllt vom reinen apostolischen Geist, so könnte es doch keine Frage sein, ob man sich entschließen müßte, ihn von sich zu stoßen oder ihm nachzufolgen. Denn leiden um des willen, der für uns am Kreuze ohne Bedenken gestorben sei, wäre doch wohl die höchste Gnade, die uns auf Erden zu teil werden könnte.

Daraufhin wurde der Lehrer still.

Ungefähr um die zweite Stunde am Nachmittag erschien Anton Scharf bei den Lehrersleuten. Mit lautem Gepolter

trat der bleiche, nervige Mann ins Haus, während die Lippen unter den blonden Barthaaren ſeines ſchmalen Spitzbarts unruhig zuckten. Das braune Haupthaar ſtand aufgerichtet bürſtenförmig um ſeinen Kopf. Er rief dem Ehepaar ein, „Gott grüß euch" entgegen mit großer Lebhaftigkeit. Er warf die Mütze irgendwohin auf eine der Bänke der kleinen Schulſtube, darin er die Lehrersleute mit dem Aufhängen eines Bildes „Der Heiland über das Meer ſchreitend" beſchäftigt fand. Er war auf eine beſondere Art erregt, die einen feierlichen Grundcharakter hatte. Aber es war auch Wildheit in ihm! Ein nicht zu verkennender Einſchlag von Trotz, Kampfluſt, ja von Luſt zur Gewalttätigkeit.

„Bruder," rief er den Lehrer an, daß die Schulſtube dröhnte, „die Zeichen und Wunder mehren ſich. Wir haben in dieſen letzten Tagen Dinge geſehen, die ſich jedermann zu Gemüte führen ſoll. Wir haben die Kraft der Apoſtel, die Kraft Gottes lebendig geſehen! Uns iſt ein Kind geboren, ſage ich euch, es wandelt einer unter uns, von dem geſchrieben ſteht, daß er kommen ſollte. Nicht wir allein haben ihn geſehen! Hundert Arme, Kranke, Mühſelige und Beladene haben ſein Angeſicht leuchten ſehen, ſeine Stimme reden gehört und ſind geſund geworden. Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, dieſer iſt mehr denn ein Apoſtel und ein Prophet! Und auch die Kinder der Welt ſpüren ſein Nahen und regen ſich. Sie recken die Hälſe! Sie wittern den Tag des Gerichts! Sie machen ſich auf, mit Schwertern und Stangen, ihn zu fangen! Aber es ſteht nirgends geſchrieben, daß Jeſus zum zweiten Male von ihnen gekreuzigt werden wird."

Drohend erhob der irregeführte Mann ſeine Fauſt nach der preußiſchen Seite des Gebirges hin, von der er, wie es ſchien, den Anſturm der Widerſacher des Gottesreiches erwartete.

„Wenn aber dieſes anfängt zu geſchehen," fuhr er funkelnden Auges zu reden fort, „ſo ſehet auf und hebet eure Häupter auf, darum, daß ſich euere Erlöſung nahet!" Mit dieſer Lukasſtelle ſchloß er, zog ein mächtiges rotes Taſchentuch und wiſchte die hellen Tropfen von Stirn und Nacken.

Der Lehrer Stoppe, deſſen Stimme ruhig, beinahe eiſig klang, wollte wiſſen, worum es ſich eigentlich handele, was aber nicht ſogleich bei dem aufgeſtörten Zuſtande Anton Scharfs zu ermitteln war. Nur ſoviel ſtand feſt, Quint wurde auf der preußiſchen Seite behördlich verfolgt, und davon hatte der Lehrer auch bereits reden gehört und zwar durch Paſſanten am heutigen Morgen. Schließlich konnte auch Scharf Genaueres mitteilen.

Es war am Morgen ein Gendarm bis vor die Hütte der Schubertleute geritten gekommen, die, gerade ſo, wie am geſtrigen Tage, von vielen hilfsbedürftigen Menſchen umlagert war. Er hatte in ziemlich barſchem Ton zunächſt viele der Wartenden ausgefragt und endlich alle mit lauten Befehlen fortgewieſen, zugleich betonend, daß Quint ein arbeitsſcheues, behördlich geſuchtes Individuum und nichts weiter ſei. — Dann war der Gendarm mit klirrenden Sporen und ſchleppendem Pallaſch in das Haus und die Stube der Schuberts eingetreten und hatte das Ehepaar, die Tochter und ihn, nämlich Anton Scharf — Martin war auf der Suche nach Quint ſchon ſeit geſtern abweſend! — hatte die drei, mit Blei und Notizbuch in der Hand, aufs peinlichſte ausgefragt.

Er hatte dabei wohl gehofft, meinte Scharf, er werde uns Betteleien oder gar noch Ärgeres nachweiſen. Er, Anton, hätte indeſſen dem Herrn Wachtmeiſter heimgeleuchtet und ihm den Beweis erbracht, daß ſie unabhängige, vorläufig durchaus nicht unbemittelte Leute ſeien, die niemand um Gaben an-

zuſprechen brauchten. Augenſcheinlich habe dies dem Wachtmeiſter nicht in den Kram gepaßt, und man ſehe daraus, wie wichtig es wäre, für Zukunft und Gegenwart durch einige Mittel vor Mangel geſchützt und dadurch der Bosheit der Kinder der Welt entrückt zu ſein.

Man konnte unſchwer erkennen, wie ſich Stoppe durch dieſe Erzählung, gleichwie durch das ungebändigte Weſen des jüngeren Scharf, aufs neue beunruhigt fand, und er wies mit bleichem Geſicht darauf hin, daß man der Obrigkeit nicht zu widerſtreben nach einem ausdrücklichen Heilandswort gehalten ſei. Er bat den etwas verblüfften Scharf, den er nach Herrnhutiſcher Sitte Bruder nannte, ſich zu beruhigen und fragte ihn lange, zwar mit milden und gütigen Worten, aber beinahe noch eingehender als der Wachtmeiſter, nach Emanuels Vorleben aus, ob da nicht etwa ſündliche Dinge verborgen lägen.

„Nein," ſagte der Bruder Scharf, „ich glaube, ich glaube mit Freudigkeit!" Er war überzeugt, Emanuel habe ſich auf Grund eines göttlichen Vorwiſſens ſchon am geſtrigen Morgen ſeinen Verfolgern entzogen, und fürchtete ſeltſamerweiſe nichts für ihn. Sobald er erfuhr, Quint ſei mit ihm unter einem Dache, durchzuckte es ihn und er ſchlug ſich zugleich mit der harten Hand vor die breite Stirn, als ſei ihm nun erſt, mit einem Male, etwas verſtändlich geworden: nämlich ein unwiderſtehlicher Zug und Drang hierher, in das kleine Blockhaus der Lehrersleute. Schon bewies ſich übrigens, wie ein Blick aus dem Fenſter lehrte, in anderen Bergbewohnern die Kraft dieſer ſelben Anziehung.

Der Lehrer, in ſeinem Gewiſſen bedrängt und als ein Mann von echter und tiefer Frömmigkeit, ſchlug vor, nach apoſtoliſcher Weiſe Gott im Gebet anzugehen und um Erleuchtung

der Seelen zu bitten. Er war von der Macht des Gebets überzeugt, gemäß der Verheißung Jesu, die da sagt: „was ihr erbittet in meinem Namen, das alles will ich euch geben." Er ging mit geringeren Sachen, als diese war, im Gebet zu Gott, und wenn er mit Gleichgesinnten fromme Meinungen austauschte, so unterließ er nie, auf gewisse Winke hinzuweisen, die ihm Gott hatte zuteil werden lassen, nach dem Gebet, und auf bestimmte, unzweifelhafte Erhörungen.

Nachdem nun die drei in stillen und lauten Gebeten, wobei auch die Frau des Lehrers sanfte und innige Worte fand, Gott Vater, Sohn und Geist um Aufschluß darüber inständig gebeten hatten, ob Quint in der Gnade oder aber von einem Geist des Irrtums besessen sei, hörten sie plötzlich unter den Fenstern die Klänge eines Chorals anschwellen, von Kinder- und Frauenstimmen gesungen, der ihren erschrockenen Herzen eine unwiderlegliche Antwort schien:

O Jesu, süßes Licht,
nun ist die Nacht vergangen,
nun hat dein Gnadenglanz
aufs neue mich umfangen.

Und sie stimmten in diesen Choral mit ein.

Es war aber Martha Schubert, die gekommen war und ihn intoniert hatte. Und es waren auch bereits wieder von allen Seiten viele Kinder und Frauen, sowie einige Männer herbeigeeilt, von denen die meisten, schon weil es Freitag war, sich am Gesange beteiligten. Der böhmische Josef und Schwabe hatten den Tod der Greisin im Wirtshaus der sieben Gründe bekannt gemacht und auch der erlösenden Wirkung mit besonders lauter Überzeugung Erwähnung getan, die der Wun-

derdoktor dabei, ihrer Meinung nach, ausgeübt hatte. Von da aus nahm das Gerücht in kurzer Zeit von Hütte zu Hütte seinen Weg, wobei auch die augenblickliche Herberge Quints, das Schulhaus, zugleich bekannt wurde.

Und plötzlich, ehe es Stoppe hindern konnte, stieß Anton Scharf, zu leidenschaftlicher Glut der Zeugnisablegung hingerissen, das Fenster des Schulzimmers auf und schrie in die immer wachsende Menge hinaus, wie ein Wahnwitziger, Worte, die ihm aus der Geschichte der Apostel im Gedächtnis hafteten: „Denn Moses hat gesagt zu den Vätern: einen Propheten wird euch der Herr euer Gott erwecken aus eueren Brüdern, gleich wie mich, den sollt ihr hören in allem, das er zu euch sagen wird. — Und es wird geschehen, welche Seele denselben Propheten nicht hören wird, die soll vertilget werden aus dem Volk!"

Während nun alles dieses im Parterre und an der Vorderseite des Hauses vor sich ging, schlief der Prophet einen totenähnlichen Schlaf in der Giebelkammer. Frau Maria Stoppe jedoch fürchtete, als sie die Wogen der Erregung steigen sah und besonders die laute Begeisterung Bruder Antons, man möchte ihn vielleicht aus seiner wohlverdienten Ruhe aufwecken. Ihre Besorgnis teilte sie Bruder Anton und dann der draußen harrenden Menge mit, unter die sie getreten war, mit der vollen Zutraulichkeit einer Frau, die fast einen jeden der Harrenden persönlich kannte und fast jedem etwas Gutes gelegentlich angetan hatte.

Sie versuchte die Wartenden zu beruhigen und mahnte, selbst ein Bild der Gelassenheit, die Schar der ärmlichen Menschen zur Geduld. Sie betonte, Emanuel Quint sei zweifellos ein wahrer und redlicher Diener Gottes. Das sei genug! und man brauche und möge ihm nicht Kräfte und Absichten

zuſchreiben, die ſeiner ſchlichten Demut durchaus zuwider wären.

Die Wirkung jedoch dieſer letzten Mahnung ward durch viele durcheinanderrufende Stimmen aufgehoben, die ſich nicht genug tun konnten in der Beteuerung wundertätiger Wirkungen, die, jedweden Zweifel ausſchließend, von Emanuel ausgegangen waren.

Nun aber drängte ſich durch die ſchwatzende Menge der ehemalige Schneidergeſelle Schwabe an die Frau des Lehrers heran, ſtotternd und mit der ihm eigenen Schüchternheit dem Wunſche Ausdruck verleihend, ihr etwas unter vier Augen mitzuteilen. Im dunklen Hausflur, hinter der von Frau Maria, die Hand auf der Klinke, verſchloſſen gehaltenen Türe, erzählte er, man ſei nun auch auf öſterreichiſcher Seite Quint hart an der Ferſe, und es wäre keineswegs unwahrſcheinlich, dürfe auch keinen Menſchen irgend verwundern, wenn öſterreichiſche Polizei vor der Schule erſcheinen ſollte, bevor noch eine Stunde verſtrichen wäre. Eine Minute danach wiederholte Schwabe alles im Schulzimmer, vor dem Lehrer ſelbſt und vor Anton Scharf.

Der Lehrer meinte: falls es der Gendarm aus Spindelmühle wäre, ſo könne er es wohl verhindern, daß Quint verhaftet und fortgeführt würde, er könne vielleicht auch ſonſt für ihn gut ſagen, wenn nicht die vielen armen Leute rings das Schulhaus umlagerten: was in den Augen der Behörde ein Unfug ſei. Quint iſt aber ohne Subſiſtenzmittel, fuhr er fort, weshalb man ihn möglicherweiſe, trotz aller Einreden, ohne weiteres über die nahe preußiſche Grenze bringt, das heißt, ihn an die Gendarmen drüben ausliefert. Ihn wecken, ihm alles ſelbſt eröffnen, ſchloß er, würde vielleicht das ratſamſte ſein.

Als ſie in dieſer und ähnlicher Weiſe noch berieten, erſchien Martin Scharf und fragte, ob Quint im Hauſe wäre. Das allgemeine „Ja", womit man ihm antwortete, hatte zur Folge, daß der überwachte und übermüdete Mann ſchluchzend unter Tränen der Freude zuſammenſank.

Wie wenn aber etwa der Funke in einen Haufen erhitzter und brennbarer Stoffe fällt, und der Haufen in Flammen auflodert, ſo ward durch den unvermittelten Ausbruch Martin Scharfs die kleine Gemeinde in einen ſchluchzenden Rauſch der Tränen verſetzt, einen Paroxysmus der Brüderlichkeit und Gemeinſamkeit, der ſich außer durch Tränen in Umarmungen und apoſtoliſchen Küſſen äußerte.

Emanuel war nun doch in ſeinem verhängten Zimmer von dem Lärm und Gepolter unten im Hauſe aufgewacht und lag horchend und grübelnd auf dem Rücken. Er deutete die Geräuſche, die er ſchon bei den Schuberts kennen gelernt hatte, ſogleich auf ſich und wußte, daß eine gläubige Menge, Hilfe aus aller Not von ihm fordernd, ſeiner wartete. Unwillkürlich die Hände faltend betete er zu dem Göttlichen tief verſenkt in ſich.

Dies aber war ſtets das Weſen ſeines Gebetes, ſich ganz nur als Werkzeug unter den Willen der Gottheit zu ſtellen. Er überſah den vergangenen Tag. Er hatte nicht das Gefühl irgend etwas außer Gott im Leben geſucht zu haben, noch auch vermöge eigenen Willens und klarer Abſicht den Weg bis hierher gegangen zu ſein: dennoch lautete ſeine Frage: „Bin ich auf rechtem Wege geſchritten? Habe ich auch wirklich nicht meinen, ſondern deinen Willen getan?" und er warf ſich, im Geiſte bemüht, den letzten Reſt von eigenem Willen aus ſich zu tilgen, aufs neue vor Gott aufs Angeſicht und

flehte: „mache mich ganz nur zu einem Wort, einem Hauch, einem Blick, einem Herzſchlag von dir!

Es wird geſagt, Jeſus Chriſtus habe die Kraft des Wunders ſeinen Apoſteln hinterlaſſen. Ich bin kein Apoſtel. Ich bin ſeiner ganz unwürdig. Die Liebe des Heilands iſt wie ein Meer! die meine iſt nur ein ſickerndes Bächlein. Die wahre Heilandsliebe iſt eine Kraft, die nicht nur kranke Leiber ſogleich zu Geſunden macht, ſondern ſie verwandelt verdammte und zur Hölle verfluchte Seelen mit einem Hauch ihres Mundes in ſelige Engel des Paradieſes. Ich bin ein Blinder. Auf meinem äußeren geſchloſſenen Augendeckel liegt von dem Schatten ſolcher Liebe ein Schein. Ja, wäre ich deſſen ſicher, daß es wirklich ein Schatten des Schattens der Heilandsliebe iſt, ich könnte damit allein ſchon die Wüſte der Welt zum tauſendjährigen Paradieſe umwandeln.

Aber ich kann keine Wunder tun. Ich will keine Wunder tun. Es ſei ferne von mir, zu meinen, ich könne mehr tun, als da bereits geſchehen iſt, aus der Liebesfülle der ewigen Weisheit. Sollte ich etwa dein Werk verbeſſern wollen, du heiliger Geiſt? Ich bin nicht ſo hochmütig, dieſen Wahnwitz der Überhebung berge ich in mir nicht.

Du weißt das, der du in mir biſt! Dir iſt nichts verborgen! Aber warum ſendeſt du dieſe Bedürftigen hinter mir her, die etwas wollen, was irdiſch, nicht himmliſch iſt, etwas, was ihnen vielleicht die Kinder der Welt, nicht die Kinder des Himmels vorenthalten? Sie dauern mich, ich fühle ein überquellendes Mitleid in meiner Bruſt. Ich möchte ihnen gern und von Herzen gern alles das geben und mitteilen, was Himmliſches in mir iſt, geſchweige das Irdiſche, wovon mich zu trennen mir nichts bedeutet. Führe mich! Lehre mich, ob ich ihnen und wie ich ihnen Mitleid und Liebe beweiſen ſoll,

meinen taſtenden, in irdiſcher Finſternis tappenden Brüdern und Schweſtern! Oder ſoll ich mich abkehren von ihnen und ihrer kläglichen, bitteren, flüchtigen Lebensnot und ganz zurückkehren in dein Herze?

Aber freilich, warum denn bin ich hier in die Welt geſtellt? Warum denn bin ich herabgeſendet in dieſen irdiſchen Leib der Gebrechlichkeit und trage dich in mir wie ein Licht? Soll ich nicht meinen Mitbrüdern leuchten? Wem ſoll man leuchten, als denen, die im Finſteren ſind? Wem ſoll man Gott bringen als dem Gottloſen? Wen ſoll man heimholen, als das verirrte, verlaufene Schaf? Wen ſoll man tröſten und zurückführen, als den in Finſternis Ausgeſtoßenen? In Finſternis, wo Heulen und Zähneklappern iſt? Wer kehrt zurück und wird mit Jubel empfangen von der Liebe des Vaters im Vaterhaus? Wer anders als der verlorene Sohn, der da ausgezogen war im Hochmut ſeines geringen Vermögens und mit den Schweinen Treber aß" — und Quint warf ſich herum, rang ſeine Hände, drückte ſein Angeſicht in die Kiſſen und flüſterte weinend: „Ich habe geſündigt im Himmel und vor dir. Herr, Herr, ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße."

Unvermittelt gleichſam kam ein Gefühl der Zerknirſchung über ihn, das mit dem glühenden Wunſche für den Vater zu leiden, zu ſterben, ſich auszulöſchen verbunden war, — ein Gefühl von Schuld erfüllte ihn, deren Urſache ihm verborgen war, denn er hätte ſich nicht erinnern können, jemals, wie der verlorene Sohn, mit eigenem Willen in die Fremde gegangen zu ſein. Aber er zweifelte nicht an der eigenen Schuld. Und jetzt glaubte er, zu begreifen, in dieſem Rauſch, nicht nur warum die verirrten Schafe ihm nachfolgten, ſondern auch, daß gerüſtete Männer zu Pferd, mit Waffen zum Töten der Menſchen, raſtlos auf ihn fahndeten. Weshalb er gehetzt

wurde wie ein Wild. Seine Schuld lag früher! sie lag nicht im Irdischen. Nicht daß man Gott nachzufolgen sich bemühte, in Jesu Fußstapfen, war die Schuld, sondern daß man den Vater verlassen hatte.

Und in seiner Seele überdachte er lange hin und her die Mythe vom Sündenfall, bis er plötzlich mit einem Ruck sich vom Bette erhob, dabei leise sprechend: „so will ich euch weiter dienen, meine Brüder und Schwestern." Und es kam über ihn eine neue Entschlossenheit, die ihn mit einer Art freudiger Hoheit umgab, als er unter den bänglichen Menschen in der Schulstube plötzlich erschien. Er liebte die Brüder Scharf, und sie hatten für ihn eine grenzenlose menschliche Zuneigung. Mit Leidenschaft küßten sie seine Hände, was er um ihretwillen mit leisem Lächeln geschehen ließ.

Die Leute aber, die draußen standen, drängten, kaum daß sie das Angesicht Quints durch das Fenster erkannt hatten, mit einem stürmischen Anlauf ins Haus. Der böhmische Josef war unter ihnen. Es gelang zwar der Lehrersfrau, den Schlüssel im Schloß der Haustür umzuwenden, aber da Emanuel Quint das kleine Katheder bestiegen hatte, ward sie von den Brüdern umgestimmt. Sie öffnete wieder, und Weiber, Kinder, Greise und Männer, voran der böhmische Josef, strömten herein. Aller bemächtigte sich eine erwartungsvolle Festlichkeit, still schoben sie eins um das andere sich in die Schulbänke, und die keinen Platz bekamen, standen und hockten eng gedrängt. So viele indessen waren gekommen aus irgendeinem, dumpfen Triebe heraus, daß sie Kopf an Kopf den Hausflur erfüllten, die Schwelle draußen und schließlich dichtgezwängt einen weiten Raum vor dem offenen Schulfenster, durch das sie mit offenem Munde hereinblickten.

Es war eine tiefe Stille eingetreten, ehe Quint zu reden begann. Seine Predigt, in die das Piepſen der Sperlinge von draußen hereinſchallte, ward aber an dieſem Morgen in einem Ton geſprochen, der hinreißen mußte, wenn man auch ihren Inhalt meiſt nicht verſtand.

„Die Kraft Jeſu," begann er, „ſei in den Schwachen mächtig. Und der Apoſtel ſage: ‚wenn ich ſchwach bin, ſo bin ich ſtark', und alſo ſolle ſich niemand fürchten etwa um ſeiner Schwäche willen oder weil er unwiſſend ſei, oder krank, oder etwa arm. — Auch ſolle ſich niemand fürchten, wenn er verfolgt werde von den Kindern der Welt. Jeſus ſei gekreuzigt, ſeine Apoſtel verfolgt und getötet worden. Aber es habe nichts auf ſich mit denen, die den Leib töten. Die da tot ſind, werden getötet, die aber lebendig ſind in Chriſto, können nicht getötet werden von den Toten. Wer Ohren hat, zu hören, der höre," fuhr er fort: „wir wandeln im Fleiſch, aber wir ſtreiten nicht fleiſchlich. Wir ſind der Friede, wir ſind die Liebe Gottes, ſonſt nichts, wir ſind der Geiſt! Chriſtus iſt in menſchlichem Leibe auf Erden gewandelt. Er wandelt noch unter uns. Aber ſofern wir ihn ſelbſt mit Augen geſehen, mit den Händen berührt hätten, nach dem Fleiſch, ſo kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr, außer im Geiſt.

Er iſt in uns und wir in ihm. Damit ſind wir getroſt und haben viel mehr Luſt, außer dem Leibe in ſeinem Geiſte zu wallen, als dazu, leiblich zu wallen. Denn ſo iſt jegliche Trübſal, die uns drohen will, zeitlich und leicht: uns, die wir nicht ſehen auf das Sichtbare, ſondern auf das Unſichtbare. Denn was ſichtbar iſt, das iſt zeitlich, was aber unſichtbar iſt, das iſt ewig.

Wollen ſie uns verfolgen, quälen und hinrichten auf Erden, ſo zerbrechen ſie unſer irdiſches Haus, aber nur, auf daß offen-

bar werde, daß wir ein Bau ſind, nicht mit Händen gemacht, ſondern von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Gott der Herr iſt der Geiſt. Wo aber der Geiſt des Herrn iſt, da iſt Freiheit. Darum können ſie uns nicht fangen mit Schwertern und Stangen! Können uns nicht in einen Kerker legen, außer mit vielen offenen Türen ins Himmelreich.

Möge uns nicht betrüben, daß wir töricht ſind vor der Welt: was töricht iſt vor der Welt, was unedel iſt vor der Welt, was verachtet iſt vor der Welt, hat Gott erwählt. Freilich, daß ihr nicht töricht bleibet im Fleiſch, ſondern teilhaftig werdet jener göttlichen Torheit, die weiſer iſt denn Menſchen, und der göttlichen Schwachheit, die ſtärker iſt, als die Macht der Könige, dazu helfe euch Gott. Er helfe euch zu der verborgenen Weisheit, auf daß ihr nicht greifet nach Brot, außer nach dem Leibe des Herrn Jeſu Chriſti, weder nach Wein, außer nach dem Blute des Herrn! Weder nach einem Saftmahl, denn nach ſeinem heiligen Abendmahl! Denn wenn wir fröhlich ſind, ſo freuen wir uns im Herrn, wenn wir traurig ſind, ſo gilt es ſeiner Trübſal.

Wer Ohren hat zu hören, der höre: ziehet den natürlichen Menſchen aus, ſterbet im Leib und werdet im Geiſte wiedergeboren! Der natürliche Menſch vernimmt nichts von dem, was ich ſage, vernimmt vom Geiſt Gottes nichts. Es iſt ihm eine Torheit und kann es nicht erkennen. Solche aber ſagen von mir, wie die Juden von Paulus ſagten: ‚er iſt um Chriſti Willen zum Narren geworden'. Es iſt aber nichts verborgen, es wird dereinſt offenbar, und denen unſer Evangelium verdeckt iſt bis dieſe Stunde, die mögen ausharren und der Verheißung warten mit der Geduld.

Denn Gott, der da heißt das Licht, aus der Finſternis hervorleuchtend, der hat einen hellen Schein in unſere Herzen

gegeben, daß durch uns entstünde die Erleuchtung und Erkenntnis der Klarheit Gottes im Angesicht Jesu Christi. Dann wird sich des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesicht in uns allen spiegeln.

Ihr Männer, liebe Brüder, und ihr Weiber, liebe Schwestern, fürchtet euch nicht darum, daß ich verfolgt werde. Wir haben das Zeugnis unseres Gewissens, daß wir in Einfältigkeit und göttlicher Lauterkeit, nicht in fleischlicher Weisheit auf der Welt mit Frieden wandeln. Unser Amt ist, Christum zu predigen, Versöhnung und Frieden. Haben wir Trübsal, so ängsten wir uns nicht. Ist uns bange, so verzagen wir nicht. Leiden wir Verfolgung, so werden unsere Seelen doch nicht gefangen! Werden wir unterdrückt, doch bleiben wir frei. Denn es ist keine Liebe und Sehnsucht so heiß in uns, so unwiderstehlich glühend als die, allezeit das Sterben des Herrn Jesu an unserem Leibe zu tragen und das Leben des Herrn Jesu in unseren Herzen."

Ungefähr bis zur Anrede: „Ihr Männer, liebe Brüder, und ihr Weiber, liebe Schwestern, fürchtet euch nicht!" — hatten alle mit Andacht zugehört. Es versteht sich von selbst, daß Anton und Martin Scharf durch den Vortrag des Narren in Christo vollständig hingenommen waren. Aber auch der bärtige Schullehrer hing, ohne nur einen Blick zu verwenden, am Munde Quints und hatte über dieser seltsam neuen Verkündigung des Geistes alle seine Bedenken, betreffend wahre und falsche Propheten und den Gehorsam gegen die Obrigkeit, beiseite getan. Die Frau des Lehrers, die neben Martha Schubert auf der niedrigen Schwelle des kleinen Katheders saß, blickte, mit dem Mädchen zugleich, andächtig zu dem Prediger auf, sichtlich von einer Andacht befallen, die

mehr der Verzückung ähnlich sah. Aber nun hob ein Geflüster an. In den Bänken reckten sich mehrere Hälse. Ein Säugling quäkte laut aus der Menge, die unter dem Fenster stand. Und wie das Geflüster nicht enden wollte und sich viele Gesichter von Emanuel ab- und forschend den Vorgängen unter dem Fenster zuwandten, war es kein anderer als der böhmische Josef, der sein braunes häßliches Indianer- oder Zigeunerantlitz entrüstet herumwandte und Ruhe gebot.

Es half einen kurzen Augenblick. Dann war es, als sei draußen vor der Tür mit einemmal ein Habicht mitten unter Scharen von Spatzen hineingestürzt: so flogen die Menschen mit lautem Gekreisch auseinander. Sogleich pflanzte sich das Geschrei in den Hausflur fort, von wo sich die Menge unter Knüffen und Gepolter ins Freie wälzte. Nun stießen auch die Weiber im Schulzimmer gellende Schreckenslaute aus, wodurch eine jähe Panik entstand, die jedermann kopflos durch Tür und Fenster ins Freie trieb.

Nachdem nun jene sich von ihrer Verblüffung erholt hatten, die noch im Zimmer geblieben waren, wußten sie nicht sogleich, was etwa die allgemeine Flucht verursacht hatte. Da tönte der Ruf „Polizei!" mit lauter Stimme warnend gerufen, durchs Fenster herein.

Es waren aber außer Quint, dem Lehrer und seiner Frau, außer Martha Schubert und den Gebrüdern Scharf auch Schwabe und der böhmische Josef im Zimmer geblieben. Dieser seufzte laut und kopfschüttelnd ein: „jaja!" schob eine Schulbank zurecht, die im Durcheinander der allgemeinen Flucht beinahe umgestürzt worden war, und sagte dann, daß alle Menschen eben leider so und nicht anders wären. Er schloß mit einer Bibelerinnerung irgend woher: „der Geist sei willig, das Fleisch sei schwach".

Dagegen erhob ſich Anton Scharf und redete mit trotziger Wut und Entrüſtung, ein wenig unzuſammenhängend, ſo:

„Wenn ihr denkt wie ich, lieben Brüder und Schweſtern, ſo laſſet uns dieſe Stätte Gottes, dieſe Krippe des Herrn, dieſes neue Bethlehem mit Riegeln verſchließen und mit Fäuſten verteidigen, gegen den Anſturm der Welt. Hier hat der Dornbuſch des Herrn gelodert. Hier hat die Stimme des Herrn aus dem Dornbuſch geredet zu uns. Hier iſt heiliges Land! Und kein Abgeſandter des hölliſchen Abgrundes ſoll es betreten."

Damit riß der ekſtatiſche Menſch die niedrigen Schaftſtiefeln ſich von den nackten Füßen los, was dem Narren ein kleines Lächeln abnötigte.

Quint war im übrigen ruhig geblieben und blieb es auch jetzt, als er durch ein Schütteln des Kopfes die Heftigkeit ſeines treuen Bekenners mißbilligte. „Wir haben," ſagte er, „nichts mit Gewalt zu tun. Es iſt die Weiſe der wahren Jünger des Heilands von Ewigkeit, daß ſie dem Übel nicht widerſtreben: auf Erden nicht widerſtreben und nicht mit Gewalt. Wer immer mich ſucht, der findet mich!"

Inzwiſchen war die Lehrersfrau zweien öſterreichiſchen Gendarmen entgegengegangen, die ſie durchs Fenſter hatte herankommen ſehen. Der Lehrer, im Begriff, ihr nachzufolgen und gegen die Polizeileute beizuſtehen, beſann ſich anders. Er trat mit einem Entſchluß ans Katheder, zu Quint und richtete die treuherzig offene Frage an ihn: „ſage mir, was du willſt, daß wir tun ſollen".

Quint erhob ſich ſchlicht und ein wenig bleich, und indem er kaum merklich die Achſeln zuckte, antwortete er: „wandelt in Jeſu Chriſti Fußſtapfen!", erhob ſich und ſchritt gelaſſen dem Ausgang zu.

Die Zurückgebliebenen aber hörten, wie er in ſeine Kammer ging.

Die Gendarmen verhandelten mit der Lehrersfrau zunächſt in behaglicher Höflichkeit, was ſie jedoch nicht hinderte, auf der Verhaftung Quints zu beſtehen und dieſes Ziel, ihrer Order gemäß, ſchnurſtracks zu verfolgen. Ins Schulzimmer tretend ließen beide Herren zugleich ſich mit einem erſtaunten „Aha!" vernehmen, da unerwarteterweiſe ihnen zwei Leute entgegentraten, wie Schwabe und der böhmiſche Joſef, deren Leumund in den Amtsſtuben auf beiden Seiten der Grenze ein gleicher war. Nachdem die Scharfs ihren Namen geſagt hatten, wurde auch ihnen überraſchenderweiſe, wie irgendeine freundliche Neuigkeit, ihre Verhaftung mitgeteilt.

Nun wollten ſie wiſſen, was ſie verbrochen hätten.

„Ja, mein Lieber," lachte der eine Grünrock den ihn mit Blicken vernichtenden Anton an: „was du verbrochen haſt, wirſt du wohl ſelber wiſſen. Übrigens habt ihr, was man ſo ſagt, einen guten Umgang!" Und er machte eine Bewegung mit dem Kopf nach Schwabe und dem böhmiſchen Joſef hin.

Schwabe kroch in ſich ſelber zuſammen.

Allein der böhmiſche Joſef, der vollkommen furchtlos den öſterreichiſchen Geſetzesvollſtreckern in die Augen ſah, meinte in ſchnellem, nicht gerade wohlerzogenem Tonfall: „wenn er immerhin manchen ſchon manchmal eine Naſe gedreht habe — und er werde mit Gottes Hilfe noch manchem manchmal eine Naſe drehen! — ſo würden ſie ihm doch nicht etwa einen Strick zum Aufhängen daraus machen, daß er einer Bibelſtunde beiwohne."

„Ja was!" meinte der Grünrock, „Bibelſtunde?!"

Da aber fuhren die Scharfs auf ihn ein. Einander mit heftigen Stimmen unterbrechend, redeten ſie von allerlei apo-

kalyptischen Dingen, von denen keiner der Herren Grünröcke jemals auch nur das geringste gehört hatte, und bauschten den sehr gewöhnlichen Vorgang der Predigt Quints, in einer Schulstube, zu einem ungeheuren Ereignis auf. Mit Drohen, Bitten und Schreien war es beinah ein Bekehrungsversuch, an diesen braven und ahnungslos lächelnden Offizianten, die einander mit Blicken sagten, daß es sich hier um Leute handele, die vielleicht nicht ins Zuchthaus gehörten, wohl aber in eine Irrenanstalt.

„Na, wir wissen ja schon," sagte einer der Grünröcke!

Siebentes Kapitel

Die Polizisten hegten Emanuels wegen Fluchtverdacht. Wahrscheinlich war ihnen das Auftauchen und Verschwinden Quints und sein Entweichen mit dem böhmischen Josef von preußischer Seite mitgeteilt worden. Deshalb wurden dem armen Sünder, den man mit den Worten: „da ist der Verführer!" in der Kammer gegriffen hatte, Handschellen angelegt.

Den beiden Scharfs, die mit großer Heftigkeit forderten, daß man sie ebenfalls binden möge, gelang es indessen nicht, Fluchtverdacht zu erwecken, und sie mußten, mit Qualen im Herzen, ohne Fesseln und in großem Abstand von Quint, der vorangeführt wurde, mit dem zweiten Polizisten den Weg nach der preußischen Grenze antreten.

Obgleich man belebtere Pfade und Steige soviel wie möglich zu meiden versuchte, kam man doch bald an einigen Bauden vorbei, in denen das Feiertagsleben, im Nahen des Abends, lebhaft bemerklich war: mit Türenschlagen, Rufen der Kellnerinnen und Fiedelmusik. Dort aber konnte ein solcher Transport eines langen, mageren, seltsam giraffenartigen Menschen, der gefesselt vor einem Gendarmen herschritt, nicht unbemerkt bleiben. Der Weg war weit und im Ganzen beschwerlich, und als eine Stunde verflossen war, fand sich der Österreicher mit seinem Delinquenten keineswegs mehr allein. Es hatten sich Kinder angeschlossen, die los zu werden nicht möglich war. Es hatten sich Weiber und Männer aus dieser und jener Baude

zugeſellt, die zu denen gehörten, deren Aberglauben dem armen Gefeſſelten günſtig war. Es liefen auch ſchwitzende Trupps von Ausflüglern hinterher, ſolche, zum Teil, die den gleichen Weg hatten, und andere, denen ein Umweg um des Verbrechers willen lohnend erſchien. Der zweite Gendarm mit den Brüdern Scharf blieb weit zurück und fand auch, mit ſeinen ungefeſſelten, ſichtlich ungefährlichen Leuten, weniger Publikum.

In der Seele des Narren regte ſich eine ſchwere und qualvolle Bitterkeit. Er war von dem reinen Geiſte der Schrift und nebenher von reiner Menſchenliebe erfüllt geweſen, und wiederum brach, wie ſo oft, die ganze Verachtung der Welt über ihn herein. Sie war diesmal für ihn noch unbegreiflicher, je weniger die Entehrung, in die man ihn durch die Feſſel geſtoßen hatte, irgend einen begreiflichen Sinn zu enthalten ſchien. Man führte ihn wie ein reißendes Tier. Seine Empörung wollte aufwallen, wenn er hinter ſich Getrappel, Geſpräch und Geſchrei vernahm und Worte, die Vermutungen ausdrückten, ob Diebſtahl, Totſchlag, oder Raubmord die Urſache ſeiner Verhaftung ſei. Die Mitläufer nahmen kein Blatt vor den Mund, und der arme Quint, deſſen ärgſter Fehler — man weiß allerdings, daß Müßiggang aller Laſter Anfang iſt! — vielleicht eine gewiſſe Scheu vor der Arbeit war, mußte Proben eines Freimuts mit jeder Minute hinnehmen, die ſeine etwas zu hohe Stirn, ſeine ſpitze Naſe, ſeinen roten Bart, ſeine langen Arme und Beine, ja ſogar ſeine Sommerſproſſen betrafen. Einige meinten, er ſei ein Giftmörder.

Da aber fühlte er, ſofern er ſchreien wollte: ich bin es nicht! würde der Schrei wie von Steinen zurückhallen. — Wenn er zu ſagen unternähme: ich bin ein friedlicher Heilandsjünger, ſonſt nichts! würde damit nur ein gräßliches und

wüſtes Gelächter entfeſſelt ſein. Sofern er aber die ganze Wahrheit nicht verſchwieg und jenen etwa zu eröffnen anfinge, daß er, mit ihnen verglichen, der Freie und nicht der Gefangene ſei, der Begnadigte und nicht der Verfluchte, dann, wußte er, würden rings im Geröll von raſenden Händen kaum ſpitze Steine genug zu finden ſein, Gott damit zu ſteinigen.

Deshalb ward er allmählich froh, und es überkam ihn der unvergleichliche Friede einer tiefen Gelaſſenheit. Das Trappeln und Reden hinter ihm drein berührte ihn auf keine andere Weiſe, als etwa das Geräuſch einer langſam rinnenden Steinlawine, eines Baches, eines Pferdegetrappels, oder ſauſenden Windes berührt. Es kam ihm vor, als wanderten hinter ihm Gebilde aus Erz, aus Stein, oder aus Ton, Tote, die in ſich kein Leben hatten! Vergeſſene, Verlaſſene und Begrabene, die irgend wann einmal vielleicht dazu beſtimmt ſein könnten, durch den Liebesodem des Schöpfers geweckt und zu dem gemacht zu werden, was er war.

Und immer heller ſtrahlte in ſeiner Seele ein göttliches Glück, bis er manchmal unwillkürlich den bläulichen Gottesſchrock an ſich zog, wie um das innere Leuchten zu verbergen. Und dann dachte er ſich: Ich bin ein Licht! Warum ſehen ſie eigentlich nicht, daß ich leuchte? Doch wohl, weil ſie unrettbar mit dem ſchwarzen Star des Todes behaftet ſind. Warum ſehen ſie eigentlich nicht, daß ſie mir in unausſprechlicher Weiſe Gutes tun, indem ſie mir ähnliches zu erfahren geben, wie ihm, dem Heiland, dem ich nachleben, den ich von innen her immer beſſer ergründen will. Machen ſie mich nicht mit ihrer Härte, mit ihrem Hohn, mit ihrer Unwiſſenheit und Gleichgültigkeit dem Heiland ähnlicher, ſo daß ich in einem Gebiet meines Weſens, meiner Erfahrung, meiner Schmerzensempfindung ihm gleich geworden bin? Erkennen ſie

nicht, daß er dieſen ihm bekannten, öffentlichen Marter- und Kreuzesweg greifbar nahe neben mir hinwandelt? Möchte ich doch dem Gendarmen die Hände küſſen, der mich dieſen und keinen anderen Weg geführt! Ja, bemerken ſie denn nicht das Unerhörte, wodurch ich während ganzer nicht kurzer Zeitſpannen ſo in den Heiland verſunken war und er in mir, daß er ſelber, in meiner Geſtalt, vor ihnen mit Handſchellen an den Knöcheln, hinwandelte.

Der deutſche Gendarm, dem Quint in der Nähe der Pichlerbaude übergeben werden ſollte, brach, als er ſeiner anſichtig wurde, in ein joviales Gelächter aus, in das ſogleich die Herren aus Böhmen, ſowie die Menge der Mitläufer einſtimmten. Er ſagte dabei mit Bezug auf das lange Haar des Toren, das in der Zeit des Einſiedlerlebens nicht gekürzt worden war: „es ſei aber nun wirklich die allerhöchſte Zeit für das Haareſchneiden," und dieſe Worte riefen deshalb eine noch lautere, humoriſtiſche Wirkung hervor, weil es faſt ſo ſchien, als ob der vierſchrötige Kavalleriſt als Barbier und nur zum Zwecke gekommen wäre, Emanuel Quinten das Haar zu ſchneiden, und dieſer wiederum nur zu dem Zweck, eben dieſe Arbeit von ihm verrichten zu laſſen.

Noch war das Gelächter nicht gänzlich verſtummt, als plötzlich ein Knabe, der etwa elf Jahre alt ſein mochte, ſich dicht vor Quint hindrängte und ihm einen Keil Roggenbrotes, der mit Fett beſtrichen war, zureichte. Der grübelnde Tor ſah ihn an und, wie es ſchien, erwachte nun erſt ins Leben zurück. Als er die Abſicht des blaſſen, hager aufgeſchoſſenen Jungen begriffen hatte, vergaß der Narr, daß er Handſchellen um die Knöchel trug, und wollte, merklich gerührt, wie ſegnend die Rechte auf ſeinen Scheitel tun. Die ſomit entſtandne

Bewegung, die kläglich genug zu ſehen war, konnte von dem Jungen nicht anders gedeutet werden, als habe der arme Sünder das Brot entgegen zu nehmen vergeblich verſucht, und es ward ihm zugleich zu Gemüte geführt, daß er in ſeiner herzlichen Aufwallung gerade den Umſtand, nämlich die Feſſel um Menſchenhände, vergeſſen hatte, durch den ſein Mitleid beſonders erregt worden war. So erlitt die gute Tat eine unerwartete, kurze Verzögerung und erregte das von dem Jungen gefürchtete Aufſehen. Jäh ſchoß ihm das Blut ins Angeſicht. Aber nur einen Augenblick beherrſchte ihn Ratloſigkeit, dann hatte er bereits die zerlumpte Seitentaſche im Rock des Sträflings bemerkt und blitzſchnell den Kanten Brot dort feſtgeſteckt. Jetzt ſah man zwei braune, nackte Füße, eiligen Laufs, die Sohlen nach rückwärts geworfen, über die Kammwieſe ſich entfernen und ſchließlich verſchwinden.

Über das neue Gelächter, das nun entſtand, ſuchte man doch mit einer gewiſſen Beſchämung hinwegzukommen. Einige aus der Menge entfernten ſich. Andre begannen ſogar etwas Geld zu ſammeln, das ſie Quint einhändigen wollten, nachdem die Gendarmen ihre Papiere gegenſeitig geordnet hatten. Aber Emanuel regte ſich nicht. „Zum Donnerwetter, ſo nimm's doch, dummes Kamel!" ſchrie der deutſche Gendarm ihm zu und löſte danach, ſcheinbar unwirſch, die Handſchellen. Aber ſei es nun, daß die Seele Quints noch von dem Lichtſtrahl der ewigen Güte geblendet war, den Gott ihm durch einen Knaben geſandt hatte, und er darum nicht ſah, was man ihm bot! Oder glaubte er, ſeine Hände zu beflecken, wenn er Geld von dieſen wandelnden Leichen nahm? Kurz, ſeine freien Hände fielen nur ſchlaff herab und hingen offen und ſtill zur Erde.

Während des Abſtiegs ins Hirſchberger Tal hinunter hatte

Emanuel die Brüder Scharf neben ſich. Der Gendarm hegte kein Mißtrauen. Er hatte ſich eine von den Zigarren angezündet, die er aus freundlichſt präſentierten Zigarrentaſchen zu ſich geſteckt hatte, und, indem er ſein ſchweres Pferd behaglich am Zügel mit ſich zog, ließ er die Häftlinge unbeſorgt voranſchreiten.

Natürlich waren die Brüder froh, wieder mit Quint vereint zu ſein, zugleich aber zitterten ſie vor großer Entrüſtung über das, was ihnen, und vor allem, was Quint widerfahren war. Beſonders war es Anton Scharf, der, kaum auf den abſchüſſigen Weg achtend und oftmals ausgleitend, mit faſt immer geballter Rechten, Drohungen und Verwünſchungen wider die Weltkinder von ſich gab. Er ſagte: „Sie wollen nicht Gutes tun! Sie haben Angſt und ſehen nicht! Sie haben Ohren und hören nicht! Der Fluch Gottes, der über ihnen iſt, macht ſie blind und taub!"

Martin Scharf, der während des Ganges über die Berge bereits vieles mit ſeinem Bruder durchgeſprochen und hin und her erwogen hatte, was wohl gegen die Mächte der betörten Welt für Maßregeln zu ergreifen ſeien, erbat nun für das, was ſie tun wollten, Emanuels Sanktion. Es war, wie ſie meinten, unmöglich, ſie beide und Quint lange in Haft zu behalten. Demnach wollten ſie ſich, ſofern ſie freigelaſſen wären, zu einer gewiſſen frommen und adligen Dame begeben, die ſehr alt, ſehr reich, ſehr wohltätig, und in der ganzen Provinz als die „Surauer Frele" bekannt und geachtet war. Bei dieſem alten Surauer Fräulein wollten die Brüder um Schutz für Quint bitten und, nachdem dies geſchehen und der große Einfluß der Dame dahin gewirkt haben würde, daß man die friedlichen Bahnen Quints fortan ungeſtört ließe, wollten die Scharfs eine Gemeinſchaft von Gleichgeſinnten zuſammenrufen,

eine Gemeinſchaft der Würdigſten, um Quint geſchart, und dieſen als ihren Führer verehrend.

„Die Nachfolge Jeſu," ſagte Quint hierauf, „müſſe ein jeder für ſeinen Teil aufnehmen und durchführen und es könne und müſſe hierbei nur einer, der Heiland ſelbſt, der Führer ſein. Er aber, Quint, werde ſich niemals ſo weit vermeſſen und vergeſſen, irgendwo in der Welt der Erſte zu ſein, wo der Heiland der letzte geweſen wäre."

Sie waren bis an eine Stelle gelangt, wo der Gendarm auszuruhen beabſichtigte, und plötzlich erklang ſein donnerndes: „Halt!" Die Häftlinge ſtanden ſtill und erwarteten den Beamten, der pruſtend und gutmütig fluchend näher kam, um ſich auf einer Bank niederzulaſſen, die man zum Gebrauch fremder Touriſten hier aufgeſtellt hatte. „Ruht euch aus, Kerls," ſagte er, „wir haben noch weit! Wenn euch nun nicht der Teufel geritten hätte, ſo brauchte ich jetzt, an den Feiertagen nicht in den Bergen herumkriechen, was bei meinem Speck nämlich kein Vergnügen iſt. — Na, ihr macht allerdings auch Geſichter, wie neun Meilen ſchlechter Weg. Das weiß Gott!" Dies ſagte er mit einem ſeltſam forſchenden Blick ſeiner kleinen Augen, zugleich breit lächelnd und ſeinen behelmten Kopf ſchüttelnd. „Wenn man nur wüßte, was euch in die Kaldaunen gefahren iſt? Ich glaube, ihr ſeid verrückt geworden. Ich hab' auch mal einen Kerl transportiert, der kam aber wirklich ſpäter ins Irrenhaus, der wollte mir immer einreden, daß er es ſchwarz auf weiß, ich weiß nicht von wem, beſcheinigt in Händen habe, er werde lebendigen Leibes mit Wagen und Pferden gen Himmel kutſchieren. Schließlich ſollte der Wagen ja wohl, hol mich dieſer und jener! noch feurig ſein. — Was iſt denn los? Was habt ihr denn? Hol mich dieſer und jener! Glaubt ihr vielleicht,

daß in drei Tagen die Welt untergeht? Bis dahin, o weh! Da wird noch mancher Kognak getrunken werden! — Macht doch die Menſchen nicht verrückt! Ihr macht ja das Geſindel in den Häuſern da oben richtig wahnſinnig! Wer redet euch denn ſolchen Unſinn ein? Ich war doch wahrhaftig oft genug in der Garniſonskirche. Was Religion und was unſer Herr Chriſtus iſt, weiß ich doch wahrſcheinlich beſſer als ihr! Aber ſo 'n Blödſinn iſt mir doch noch nicht vorgekommen."

„Herr Sendarm," ſagte Martin Scharf, „wir haben nichts getan, als wozu der Geiſt des Herrn uns getrieben hat. Wir ſollen Zeugnis ablegen von Chriſto! Wir ſollen es heute tun und nichts auf morgen verſchieben, Herr Sendarm! Ja, wenn wir es eine Stunde verſchieben wollten, wer weiß, die wäre vielleicht verſäumt für die Ewigkeit." „Herr Gott ja, Menſch, glaubt ihr, wir haben auf euch gewartet? Wird nicht in allen Kirchen Sonntag für Sonntag für Jeſum Chriſtum Zeugnis abgelegt? Sonntag für Sonntag, in allen Kirchen! Bin ich ein Heide? Bin ich denn nicht ebenſo gut, wie du, ein Chriſt?"

Anton Scharf aber, der die Zähne zuſammenbiß, ſah den Wachtmeiſter grimmig an, bevor er etwa dieſes unüberlegt und heftig hervorbrachte.

„Es gibt auch ſolche, die falſch Zeugnis reden von Chriſto Jeſu, es gibt ſolche genug und zu viel, die Chriſten heißen und andere Chriſten nennen und ſind doch nichts, als eitel Kinder der Welt." Quint aber winkte ihm mit der Hand. Er ſagte, als er des Wachtmeiſters Auge nicht ohne Intereſſe auf ſich gerichtet ſah, und Anton verſtummt war, mit ruhiger Stimme: „Wir wollen uns lieber nicht vermeſſen, keiner von uns, zu ſagen, er ſei ein Chriſt. Der Chriſt iſt der Chriſt. Es iſt nur ein Chriſt: Chriſtus der Heiland, wo aber ſonſt Chriſtus iſt, dort iſt er verborgen! Was wäre die Welt,

wenn Chriſtus in dir, in Tauſend und Hunderttauſend! ja in Millionen anderer wäre? Sie wäre das Reich! Chriſt heißt nichts anderes als Chriſtus ſein. Wer kann ſich vermeſſen und ſagen: ich bin es?"

„Vorwärts, keine Müdigkeit vorſchützen," ſagte nicht ohne eine gewiſſe Betretenheit der Gendarm, den ſein Pferd ſchon mehrmals ungeduldig mit der Schnauze geſtoßen hatte, ſtand auf und gab das Zeichen zum Aufbruch. „Ihr redet verkehrtes Zeug durcheinander, und was ihr quatſcht, wißt ihr ſelber nicht. Steckt euere Naſe in euer Handwerk hinein und macht die einfachen Leute nicht aufſäſſig. Es wird euch auch niemand hindern, wenn ihr Sonntag für Sonntag zweimal meinethalben — mir wärs zu viel! — zur Kirche geht."

„Ich ſage Ihnen aber, Herr Gendarm, daß hier unter uns einer iſt, der auch größer iſt, als die Kirche und der Tempel!" Hiermit zitierte Anton Scharf eine der vielen Schriftſtellen, die ihm geläufig waren: zugleich aber leuchtete in ſeinen krankhaften Augen wiederum jener wahnwitzige Glaube auf, der hauptſächlich die Urſache alles ſpäteren Unheils war. Der Gendarm ſah den groben und bärtigen Menſchen an, wie man eben nur jemand betrachtet, an deſſen geſundem Verſtande man zu zweifeln berechtigt iſt. „Wenn es bei jemanden ſo zu rappeln begönne," meinte er, „ſo finge es eben meiſtens im Kopfe an."

Den Reſt des Weges legten ſie in der alten Ordnung zurück. Wieder verſuchten die Brüder Scharf Quint für eine Gemeinſchaft zu gewinnen, die ſie begründen wollten. Emanuel aber, der durch die ſeltſame Flamme des Glaubens, die aus den Augen Antons wiederum aufgeleuchtet hatte, beunruhigt war, ſträubte ſich mehr wie je wider den Gedanken,

das Haupt irgendeiner Gemeinde zu ſein. Er wurde ſogar überaus zornig, indem er betonte, daß ihm nichts ferner liege, als die Legionen von Wortmachern um einen zu vermehren, oder irgendeinem Aberglauben dieſer Welt Nahrung zu geben. „Ich bin verſöhnt mit Gott. Durch Jeſum Chriſtum bin ich verſöhnet. Und wenn ich etwas durch die Tat zu bezeugen auf dieſer Erde gehalten bin, ſo iſt es eben dieſe Verſöhnung mit meinem Gotte und dann die Verſöhnung mit den Menſchen. Ich bin verſöhnt mit ihnen, ich zürne meinen armen Brüdern und Schweſtern auf dieſer Erde nicht. Sorget, daß auch ihr euch verſöhnet. Wer verſöhnt iſt, der nur kann Verſöhnung predigen. Was ſorgt ihr um mich? Bin ich etwa nicht wert zu leiden, was meine Brüder und Schweſtern leiden? Bin ich etwa nicht wert, Menſch unter Menſchen zu ſein? Des Menſchenſohn iſt ein Menſch unter Menſchen. — Gehet heim, folget Jeſu nach, und wenn ihr meiner gedenket, ſo gedenket nicht meiner, ſondern des Menſchenſohnes! Gedenket des Heilands und bittet, daß er eins mit euch werden möge. Nach mir aber fraget niemanden fortan!"

Die Häftlinge wurden für dieſe Nacht im Polizeigewahrſam zu Hainsdorf untergebracht, die Brüder gemeinſam in einen Raum, der „Narr in Chriſto" dagegen allein. Und als dieſer nun bei Waſſer und Brot in der feuchten und dunklen Zelle lag, hatte er einen Traum, aus dem er nach kurzer Zeit erwachte, um dann, bis zum Morgen, in einem Zuſtande tiefer Beſeligung zu verharren.

Quint hatte geträumt, der Heiland ſelber ſei in ſein Gefängnis zu ihm gekommen.

Alle verſchiedenen Arten und Grade der Träume erforſcht zu haben, würde bedeuten, in einem weit tieferen Sinne, als

irgendeinem heutigen, Kenner der menſchlichen Seele zu ſein. Der Traum Emanuel Quints gehörte zu denen, die in nichts weniger real als irgendwelche Ereigniſſe des ſogenannten wachen und wirklichen Lebens ſind. Wenn alſo etwa der Poliziſt, der den Schlüſſel der Zelle hatte, wirklich bei Quint erſchienen wäre, er hätte nicht können deutlicher, körperlicher und wirklicher als der Heiland ſein. Man träumt Gerüche, man träumt Geſichte, man träumt Berührungen. Man träumt Gedichte, Worte, man hört Erzählungen, hört Muſik. Man behält an ſolche ſinnliche Eindrücke eines Traums jahrzehntelang eine Erinnerung: eine Erinnerung, die ſcharf und lebendig iſt, während viele gleichzeitige und wichtigere Geſchehniſſe des wachen Lebens unwiderbringlich vergeſſen bleiben. So hatte Quint den leiſen Tritt des Heilands gehört, er hatte ihn, mit leicht gebeugtem Kopf, durch das knarrende Pförtchen eintreten ſehen. Er hatte bemerkt, wie ein matter, ſeltſamer Schein das feuchte Mauerwerk, den Kalkbewurf des Türbogens, nicht ſtärker als der Reflex eines Öllämpchens, um den blonden Scheitel des Heilands herum beleuchtet hatte. Er wußte: ſo und nicht anders ſah der Heiland, der Menſchenſohn, der Sohn Mariens, der König unter der Dornenkrone aus, der weder Geſtalt noch Schöne hatte und für den gehalten werden mußte, der von Gott geſchlagen und gemartert würde. Er kannte in ſeinem Geſicht jeden einzelnen Zug: ſo blickten die eingeſunkenen Augen, ſo waren die rötlichen Brauen darüber gelegt, ſo ſaßen um die Winkel der Lider und um den Anſatz der feinen Naſe, deren Flügel leiſe bebten, die Sommerſproſſen. So ging der Arm, ſo hob ſich die Hand und ſtrich mit mageren länglichen Fingern leiſe durch das Gekräuſel des Spitzbartes, und dabei zeigte ſich auf dem Rücken dieſer Hand ein furchtbares Mal, wo die roſtige Nagelſpitze

heraus und in den Kreuzesbalken gedrungen war. Die Wunde quoll von ſchwärzlichen Blutstropfen.

Und auch auf den rauhen und beſtaubten Füßen des Heilands, der barfuß von einer langen Wanderung zu kommen ſchien, waren die Male zu erkennen. Es ging eine Kraft von ihnen aus, die Quint wie ein Sturm des Mitleids und der Liebe zur Erde riß. Er konnte nicht anders, als immer wieder unter einer Sintflut von Tränen die beiden geliebten Füße küſſen. Und nun war es, daß über Emanuel Quint eine weiche und ernſte Stimme erſcholl: „Bruder Emanuel haſt du mich lieb?" „Ja," ſagte Emanuel, „mehr wie mich ſelber!" Und wieder erklang die Stimme, genau wie vorher: „Bruder Emanuel haſt du mich lieb?" Und als der Träumende es beteuerte, ſetzte die Stimme weiter hinzu: „Emanuel Quint, ſo will ich für immer bei dir bleiben!" Hatte Quint vor einigen Augenblicken gemeint, als das Schloß des Gewahrſams ſich knirſchend umdrehte und auch als Hand und Kopf des Kommenden im Türſpalt erſchien, daß ein neuer, armer Sünder hereingeführt würde, ſo fand er ſich jetzt, kaum daß Sekunden verſtrichen waren, bis in den ſiebenten Himmel verzückt, und indem er ſich aufrichtete und ſeine Arme weit ausbreitete, geſchah endlich das, was ſeinem Traume für ihn die Weihe des Wunders gab.

Nämlich, indem Quint und die Geſtalt des Heilands, wie Brüder, die ſich lieben und lange vermißt haben, mit geöffneten Armen einander entgegenkamen, ſchritten ſie ganz buchſtäblich einer in den andern hinein, derart zwar, daß Quint den Körper des Heilands, das ganze Weſen des Heilands in ſich eintreten und in ſich aufgehen fühlte. Dieſes Erlebnis war zugleich ſo unbegreiflich und wunderbar durch ſeine vollkommene Realität: denn es ſchien nicht anders, als daß wirk-

lich fühlbar in jedem Nerven, jedem Pulsschlag, jedem Blutestropfen zu innerst und innigst die mystische Hochzeit stattfand und Jesus in seinen Jünger einging und in ihm sich auflöste.

Am Morgen wurden die beiden Webersleute Martin und Anton Scharf durch den Amtsvorsteher in Freiheit gesetzt, Quint dagegen wurde in Haft behalten, um per Schub nach seiner Heimatsgemeinde gebracht zu werden. Die beiden Freigelassenen trafen in der Saststube einer nahen Herberge den böhmischen Josef und den ehemaligen Schneider Schwabe an, die den Spuren des Gendarms bis hierher gefolgt waren, und alle vier von dem Schneider Schwabe geführt, begaben sich nachher querfeldein in ein etwas entlegenes Dorf hinüber, wo viele arme Weber und Korbflechter wohnten und wo von altersher ein pietistischer Sektengeist, unbeachtet von der umgebenden Welt, sein Dasein fristete. Hier hatte der Schneider Schwabe „Freundschaft", wie die Leute in jener Gegend zu sagen pflegen, das heißt, eine Schwester von ihm war dort verheiratet. Doch als er mit seinen Begleitern das Haus der Schwester betrat, blieb die bleiche und sorgenvoll blickende Frau wortkarg, und es machte den Eindruck, als hielte sie etwa im Hausflur Wache und dürfe niemand ins Stübchen hineinlassen.

Die Wahrheit war: ein Mann, ein Hufschmied, namens John aus dem Oberdorfe, hielt Betstunde ab, und es hatte sich ein Häuflein guter Christen und Betbrüder am Morgen des sogenannten dritten Feiertages im Stübchen zusammengefunden. Das aber hatten Schwabe und der böhmische Josef vorausgewußt. Sie waren im allgemeinen geneigt gewesen, über diesen kleinen Kreis ihre Späße zu machen, bis sie seit der Begegnung mit Quint ein neuer Geist überkommen zu haben schien. Nach einigem Hin- und Herreden wurde der Schwager,

ein gelbliches und halbnacktes Männchen, herausgeholt, der denn nach wenigen Augenblicken die Brüder Scharf in die kleine Gemeinde einführte.

Eben lag alles auf den Knien in einem langen und stummen Gebet. Die Morgensonne, die durch drei kleine Fenster hereinleuchtete, ließ ihre Stäubchen über altersgraue, jugendlich blonde und kahle Scheitel tanzen, und plötzlich erhob sich ein zahnloses altes Weib und fing, in einer unverständlichen Sprache, fast unverständliche Worte zu sprudeln an. Und jene Ekstase, in die sie geriet, wurde für das „mit Zungen reden", von dem die Apostelgeschichte berichtet, in dieser Schwärmergemeinde gehalten. Nach einiger Zeit, als sich die Alte mit vielem Weinen, Klagen und Jesusrufen erschöpft hatte, ward sie von einem Manne abgelöst, der laut zu beten und Gott um den Heiligen Geist zu bitten begann. Als jener schwieg, erhob sich Martin Scharf von der Erde, auf die er sich, gleich wie sein Bruder, der böhmische Josef und Schwabe, geworfen hatte, und sprach in einem so neuen Ton, daß die ganze Gemeinde aufmerkte.

Er ward nicht laut, aber was er sagte, geschah im Ton einer sicheren Mitteilung. „Singet," sagte er, „jubilieret! der Herr, der Heiland ist unter uns! Es ist nicht mehr Zeit die Brust zu schlagen, zu seufzen, zu wimmern und um Erhörung zu bitten. Die Verheißung erfüllet sich! Haben wir nicht seine Stimme gehört? Haben wir den Bräutigam nicht mit Augen gesehen? Die Braut, solange der Bräutigam ferne ist, hat sie Traurigkeit! Ist aber der Bräutigam nahe, so wird sie voll Freudigkeit. Ich bringe euch eine frohe Botschaft. Es ist nie irgend jemand zu euch gekommen mit einer solchen Botschaft wie wir: Jesus Christus ist auferstanden."

Es war niemand in der kleinen Gemeinde, den der Inhalt

dieſer Rede verwundert hätte. Zu oft war ihnen die frohe Botſchaft verkündigt worden. Was ſie indeſſen alle erbeben ließ, war die bebende Überzeugung in der Stimme des Redenden. Sie war ſo ſtark, daß man ſich dadurch, wie von einer ungeheueren Neuigkeit, bei den altbekannten Worten erſchüttert fand. „Fraget nicht weiter," ſagte Scharf, ſeine Mitteilung abbrechend, „aber halte ſich ein jeder bereit. Jeder ziehe ein hochzeitlich Kleid an! Jeder horche bei Tag und Nacht und ſorge, damit er nicht etwa im Schlafe liege, wenn der Ruf des Gerichts erſchallt."

Und er hieß Kinder und Frauen heimgehen und behielt die verſtändigſten Männer zurück, um ſich mit ihnen über jenes Geheimnis auszuſprechen, das er bisher nur andeutungsweiſe verraten hatte. Bald ſaß er mit den Zurückgebliebenen um den Tiſch herum und eröffnete ihnen nicht ohne Feierlichkeit, wie ſeiner Meinung nach in Emanuel Quint ein Mann, mit der vollen Kraft des apoſtoliſchen Geiſtes ausgeſtattet, auf der Erde erſchienen ſei. Er vermied zunächſt, aus einem inſtinktiven Bewußtſein heraus, an die Gutgläubigkeit dieſer neuen Genoſſen einen noch höheren Anſpruch zu ſtellen, und erwähnte nicht, was ſeine und ſeines Bruders Anſicht war, von dem armen Narren in Chriſto, Quint. Dagegen erzählte er Wunderdinge. Durch Antons und ſeinen Mund ging die Chronik der letzten Tage, ſeit ſie den verlaufenen Sonderling wieder getroffen hatten, auf höchſt phantaſtiſche Weiſe ausgeſchmückt. Er glaubte die volle und ſchlichte Wahrheit auszuſagen und log natürlicherweiſe ebenſowenig wie Anton bewußt, der alles noch wunderbarer darſtellte. Auch Schwabe und der böhmiſche Joſef miſchten ſich ein, die, was ſie mit Quint erlebt hatten, aus Freude am Außergewöhnlichen, mit lebhafter Übertreibung darſtellten.

Nach Verlauf einer Stunde war es in dieſem Kreiſe ausgemacht, Quint habe den Vater Scharf durch bloße Berührung von ſeinen argen Schmerzen befreit und den Teufel vertrieben, der Martha Schubert gepeinigt hatte. Es war erwieſen, daß eine gelähmte Frau vor der Hütte der Schubert-Leute ſeinen Rock berührt und darauf mit beweglichen Gliedern, friſch und geſund den Heimweg genommen hatte. Niemand zweifelte, daß die hundertjährige Greiſin, die mancher kannte, durch Quint Vergebung der Sünden erhalten hatte und vom Leben erlöſt worden war.

Natürlich war der Schwager des Schneiders und Schmugglers Schwabe, Weber Zumpt, mitſamt ſeinem Häuflein Gleichgeſinnter das Bild der äußerſten Leichtgläubigkeit. Es lag in den Augen dieſer Leutchen der Ausdruck eines endloſen, langen, vergeblichen Hungerns und Dürſtens nach der Gerechtigkeit, der Ausdruck eines endloſen Wartens: er wurde von dem des Staunens und Grübelns über das Leben, das ihnen beſchieden war, abgelöſt, dem wieder der herzergreifende Ausdruck des Wartens nachfolgte. In dieſen Ausdruck miſchte ſich Angſt. Denn es iſt zu bedenken, wie der geringe Erwerb dieſer armen Leute kein geſicherter und nur durch angſtvoll beſchleunigte Arbeit zu erzwingen iſt. Wie mit der Geiſel erbarmungslos vorwärts treibend, ſteht hinter dieſen Leuten das grauſenvolle Geſpenſt der Not. Sie ſehen Fremde und Feinde ringsum, die meiſtens drohend, beſtenfalls mit kaltem und hämiſchem Blick der Überanſtrengung ihrer Kräfte zuſchauen. Und alſo nimmt ſchließlich die Angſt ungeheure, myſtiſche Formen an. Überall, nicht mit Unrecht, ſehen die Armen raubtiermäßig verderbliche Mächte lauern und des Augenblicks warten, wo die Belauerten etwa auch nur vorübergehend Müdigkeit überfiele, wo denn ſogleich immer ihr Schreckensſchickſal entſchieden iſt.

Angstvoll also, willenlos und gejagt, waren die Leutchen den überspannten Einbildungen der Brüder Scharf vollkommen preisgegeben und hatten ihren starken Beteuerungen, weder im guten noch im bösen, Widerstand entgegenzusetzen. Sie, die gewohnt waren, beständig um ein Leben zu ringen, das schon verloren war, unterließen es ebensowenig jemals nach dem Strohhalm zu greifen, so oft er ihnen, statt des rettenden Balkens, geboten wurde, in ihrer dunklen Lebensflut. Jemand sagt, daß Hoffnung die andere Seele des Menschen ist. Wer dieser zweiten, höheren, lichteren Seele solcher Menschen Nahrung bot, war ihnen stets, wie konnte es anders sein? aufs höchste willkommen: sogar der Verbrecher, der Lügner, der Scharlatan! Hier aber standen zwei Männer auf, die mit wilder Kraft und einem unverkennbaren, heimlichen Freudenrausch von einem Ereignis zu reden wußten, das beinahe die Erfüllung aller Hoffnung selber war.

Im Volk, das heißt bei der ungeheueren Mehrzahl der Menschen, besonders vielleicht in der bodenständigen Schicht, lebt, unaustilgbar, nicht immer eingestandenermaßen, die Hoffnung auf einen Menschen, oder auf einen Tag: und dieser Mensch, dieser Tag, wurden hier als erschienen, oder in nächster Nähe verkündigt. Mit bleichen Gesichtern und zitternden Kiefern saßen die frühgealterten Männer um die Erzähler herum und nahmen ihnen das Wort von den Lippen. Die Welt außer ihrem Dorf und außer den Bildern der Bibel war für sie keine Realität, sondern nur eine Stätte für alpdruckartig empfundne Gespenster: über ihr aber thronte in reinen und unberührten Höhen, erst nach dem Tode erreichbar, Christus der Heiland. Hier aber glaubte man wirklich an ihn. In diesen markanten, alten Weberköpfen war Glaube noch Glaube, seinem innersten Wesen nach: das heißt etwas anderes, als

Forſchung, Zweifel oder Erkenntnis. Und zu den Dingen, auf die ſich ihr Glaube feſt bezog, gehörte auch die Wiederkunft Jeſu auf dieſe Erde und die Errichtung eines tauſendjährigen, irdiſchen Gottesreichs: es ſollte nun alſo wahrhaftig und wirklich nach den überzeugenden Worten der beiden fremden Brüder nahe bevorſtehen.

Das kleine Weberſtübchen ſah einen wahrhaft rührenden Freudenrauſch. Nachdem er vorüber war, ſagte Martin Scharf, mit jener Entſchloſſenheit, die auf einen früher gefaßten Vorſatz hindeutete, „man möge nun aufmerken und ſich bereiten, etwas in Erwägung zu ziehen, was er vorſchlagen wolle." Und er entwickelte ihnen die Abſicht einer feſten Vereinigung, wie er ſie am Tage vorher Emanuel Quint, ohne deſſen Beifall zu finden, mitgeteilt hatte, einer Gemeinſchaft, die eben jenen Narren in Chriſto als ihr Haupt anerkennen und ihm werktätig und praktiſch dienen ſolle. Es war natürlich, daß man ſich auf der Stelle zu einer ſolchen Gemeinſchaft bereit erklärte.

Aber es war auch dann keine Trübung der Einigkeit zu bemerken, als Martin eine Kollekte eröffnete: Kiſten und Kaſten wurden ſogleich umgekehrt, Pfennige und ſogar Markſtücke aus ihren Verſtecken in den Sparwinkeln hervorgezogen und in die Hände der Brüder gelegt, die alle Gaben gewiſſenhaft in ein blaues, abgegriffenes Büchelchen einzeichneten.

Achtes Kapitel

Emanuel wurde zunächst im Gefängnis des Amtsgerichts seiner Kreisstadt inhaftiert. Er sollte sich wegen Vagabundierens, wegen Kurpfuscherei und Verübung öffentlichen Unfugs in wiederholten Fällen verantworten. Das Verhör setzte aber den Richter mehr als Emanuel in Verlegenheit, denn er konnte, trotz aller Fragen, das Zugeständnis der zu erweisenden strafbaren Handlungen aus dem Beklagten weder herausbekommen, noch sich auf andere Weise davon überzeugen.

Sie maßen sich an, Kranke, und wären sie mit unheilbaren Übeln behaftet, gesund zu machen, hatte die erste Frage des Richters gelautet: die Antwort aber lautete, Nein! — Sie pflegen unwissenden Leuten weiß zu machen, daß Sie gleichsam in einer besonderen Sendung von Gott auf dieser Erde erschienen seien. Wollen Sie diese Behauptung auch mir gegenüber aufrechterhalten? Auf diese zweite Frage des Richters erfolgte ein zweites „Nein" zur Antwort. Gefragt, warum er nicht in der Werkstatt seines Vaters arbeite, sagte er: er wisse und zwar aus der Bibel, daß für die Nahrung und Notdurft des Leibes zu sorgen nicht halb so wichtig, als die Sorge für das ewige Heil der Seele wäre: Kurz, der Richter wußte mit diesem Sonderling, dessen Antworten schlicht, glaubhaft und einfach klangen, nichts anzufangen. Er kam schließlich auf den Klagepunkt wegen Bettelei. Und als ihm Quint in gelassenem Tone geantwortet hatte, er vermeide es überhaupt,

Geld in die Hand zu nehmen, alles Gut sei unrecht Gut! so stutzte der Richter mit einem Aha, und das Verhör ward überraschend schnell zum Abschluß gebracht.

Zwei Tage nachher befand sich Quint in einer nahen Irrenanstalt zur Beobachtung. Ein Assistenzarzt stellte die sonderbarsten Fragen an ihn. Er wollte wissen, wie alt er sei. Er wollte das Datum des gegenwärtigen Tages wissen, die Jahreszahl. Er gab ihm Rechenexempel auf. Er vergewisserte sich, ob Quint die Uhr kannte. Er führte den armen Menschen ans Fenster und ließ ihm das Licht in die Augen fallen, um festzustellen, ob die Pupille sich verengte, was richtig geschah.

Und plötzlich nahm er, gleichsam in einer Anwandlung von Mitleid und Menschenfreundlichkeit, ein blankes Markstück aus seiner Geldbörse und händigte es Emanuel ein. Es rollte aber gleich darauf aus der Rechten des Narren zur Erde herunter. Nun zeigte sich allerdings, daß Quint zwar auf Befehl des Arztes das Geld von der Erde hob, aber auch, wie er es unter keiner Bedingung annehmen und behalten wollte. Ihn dennoch dahin zu vermögen, gelang dem Arzte durch keinerlei List: er drohte, er lachte, er stellte sich zornig, er gab schließlich vor, beleidigt zu sein. Quint beharrte bei seiner Weigerung.

Alsdann nach der Ursache seines Betragens gefragt, sagte er, er möchte um keinen Pfennig reicher, als unser Heiland auf Erden sein. Es schien beinahe, als wollte er mehr sagen, aber da faßte ihn schon ein Wärter an, und der Arzt hatte sich bereits einer schreienden Patientin zugewandt, die einige Wärterinnen in weißen Schürzen nur mit Mühe festhalten konnten. Quint wurde in seine Zelle zurückgeführt.

Das psychiatrische Gutachten hatte die Ansicht vertreten, daß der P. P. Quint zu den Sonderlingstypen gehöre, im

übrigen aber als gesund, und höchstens mit Zeichen leichten Schwachsinns behaftet anzusprechen wäre: doch könne man ihm die volle Verantwortung für seine Handlungen schwerlich aufbürden, weshalb er am besten in die Hut des elterlichen Hauses zu stellen und ganz besonderer Aufsicht zu empfehlen sei.

So wurde denn Quint nach einigen Tagen aufs neue einem Gendarmen anvertraut, nachdem er eine strenge Verwarnung empfangen hatte, und dieser trat mit ihm den Weg nach Emanuels Geburtsort an, wo Mutter und Stiefvater miteinander und einigen Kindern noch immer in einem verfallenen Häuschen ihr Dasein fristeten.

Die nun folgende öde und lange Wanderung durch gewohnte Gegenden war das größte Martyrium, das Quint, der Narr in Christo, je hatte durchmachen müssen. Er wußte, was ihm bevorstand, sobald man ihm Weg und Ziel eröffnet hatte, und es gab keinen anderen Weg, den er nicht lieber gegangen, kein anderes Ziel, dem er nicht lieber zugestrebt hätte. Es war ein regnerischer und kalter Tag. Der Beamte führte ihn über den Platz und an der Kirche vorbei, wo Emanuel seine erste, törichte Predigt zur Buße gehalten hatte. Es war gerade Wochenmarkt. Viele der Hökerinnen, die unter großen Schirmen Gemüse, Kirschen, Eier und allerlei Landesprodukte feilboten, erkannten Quint, und trotzdem der Gendarm so schnell wie möglich vorüber zu kommen suchte, schüttelte sich doch, noch ehe er mit seinem Transport unter den Lauben der alten Stadt verschwunden war, ein Hagel von spitzen Bemerkungen über Emanuel aus.

„He du Tielschern, das ist doch der Quint Junge? — Herr Wachtmeister, er hat wohl lange Finger gemacht? — Na, Gott gnade dir Bursche, wenn du zu deinem Vater kommst!"

ſchrie ein in ſeinem Fette beinahe erſtickendes altes Weib, das Levkoien und Fuchſien in Töpfen ausbökerte. „Hat etwa," krächzte ſie weiter, „der Tagedieb helfen wollen mein Wägelchen ziehen? Dabei hab ich dem Hungerleider Eſſen und wöchentlich eine Mark geboten! Was iſt denn dabei? Ja, wenn man nicht außerdem noch den Hund vorgeſpannt hätte! Seht euch den an: ob der nicht den Wagen allein zieht? Aber nein, ſo'n Lump, ſo'n Lauſekerl will lieber faulenzen. Da kommt's ſo weit ganz natürlicherweiſe, wie's kommen muß." Ein Bierkutſcher, deſſen Gefährt am Rande des Marktes ſtand, ſpuckte Emanuel, als dieſer nahe an ihm vorüberging, mit einem „Guten Morgen, Spitzbube!" wie aus Verſehen Kirſchkerne ins Geſicht. Sogleich brachen alle Gemüſeweiber in wildes, wüſtes Gelächter aus.

Auch unter den Lauben gab es Zurufe mit „Na nu?" und „Oho" und vielen ironiſch böſen Begrüßungen. Quint atmete auf, als die Stadt hinter ihm lag, obgleich es im übrigen kein Vergnügen war, in Regen und Wind barfuß am Rande der naſſen Chauſſee, von einer der rauſchenden Pappeln zur anderen, immer raſtlos weiter zu ſchreiten. Aber auch hier begann bald wieder das alte Martyrium. Wagen auf Wagen rollte auf der belebten Straße und ſtrebten das Landſtädtchen zu erreichen. Die meiſten der Fuhrleute, Bauern, die Holz zum Markte brachten, der Schlächtergeſell, der Müllerknecht und andere, kannten Quint und brüllten ihm, da ſie ihn in ſolcher Begleitung ſahen, allerlei nicht gerade ſchmeichelhafte Worte zu. Nicht alle, aber doch einige, hatten von ſeinem tollen Streich vor der Kirche gehört, andere wußten um ſein Verſchwinden, und ſo ward er von Stimmen, die das Wagengeraſſel zu überſchreien ſuchten, das eine Mal gefragt, ob er auch einen geſpickten Klingelbeutel nach Hauſe brächte? Das

andere Mal, ob er nun endlich an der Hauptkirche Paſtor geworden ſei?

Der arme Menſch, der in ſeinem Leben ſchon manches gelitten hatte, fragte ſich nun, weshalb ihm die Mitmenſchen eine ſo große Steigerung des Leidens bis jetzt vorbehalten hatten, und was die Urſache ihres ſo allgemeinen und rätſelhaften Grimmes gegen ihn ſein könne, da er doch, weit entfernt davon, irgendjemandem auch nur in Gedanken wehe zu tun, nur in aller Stille den Weg des Heilands, den zu verehren ſie alle vorgaben, zu gehen verſucht hatte. Während ſein Herz von Mitleid und Liebe überfloß und es ihn förmlich dazu hinriß, Gott, und ſei es durch das Opfer des eigenen Blutes, freudig für alle hingegeben, gleichſam zu zwingen, dieſe Menſchen in das Glück ſeines Geiſtes, ſeiner Gnade aufzunehmen, transportierte man ihn wie ein wildes, gefährliches Tier und überſchüttete ihn, wie einen endlich gefeſſelten Feind, mit Verachtung und Haß.

In dieſer ihm vertrauten, heimiſchen Gegend, überfiel den armen Emanuel mehr und mehr eine fürchterliche Beängſtigung. Der Gendarm, der vollkommen gleichgültig war, dachte auch nicht entfernt daran, als er ſah, wie Quint ſeine Lippen bewegte, daß ſich nur immer mit Inbrunſt der eine Anruf: „mein Gott, mein Gott!" aus ſeinem gequälten Inneren freimachen wollte. Das Grauen aber nahm zu in der Seele Quints. Es kam ihm vor, als müſſe er mit jedem Schritt, von Stufe zu Stufe, in ein unterirdiſches, lichtloſes Foltergewölbe hinunterſteigen, wo jede Hoffnung, jeder Glaube und alle Liebe ſeit Jahrmillionen erloſchen iſt. Es kam ihm vor, als wenn Jeſus Chriſtus dort unten vollkommen machtlos ſei, und ſeine Seele wand ſich in Zweifeln.

Sollen wir einen Augenblick bei dem eigentümlichen Zuſtand verweilen, der das Weſen des ſonderbaren Schwärmers ergriff, beengte und gleichſam rückbildete, ſo ſei erinnert, wie ſehr die Welt der Jugend an den Kreis von Sinneseindrücken gebunden bleibt, die wir im Heimatskreiſe empfangen haben, und wie dieſe Welt, auch wenn ſie lange verſunken geweſen iſt, durch die alten Eindrücke bis zu einem qualvollen oder, je nachdem, beſeeligenden Grade wieder gegenwärtig gemacht werden kann.

Emanuel war unter dem Drucke der ausgeſuchten Verachtung ſeiner Umwelt herangewachſen. Verachtung ſchien ihm das natürliche Erbe des Menſchen zu ſein. Ohne daß er jemals davon ein beſonderes Weſen machte, litt er unſäglich unter allen Formen dieſer Verachtung und Geringſchätzung, wie ſie ihm täglich, ſtündlich, im Hauſe wie außer dem Hauſe, entgegenkam. So ſtark, ſo furchtbar empfand er dieſe Herabwürdigung, daß er, im zehnten Jahre etwa, zu der feſten Anſicht reifte, wie Verachtung des Nächſten eine der ſchwerſten und furchtbarſten Sünden ſei. Sie hatte bei ihm zunächſt die völlige Selbſtverachtung zur Folge gehabt: eine Selbſtverachtung, die ihn mehr als einmal über die irdiſche Einſamkeit hinaus, in eine tiefere, ewige, das heißt in den Tod treiben wollte.

Und irgendwann, gerade in einem ſolchen gefährlichen Augenblick, hatte ihn die Geſtalt des Heilands zuerſt berührt und ihm den wundervollen Troſt des göttlichen Menſchenſohnes gegeben. Er wurde von da ab des armen Verachteten einziger Freund. Was Wunder, wenn dieſer ſich, der Verachtete, an ſeinen gütigen Freund und Tröſter ſchloß, mit verzehrender Inbrunſt ohnegleichen.

Während einer Reihe von Jahren wußte nicht einmal die

Mutter Emanuels von dem göttlichen Umgang, den ihr Sohn im geheimen genoß. Da es sich aber nicht um einen Menschen von Fleisch und Blut, sondern doch nur um ein Gebilde handelte, das aus einer mühsam entzifferten Schrift ein phantastisches Leben gewann, so wurde vielleicht mit dieser gewaltsam erzeugten Traumeswelt der Grund zu seiner späteren so verhängnisvollen Torheit gelegt.

Emanuel schlief als Kind mit der kleinen zerschläterten Bibel, die er eines Tages aus der Hand eines hernhutischen Kolporteurs zum Geschenk erhalten hatte, derselben, die er noch immer bei sich trug. Der Einband des kleinen Buchs war von den zahllosen, glühenden Küssen, die er im Laufe der Jahre immer wieder darauf gedrückt hatte, wobei er die Hände Jesu zu küssen glaubte, fast zerstört. Oft gingen die Visionen seines Knabengehirnes so weit, daß seine Mutter, die ihn aus einem Fehltritt mit in die Ehe gebracht hatte, von Äußerungen ganz verwirrt und betroffen wurde, die er in Gegenwart der ganzen Familie tat. Es waren unverständliche Worte, die sie fürchten ließen, Emanuel könne auf dem Wege zum Wahnsinn sein.

In Wahrheit sah der Knabe oft stundenlang, gerade im Lärm der Tischlerwerkstatt, nichts als den Heiland und seinen Leidensweg. Und es kam vor, daß ihm dabei, besonders im deutlichen Anblick der entsetzlichen Martern vor und während der Kreuzigung des Gekreuzigten, ein angstvoller Schrei entfuhr. Oder er rief: „Mutter, Mutter, sie wollen ihn stechen!" was dann immer Gelächter, Spott, Püffe und andere Strafen nach sich zog, und, wie gesagt, die Sorge der Mutter um dieses Sorgen- und Schmerzenskind verdoppelte.

Das Heimatsdorf Emanuels war erreicht. Es zog sich an

einem breiten Bach entlang, deſſen Lauf zugleich Gruppen alter Bäume begleiteten. Das Bett und das Waſſer des Bachs waren verunreinigt. Obgleich der Gendarm die große Dorfſtraße jenſeit des Waſſers mied und ſich mit Quint auf der ſogenannten kleinen Seite des Dorfes hielt, war er bereits bei dem zweiten, dritten kleinen Hofe, „Stellen" wurden ſolche Anweſen hier genannt, bemerkt worden. Bald erkannte Emanuel, daß hinter ihm wieder jene entſetzlichen Stimmen laut wurden und ſich trotz des Regengerieſels von Haustür zu Haustür verſtändigten, die ihn, ſeit er denken konnte, mit ätzendem Spott und Hohn zu peinigen pflegten. Er wollte ſeine Gedanken von dieſer immer häßlicher drohenden Gegenwart ablenken, indem er ſein Auge in die grünen Wölbungen der Ebereſchen und Ahornbäume ſchweifen ließ, die leiſe im Regen rauſchten und tropften, aber die Schmach und Erniedrigung ließ ſich nicht aufhalten, und ſelbſt, ſo ſchien es, der Heiland ließ ihn allein.

Zunächſt waren es Kinder, die ſich ihm anſchloſſen, ſpäter traten dann auch hie und da müßige, ſchwatzende Weiber in die Gefolgſchaft ein. Was Emanuel jetzt zu hören bekam, war ſo ziemlich die ganze Summe von meiſt boshaften Märchen, wie man ſie nach ſeinem Verſchwinden erfunden hatte. Auf die an ihn gerichteten Anreden antwortete er nicht, gleichviel ob ſie ſchadenfroh, boshaft oder nur zudringlich waren, auch wenn ſie, wie meiſt, von Bekannten ausgingen. Einer der wirklichen großen Bauern, der in Schaftſtiefeln, peitſcheknallend in ſeinem gemauerten Hoftore ſtand, rief ihm zu: „Na Rotſcheck, haſt du nun endlich die Rotznaſe vollgekriegt?" und indem er ſich lachend mit dem Beamten begrüßte und großſpurig nähertrat, zog er dem Narren in Chriſto im Halbſpaß, nicht gerade gelind, eine mit der Peitſche über und ſetzte dann

noch hinzu: „Na wart nur, dein Vater hat ſchon den Ochſenziemer zurecht gelegt."

In dieſen Minuten verſiegte die Menſchenliebe faſt ganz in der Seele Quints, aber auch der Haß, die Entrüſtung, die einige Male aufbegehrte. Mit Leib und Seele widerſtandslos und willenlos, ſchließlich kaum wiſſend, wie er ſich vorwärts bewegte, und daß er es tat und wohin er ging, war er dem Grauen der Stunde preisgegeben und endlich vor der Tür ſeines an einem Abhang gelegenen Elternhauſes angelangt.

Als er ſich, gefolgt von der Menſchenmenge, vor dem Gendarmen her, faſt bewußtlos der Schwelle näherte, erſchien auf ihr ein mittelgroßer, gewöhnlicher Mann, deſſen mageres Geſicht, von ſchmutziggrauem Bart umrahmt, eine unnatürliche Bläſſe bedeckte. Und ohne auch nur ein Wort zu ſagen, ſchlug dieſer Mann, auf eine furchtbare Weiſe, mehrmals, ehe man ſich deſſen verſehen hatte, Emanuel Quint ins Angeſicht.

Erſt als dies geſchehen war, tobte die ſinnloſe Wut des Stiefvaters ſich in einem Hagel von Flüchen, gemeinen Worten und Schimpfreden aus.

Jetzt warf ſich die Mutter des Narren dazwiſchen. Aber mit einem einzigen Griff hatte der Mann ſie zurückgeriſſen und ſich abermals mit den Fäuſten über den Sohn hergemacht. „Ich werde dir," ſagte er, „du verfluchter Hund, du Schuft! ich will dir die zehn Gebote ſchon beibringen." Der Gendarm aber, der wohl der Anſicht war, daß eine väterliche Lektion wie dieſe im Sinne des ſpäter zu übermittelnden Auftrags ſei, hatte vielleicht nicht lebhaft genug die Mißhandlung zu verhindern geſucht, immerhin aber ſah man ihn eingreifen. Er zog auch endlich den ſich nicht mehr kennenden Tiſchler gewaltſam von ſeinem an mehreren Stellen blutenden Opfer zurück.

Hierauf brüllte der Mann, niemand, auch nicht der Gendarm sei berechtigt, ihn an der Züchtigung dieses Lumpen, der seinen Namen trage, zu hindern. Er, nämlich der Stiefvater, habe den Bankert überhaupt erst ehrlich gemacht. Er habe ihn, trotzdem er ihn eigentlich gar nichts anginge, mit vielen Kosten mühselig durch die Jahre aufgefüttert. „Aas," schrie er, „wärst du doch tausendmal lieber krepiert." Und so fuhr er fort, den versammelten Dorfgenossen seinen Edelmut und die Schmach seines Weibes und seines Sohnes zu verkündigen.

Die Spatzen fielen fast von den Dächern, die Tauben des Nachbarhofes flogen auf, und alle Hunde der Umgegend gerieten in Aufregung, als der wenigbeschäftigte, sehr dem Schnapse ergebene Tischlermeister Adolf Quint sein „Komm du ins Haus, ich schlag dich tot!" in den grauen Regendämmer hineinheulte. Eine Drohung, die Leuten seines Schlages immer sehr locker sitzt und nur deshalb immerhin selten verwirklicht wird, weil es gar nicht so leicht ist, wie man meint, einen Menschen vom Leben zum Tode zu bringen.

Neuntes Kapitel

Von den Halbbrüdern Quints war der Jüngste, Gustav, zwölfjährig, dieser hing ihm im stillen an. In den ersten Tagen, als der Vater erzwingen wollte, daß Emanuel in der ärmlichen und verwahrlosten Werkstelle mit dem Halbbruder August zusammenarbeite, ging er Emanuel überall an die Hand. August, der tüchtigste Arbeiter in der Familie, war ihm dagegen keineswegs freundlich gesinnt, obgleich Emanuel immer alles getan hatte, um ihm ein Verständnis zu ermöglichen, für dasjenige Fremde und Sonderbare des eigenen Wesens, woran jener sich immer aufs neue stieß.

Emanuel an der Hobelbank zu sehen, war allerdings ein Anblick von einem gewissen Widersinn, der einen nachdenksamen Beobachter stutzig machen, einen Tischlergesellen zum Lachen reizen oder empören mußte. August fand sich daher empört, und mit der Moral seiner eigenen Tüchtigkeit stand er nicht an, dem trägen und wenig geschickten Bruder von früh bis spät zu Leibe zu gehen.

Man konnte unmöglich von Wohlstand reden bei den Quints. Wenn sie jedoch noch nicht völlig verarmt waren, so verdankten sie es hauptsächlich der Mutter, die in die Häuser des Pastors, des Lehrers und einiger Gutsbesitzer waschen ging. Es war natürlich, wenn sie Emanuel, obgleich sie ihn dem Ehemann gegenüber, so weit es anging, zu verteidigen suchte, dennoch, so oft sie ihn sah, seines Verhaltens wegen mit Vor-

würfen in den Ohren lag. Dazu kamen die Hänseleien des Bruders, der, trotzdem man Emanuel in Begleitung eines Gendarmen heimgesandt hatte, beinahe etwas wie Neid verriet. Der kurze und bärtige Mensch mit dem dunklen Haar, der, seiner Mutter zuliebe, nicht einmal, trotzdem er schon vierundzwanzig Jahre zählte, die übliche Wanderung angetreten hatte, fühlte sehr wohl in Emanuel irgend ein geistiges Wesen, das zu begreifen ihm nicht gegeben war: ein Etwas, das er heimlich bewunderte, während er sich, es gering zu schätzen, ja zu verachten den äußeren Anschein gab.

Und er merkte auch wohl, wie es seiner Mutter in dieser Beziehung nicht anders ging. Auch sie begriff die Narrheiten ihres Sohnes nicht, aber man konnte ihr anmerken, sie war im Grunde nicht ohne einen gewissen schwankenden Respekt vor ihm. Es war ein Respekt, der sich sogar in seltenen, unbewachten Momenten geradezu in Mutterstolz umsetzte und gelegentlich, etwa einer Nachbarin oder dem Schullehrer gegenüber, mit lebhaften Worten überraschend zutage trat.

So kam es, daß in der Seele des arbeitsamen Burschen August, der stets an die Werkstatt gefesselt war, während Emanuel immer wieder ein freies und oft müßiges Kommen und Gehen durchsetzte, sich schließlich, mit vieler Bitterkeit, die Sache so darstellte, als ob er alle Lasten zu tragen, Emanuel dagegen nur zum Vergnügen berufen sei, und es ihm schien, dieser wäre in jeder Beziehung sogar in der Liebe und Sorge der Mutter unrechtmäßig bevorzugt.

Diese Ansicht befestigte sich indessen noch, als am dritten Tage nach der Heimkehr Emanuels der junge Pastor des Ortes mit kurzem Gruß in die Werkstatt trat und, August nur auf eine flüchtige Weise beachtend, sogleich mit Emanuel

freundlich zu reden begann. Es war in seinem Verhalten nichts davon zu bemerken, als ob er gekommen wäre zum Zwecke einer gehörigen Abkanzelung. Im Gegenteil zeigte eine gewisse Vorsicht im Verkehr mit Emanuel, die er August gegenüber vermissen ließ, eben dieselbe geheime Achtung, die Augusts durch Mißgunst geschärfter Blick bei allen Menschen wahrnehmen wollte, die mit seinem Bruder in Verkehr traten.

Während er, August, dem frischen und jovialen Geistlichen gegenüber in eine stumme Befangenheit hineingeriet, entging es ihm nicht, wie Emanuel gerade hier mit Wort und Gebärde eine ruhige Freiheit an den Tag legte. Vollends ganz unbegreiflich erschien ihm jedoch, was es mit einem Briefe für Bewandtnis haben sollte, den der geistliche Herr aus der Tasche zog, unter allerlei freundlichen Fragen, die er stellte, und schließlich mit einer in liebenswürdigster Form gehaltenen Einladung an Emanuel, ihn am Nachmittag — zu einer Tasse Kaffee, hatte der Bruder deutlich gehört! — zu besuchen.

Nachdem sich der Pastor, der eilig war, mit einem Händedruck von dem Narren verabschiedet hatte, hörten ihn beide Brüder noch jenseit des Flurs in die Wohnstube eintreten, wo alsbald die laute Stimme des resoluten Herrn abwechselnd mit den Stimmen von Vater und Mutter hörbar ward. Und August konnte nun erst recht nicht begreifen, warum, wie er deutlich vernahm, der Pastor den Vater mit ganz entschiedenen Worten vermahnte, er möge unbedingt gegen Emanuel nachsichtig sein und sich durchaus zu keiner rohen Züchtigung ferner hinreißen lassen.

Der alte Quint war übrigens ohnedies schon erheblich verändert. Allerlei Zeichen, die sich im Laufe der letzten drei Tage bemerkbar gemacht hatten, waren nicht ganz ohne Eindruck geblieben auf ihn. Schon vom zweiten Tage ab hatten

ſich nämlich Leute aus nahen Dörfern bis zu dem Häuschen der Quints hindurchgefragt. Sie erklärten dem alten verdutzten Faulenzer und Maulmacher, der einen Hobel faſt nie mehr anfaßte, ganz beſtimmt gehört zu haben, daß ſein Sohn ein berühmter Wunderdoktor ſei. Nur ſelten gelang es, ſie abzuweiſen, ohne daß vorher, vom Vater gerufen, der Sohn Emanuel ſelber erſchien, wo ſie dann meiſtens ein an Ehrfurcht grenzendes Weſen vorkehrten.

Was aber vor allem Mutter, Vater und Bruder Emanuels zu verblüffen geeignet geweſen war, hatte der Briefträger am Morgen des dritten Tages aus ſeiner Ledertaſche gezogen: etwa ſiebzig Briefe mit der Adreſſe Emanuel Quint. Die Mehrzahl von dieſen Briefen war infolge eines gedruckten Berichtes geſchrieben worden, der in einem ſozialiſtiſchen Blättchen des Kreiſes geſtanden hatte, und darin, mit etwa vierzig kleinen Zeilen, Emanuels erſte Predigt, ſein Verſchwinden und ſeine Rückkehr ironiſch, aber nicht unſympathiſch, behandelt war. Auch des ſonderbaren Rufs eines Wundertäters, deſſen er bei gewiſſen Leuten genoß, war gedacht worden. Unter den Briefen gelangte auch, rot angeſtrichen, die Nummer der Volksſtimme an Emanuel, die den Bericht enthielt, und ein Schreiben des Redakteurs, worin er ſeinen Beſuch anmeldete.

Emanuel ſelber befand ſich bei alledem in einem Zuſtand verzweifelter Bitternis. Seine Seele vermochte ſich aus einem Gewirr zahlloſer grauer und feſter Fäden, in die ſie, gleich wie die Motte in das Netz einer Spinne, geraten war, nicht loszuwinden. Als hätte er irgend ein ätzendes, zauberkräftiges Gift auf die Zunge genommen, das alles an ihm zwerghaft verkleinernd, ihn wieder in den armen und elenden Jungen verwandelt hätte, den troſtlos Gottverlaſſenen, der er früher geweſen war.

Es war gegen vier Uhr nachmittags, als Emanuel ſich nach dem Paſtorhaus auf den Weg machte. Die Mutter hatte ihn, ſo gut es ging, mit den Stiefeln des Vaters und einem alten Rock herausgeſtutzt, den ihr vor vielen Jahren einmal ein Saſtwirt für ihren Mann geſchenkt und den ſie heimlich aufbewahrt hatte.

Der Paſtor empfing Emanuel freundlich. Er ſagte, nachdem die Köchin an die Tür des Studierzimmers mit den Fingerknöcheln geſchlagen hatte, mit lauter gemütlicher Stimme: „Nur immer herein" und hieß den Beſucher freundlich Platz nehmen. Freilich hatte die Köchin für dieſen Zweck einen beſonderen Stuhl bereit gehalten und ſchob ihn eilig Emanuel unter. Hierauf ſtellte der Paſtor, dem eine lange Tabakspfeife aus dem Munde bis faſt zur Erde hing, die Frage an ihn, ob er zu rauchen gewohnt wäre? Als dies Emanuel dann verneint hatte, ſagte er, daß er dieſem Laſter leider ergeben ſei. Es ſtand unter Stößen von Büchern eine Kaffeemaſchine auf dem Tiſch, mit der der geiſtliche Herr höchſt perſönlich ſich ſeinen Kaffee bereitete. Er meinte, er lebe hier gleichſam als Junggeſelle, weil ihm das Kommen und Gehen der Frauenzimmer während der Arbeit ſtörend ſei.

Mit ſolchen und ähnlichen allgemeinen Bemerkungen machte der ſtattliche, etwa dreißigjährige Mann ſeine Einleitung, drehte dabei die Kaffeemaſchine um, achtete auf das Durchſickern des Getränks in die bunte Porzellankanne und goß die dampfende Brühe ſchließlich in zwei bereit geſtellte Taſſen ein. Er bot Zucker und Sahne an, trank, wartete, bis Emanuel einige Schlucke getrunken hatte, zog alsdann die Schnüre ſeines grauen Schlafrocks feſt, kundigen Griffs eine Schleife knüpfend, und legte ſich mit einem „nun alſo!" behaglich in ſeinen Lehnſtuhl zurück und begann eine längere Anſprache.

„Ich glaube doch recht berichtet zu ſein," ſagte er: „nicht wahr, Sie ſind derſelbe Emanuel Quint, der ſich vor einiger Zeit veranlaßt fand, auf dem Markte unſrer Kreisſtadt eine öffentliche Predigt zu halten? Nun gut! wir leben in einem Staat, innerhalb deſſen alles dahin geordnet iſt, daß es nur gewiſſen, dazu berufenen Männern, wie mir zum Beiſpiel, erlaubt iſt, das Wort Gottes zu predigen. Aber ebenfalls keineswegs etwa auf dem Markt, ſondern in den eigens dafür errichteten Gotteshäuſern. Nun, ich habe ferner in Erfahrung gebracht, Sie haben ſich gedrungen gefühlt, Emanuel — Emanuel iſt ein ſchöner Name und will ſoviel ſagen als „Gott mit uns!" — alſo Sie haben ſich gedrungen gefühlt, an verſchiedenen Plätzen der böhmiſch-preußiſchen Grenze in unſerem Schleſien, ſagen wir, wie eine Anzahl Ihrer Freunde ſagen, ein Bekenner zu ſein. Ich ſtehe nicht ganz auf dem gleichen Standpunkt, den mein Herr Amtsbruder drüben bei Ihrer erſten Predigt eingenommen hat. Ich will den Standpunkt der Polizeibehörde ebenſowenig kritiſieren, die für Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung ſorgen muß. Ich weiß ferner nicht, inwieweit die Behörde Grund hat, Ihnen kurpfuſcheriſche Tendenzen und Verfehlungen vorzuwerfen. Man hat Sie vorübergehend in die Kreisirrenanſtalt gebracht und beobachtet. Ich bin ferne davon, etwa gleich anzunehmen, es ſei ein Zeichen von Irrſinn, wenn jemand in ſeiner Deutung des Bibelbuches nicht gleich durchaus das Rechte zu treffen vermag. Sie hatten gewiß die reinſten Abſichten.

Ich will Ihnen nun nichts weiter verbergen: Es iſt hier ein Brief an mich gelangt. Sie haben eine hohe Protektorin. Es iſt eine Dame, eine hochgeſtellte Frau — hochgeſtellt inſofern, als ſie von Adel iſt und im Beſitze von großen Reichtümern, hauptſächlich aber durch die allgemeinſte Verehrung, die ſie

ihres echt chriſtlichen Wandels wegen genießt! — Was ſagte ich doch? Ja, dieſe hochgeſtellte, ſehr einflußreiche Dame, ſagte ich, wünſcht Näheres über Sie zu wiſſen.

Iſt Ihnen ein Laienprediger Nathanael Schwarz bekannt?"

Quint ſagte: „Ja!" während ſein blaſſes Antlitz noch bläſſer wurde.

„Alſo dieſer Bruder Nathanael," fuhr der Geiſtliche fort, indem er Tabak aus einem Beutel nahm und die Pfeife ſtopfte. „. . . Dieſer Bruder Nathanael hat Ihnen einen gar nicht zu unterſchätzenden Dienſt geleiſtet, ihn wieder haben, wie es ſcheint, zwei andere Männer dazu bewegt. Warten Sie mal, hier ſtehen die Namen": und er las mit einiger Mühe die Namen Martin und Anton Scharf von den Blättern des neben ihm liegenden Briefes ab.

„So liegen die Dinge alſo," fuhr der Paſtor in ſeiner Rede fort, „und ich bin alſo nun gebeten worden, wie die Dame ſchreibt, „weil beſagter Emanuel doch ein Schäflein Ihrer Gemeinde iſt," in Erfahrung zu bringen, wie es mit Ihnen beſchaffen ſei. Ich ſetze hinzu, daß mein fernerer Auftrag iſt, Sie mit einigem Reiſegeld auszuſtatten und Sie auf das Gut der Dame zu laden, was in der Nähe von Freiburg gelegen iſt, wenn nämlich unſre Beſprechung beiderſeits befriedigend ausfiele.

Jetzt alſo bitte ich, ſagen Sie mir doch mal, wenn auch nicht in zwei Worten, aber doch möglichſt kurz, wenn ich bitten darf, worauf Sie eigentlich und im Grunde hinauswollen."

Lange ſaß Quint hierauf mit einem leiſen, grübleriſchen Lächeln da und ſagte nichts, wobei ihn der Geiſtliche ſcharf beobachtete. Er nahm das Zögern für Schüchternheit. „Es iſt," begann er Quint zu ermutigen, „begreiflicherweiſe nicht leicht, ſo aus dem Stegreif gleich auf die tiefſten Dinge zu

kommen. Am Ende wird es das Beſte ſein, Sie betrachten mich als einen, der anderer Anſicht iſt und den Sie zu ſich bekehren wollen."

Es hatte aber um das Haupt des armen Toren in Chriſto allbereits wieder wie Flügelrauſchen aus reineren Regionen angehoben, und es ſtrahlte ein innerer Glanz aus ihm heraus, als er langſam und ruhig den Blick erhob.

„Wenn die Dame, die hochgeſtellte Dame, von der Sie zu mir geſprochen haben, Herr Paſtor, Chriſtum ſucht, ſo werde ich zu jeder Stunde des Tags und der Nacht, falls ſie danach Verlangen trägt, zu ihr kommen. Sucht ſie mich, ſo ſage ich: ſie bedarf meiner nicht, und ebenſowenig bedarf ich ihrer."

Der Paſtor, auf den das plötzlich veränderte Weſen des Menſchen, ſowie die Gravität ſeiner Worte unheimlich wirkte, glaubte im erſten Augenblick, daß Emanuel ſich für Chriſtus hielte und damit das Urteil ohne weiteres über ihn ſchon entſchieden ſei. Aber Emanuel nahm die Rede von neuem auf.

„Ich bedarf ihrer nicht," ſagte er, „denn ich bin an Mangel gewöhnt und bedürfnislos. Weſſen ich aber allein bedarf, das iſt unſer Heiland Jeſus Chriſtus. Sie aber bedarf meiner nicht, denn Ihr ſeht ſelbſt, was an mir iſt. Ich habe niemals einen Vater gehabt, außer dem Vater Jeſu Chriſti. Ich bin mit Recht verachtet geweſen Zeit meines Lebens. Wenn ich es manchmal bitter empfand, ſo war es, weil ich mir eitle Dinge angemaßt, mich über den Heiland erhoben habe. Ich ſage dies alles ſchon ungern aus, kommt es mir doch beinahe vor wie Ruhmredigkeit. Falls es auch Ihnen ſo erſcheint, Herr Paſtor, ſo wird mein Bruder, mein Vater und meine Mutter ein beſſeres Bild deſſen entwickeln, was ich eigentlich bin. Alſo mich braucht die Dame, von der Sie reden, nicht. Sucht ſie Chriſtum da-

gegen, ich ſuche ihn auch! und die Gemeinſchaft des Geiſtes iſt die Gemeinſchaft in Jeſu Chriſto."

„Wenn du aber, mein Sohn," der Paſtor duzte Emanuel plötzlich, „eine ſo beſcheidene Meinung von dir haſt, was durchaus im chriſtlichen Sinne iſt, ſo begreife ich nicht, wieſo du dazu gelangen konnteſt, aufzutreten und in einem Lande, das voll von berufenen Dienern am Worte iſt, als ob es von Gott und Chriſto verlaſſen wäre, gerade das Heil an deine eigene, ſchwache Perſon zu knüpfen. Wer wirklich beſcheiden iſt, der, ſcheint mir, richtet doch nicht auf ſolche Weiſe öffentliches Ärgernis an."

Emanuel ſprach: „Herr Paſtor, das Kreuz iſt leider in dieſer Welt noch immer und überall, wie der Apoſtel ſagt, ein Ärgernis. Außerdem bin ich nur beſcheiden im Hinblick auf mich, nicht aber auf den, der in mir iſt."

„Erkläre mir, wer iſt in dir, mein Sohn?" fragte hierauf mit Nachdruck der Paſtor.

„Der Vater, der mich gezeugt hat," antwortete Quint.

Der Paſtor verſuchte ruhig zu bleiben. „Du redeſt da," ſagte er, „etwas äußerſt Sonderbares, man könnte faſt ſagen, Ungeheuerliches, mein lieber Emanuel. Vielleicht habe ich dich nicht recht verſtanden: wer iſt der Vater, der in dir iſt?"

„Derſelbe, durch den ich wiedergeboren bin," ſagte der arme Narr in Chriſto.

„Du biſt alſo deiner Anſicht nach wiedergeboren? Wieſo? Womit begründeſt du das? Meine Demut würde mir nicht geſtatten, ſo etwas ohne Vorbehalt etwa von mir ſelbſt zu behaupten."

„Ich aber," ſagte Emanuel ruhig, „weiß, daß ich wiedergeboren bin."

„Inwiefern, mein Sohn, biſt du wiedergeboren?"

„Ich bin durch die Gnade Jesu Christi wiedergeboren, nicht im Fleisch, sondern in seinem heiligen Geist. Gebrechlich und geknechtet an meinem Leibe, bin ich im Geiste stark und frei geworden. Ich war tot, begraben in der Verachtung der Welt und bin durch den Vater lebendig geworden. Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch ist kein Nutze."

Der Pastor legte aus irgendeinem Grunde die Pfeife weg. „Sprecht weiter, redet nur getrost und frei, was Ihr auf dem Herzen habt. Ich habe Zeit. Ich werde Euch zuhören," sagte er in ermunterndem Ton. „Ihr seid also in der Wiedergeburt. Ich nehme an, daß Ihr eine andere Wiedergeburt im Sinne habt, als jene, die in der heiligen Taufe stattfindet und durch die wir aus Heiden Christen geworden sind und die uns ja allen gemeinsam ist. Übrigens werdet Ihr mir am Ende noch sagen, wem Ihr Euere besondere Erkenntnis verdankt, denn Ihr habt sie wohl kaum aus Euch selber gewonnen."

„Ich habe nichts von mir selbst," sagte Quint, „sondern alles von dem, der in mir ist."

Der Pastor wurde ein wenig ärgerlich. „Ich möchte dich bitten, mein Sohn," ermahnte er Quint, „mit mir in einem ganz einfachen und natürlichen Ton, ich möchte fast sagen, menschlich zu reden. Was heißt das, du habest deine Erkenntnis, deine Belehrung von dem, der in dir ist? Oder sage mir wenigstens: was glaubst du denn, wer bist du denn selber?"

Emanuel fragte dagegen: „nach der Geburt im Geist oder im Fleisch?"

„Meinethalben in beiden Geburten."

„Nach der Geburt im Fleisch," sagte Quint, „bin ich des Menschen Sohn! Nach der Geburt im Geist aber Gottessohn."

Der Pastor erhob sich entsetzt vom Stuhle. „Am Gottes-

wollen, was redeſt du da?" rief er aus. „Das allerdings iſt im beſten Falle eine Verſtiegenheit, die in das Gebiet der Krankheit gehört. Und das muß ich natürlich der Dame berichten." Er ging in Schlafſchuhen, wie er war, mit wuchtigen Schritten durch das Studierzimmer. „Menſch, weißt du denn wirklich nicht, was du redeſt?" ſagte er dann vor Emanuel ſtillſtehend. „Jeſus Chriſtus war Gottesſohn, empfangen von dem heiligen Geiſt, geboren von der Jungfrau Maria! Sollte deine Vermeſſenheit ſich auch nur in Wahnſinn ſoweit erheben, daß du behaupten wollteſt, jener Hochgebenedeite zu ſein, ſo würdeſt du, trotz des Wahnſinns, Todſünde auf dich laden."

Quint aber blieb ſtill, und ſein Geſicht verklärte eine tiefe, innere Heiterkeit.

„Erkläre dich mir noch einmal und zwar ganz deutlich, und ſage mir mit klaren Worten noch einmal, was und wie du's meinſt." Damit machte der Paſtor, wie wenn er erſticken wollte, ein Fenſter auf, das durch das grüne Gewölk eines Buchenwipfels verſinſtert wurde.

Emanuel ſagte, „Gott iſt ein Geiſt." Und er zog ſeine kleine Bibel hervor und las: „Und niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater; und niemand kennet den Vater, denn der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren. Wie wollen ſie alſo den Sohn erkennen und von ihm wiſſen, außer wenn der Vater in ihnen iſt?"

„Ich kann dir nur den Rat geben, beſter Freund, deine Hand von dieſen letzten und geheimnisvollſten Dingen zu laſſen, glaube mir, die erlauchteſten Geiſter, die allergelehrteſten Köpfe haben ſich ſchon vergeblich und oftmals zum Schaden ihrer unſterblichen Seelen daran verſucht", dies ſagte nicht ohne Emphaſe der Geiſtliche. „Ich möchte dir raten," fuhr er fort,

„dich an die übliche Deutung zu halten, die jene Heilandsworte dahin interpretiert, daß allerdings die ganze Macht, Kraft und Tiefe des Gottessohnes nur der Vater ergründen kann, zu dem wir anderen, wir niederen Sterblichen nur durch die Liebe des Sohnes, unseres Heilands, gelangen können. Bevor wir aber unsere Besprechung beendigen, Bester, möchte ich wissen, was ich der Dame von deinen praktischen Zielen berichten soll. Gehörst du vielleicht zu denen, die an das apostolische Vermächtnis auch insofern glauben, als sie meinen, daß sie durch Gebet oder durch Handauflegen Kranke gesund zu machen imstande sind?"

„Nein!" sagte Quint. „Auch ist der Heiland nicht auf die Welt gekommen, um zu schwelgen, zu prassen und ein Diener des eigenen Leibes oder fremder Leiber zu sein. Er ist gekommen, nicht um uns die Welt gewinnen zu helfen, sondern die Welt zu überwinden."

Hiergegen wandte der Pastor ein, daß immerhin, wie ja auch Emanuel wissen müsse, von Jesu sowohl als von den Aposteln Kranke durch Handauflegen geheilt worden seien. Der Heiland habe sogar Lazarum, Jairi Töchterlein und den Jüngling zu Nain von den Toten erweckt.

Hier sah der Geistliche, wie Emanuel Quint kaum merkbar den Kopf schüttelte, und fragte ihn, warum er diese Bewegung gemacht habe.

„Warum und zu welchem Zwecke," gab jener zurück, ohne die Frage zu beantworten, „hätte der Heiland wohl den Mann, den Jüngling und das Kind in diese bejammernswürdige Welt zurückerweckt, die sie ja bereits überwunden hatten?"

Der Pastor begriff zunächst diese überraschende Frage nicht.

„Ich würde denken," fuhr der Narr in Christo zu reden fort, „er habe es als Weltenrichter getan, und um die Toten

durch das erneute Leben für Sünden, die ſie begangen hätten, zu ſtrafen. Aber wer hat des Menſchen Sohn zum Weltenrichter gemacht? Er kannte den Vater, der in ihm war, wie ich den Vater kenne, der in mir iſt. Dieſer Vater läßt regnen über Gerechte und Ungerechte, und läßt ſeine Sonne aufgehen über Böſe und Gute, wie in meinem Herzen geſchrieben ſteht. Herr Paſtor: er läßt ſeine Sonne aufgehen! das iſt nicht etwa vor allem dieſe, die hier auf die Bücherregale ſcheint, es iſt nur die geiſtliche Sonne des Vaters, die auch den Böſen und Ungerechten zuteil wird. Wenn ich nun aber an den glaube, der nach dem Wort des Apoſtel Paulus nicht die Gerechten gerecht macht, ſondern die Ungerechten und Gottloſen — ja, die Gottloſen! — ſo frage ich mich: was wollte er Lazaro, Jairi Töchterlein und dem Jüngling zu Nain, da er ſie doch nicht ſtrafen wollte, als er ſie auferweckte, tun? Nein! wahrlich ich ſage Ihnen, Herr Paſtor: der Gottesſohn hat dieſe Toten nicht auferweckt, außer aber ins ewige Leben! Des Menſchen Sohn aber wollte und konnte ſie nicht aufwecken. Es iſt dem Menſchenſohne nicht gegeben, Tote aufzuwecken und Kranke geſund zu machen, außer durch menſchliche Arzenei. Dem Menſchenſohn iſt es allein gegeben zu leiden und mitzuleiden, das heißt zu lieben, das heißt barmherzig zu ſein."

„Du begibſt dich auf ein gefährliches Feld, mein Freund," ſagte der Geiſtliche, indem er warnend den Finger hob, „du biſt dir doch wohl bewußt, daß du im Begriff ſtehſt, nichts Geringeres als die Wundertaten unſeres Herrn Jeſu zu leugnen. Du ſtellſt dich damit zur heiligen Schrift und zur geſamten chriſtlichen Kirche in Widerſpruch."

„Der Herr hat geſagt," erwiderte Quint, mit tiefen, fieberiſch glänzenden Augen, „laſſet die Toten ihre Toten begraben. Er hat nicht geſagt, er wolle die leiblich Toten zum Leben

im Fleiſch und zum geiſtlichen Tode auferwecken. Was die Schrift aber anbetrifft, ſo iſt ſie von irrenden Menſchenhänden niedergeſchrieben. Der Buchſtabe tötet, und nur der Geiſt iſt es, der lebendig macht. Wenn nun der Geiſt den Buchſtaben nicht lebendig macht, ſo bleibt er tot. Der Geiſt iſt immer mehr als der Buchſtabe. Der Buchſtabe aber ſteht im Buch, der Geiſt dagegen iſt in mir. Alle, die zu leſen verſtehen, leſen Buchſtaben, aber was wäre der Geiſt, ſollte er in den kleinen Maßen der Buchſtaben eingekerkert ſein? Das Gewand des Vaters ſind nicht Buchſtaben, das Gewand des Sohnes ſind ebenſowenig Buchſtaben: beider Gewand iſt die Ewigkeit. Und alſo, Herr Paſtor, meine ich: der Vater in mir, der Sohn in mir, iſt das Wunder, ſonſt nichts. Ihr Reich iſt nicht von dieſer Welt. Und weltliche Wunder des Menſchenſohnes, was ſollten ſie gelten gegen das himmliſche Wunder des Gottesſohnes. Und wie der Sohn allein den Vater kennet, ſo kennet der Sohn allein den Sohn. Und auch der Vater kennet allein den Sohn und ſich ſelber, auch hinter dem toten Vorhang, der ſie verbirgt, den Worten der Schrift und ihren Buchſtaben. Nur was der Vater lieſet, iſt wahrhaft geleſen und vom Vater erkannt, und was der Sohn lieſet, iſt wahrhaft vom Sohne geleſen und vom Sohne erkannt. Was nicht vom Vater und nicht vom Sohne geleſen iſt, das gleicht einem Haufen kalter Aſche, den eines blinden Bettlers Krücke durcheinanderrührt."

„Nun meinethalben," ſagte der Paſtor, „trage dieſe deine verwirrten Anſichten auf dem Schloſſe des Gurauer Fräuleins vor. Ich glaube nicht, daß du Anklang findeſt. Nach dem, was ich bis jetzt ſchon gehört habe, gelüſtet mich nicht, mit dir noch tiefer in das Labyrinth deiner überaus ſonderbaren Meinungen einzudringen. Es iſt ſchade: du denkſt, doch du

denkſt ohne Führung und Anleitung, was ja immer, beſonders bei einem ungeſchulten Kopf, gefährlich iſt. Hätteſt du Theologie ſtudiert, ſo würdeſt du ſicher nicht in das Geſtrüpp von Irrtümern dich ſo hoffnungslos verwickelt haben. Denn ich fürchte, du haſt bei weitem nicht alles mitgeteilt, was du auf deine Weiſe ergründet haſt. Man würde noch Wunderdinge erfahren.

Nun ſage mir noch zu guter Letzt, ob du mit deinen Anſichten und Meinungen irgendwelche irdiſchen Ziele haſt? Willſt du die Lage der armen Bevölkerung aufbeſſern? Warteſt du, wie gewiſſe Schichten verſtiegener Schwärmer, auf den baldigen Anfang des tauſendjährigen Reiches? Willſt du die Kirche reformieren und gegen ihre Dogmen zu Felde ziehen? Strebſt du die Gütergemeinſchaft an, wie ſie bei den erſten Chriſten üblich war? Neigſt du zu den Sozialiſten? was ich dir ganz beſonders und dringlichſt abraten möchte." — Aber zu allen dieſen Fragen ſchüttelte Quint verneinend den Kopf. Noch einmal, mit einem ſtillen prüfenden Blick, betrachtete er die blonde kernige Jugendgeſtalt des Paſtors, dann war es, als verhängte ein bleicher undurchdringlicher Vorhang ſein Angeſicht, und damit alle Geheimniſſe ſeines Innern.

„Ja," ſeufzte der Paſtor, „ſo wären wir nun ans Ende unſerer Beſprechung gelangt." Er begab ſich mit dieſen Worten an einen hohen, dunkelgebeizten Schrank, ein ehrwürdiges, altes Barockmöbelſtück, öffnete ſeine Flügeltüren und nahm aus einem der vielen Schubfächer, die ſichtbar wurden, einen Kaſſenſchein. Dieſen nun nachdenklich in der Hand haltend und mit den Fingern daran herumſtreichend, gab er ſich, ſcheinbar noch unſchlüſſig, einer längeren Überlegung hin. „Ich muß Ihnen ehrlich ſagen, Quint" — er ſiezte ihn wieder — „daß ich eigentlich nicht recht weiß, wie ich im Sinne der Dame

recht handle: gebe ich Ihnen oder gebe ich Ihnen nicht das Geld? Wollte ich es Ihnen vorenthalten, so hätte ich allerdings anders handeln sollen von vornherein. Ich war also etwas unvorsichtig. Immerhin ist es schwer, sich etwas so Unwahrscheinliches vorzustellen, als Ihr über alle Begriffe sonderbares Bekenntnis ist. Ja, also, so gehen Sie nur in Gottes Namen getrost zu dem Surauer Fräulein hin. Mag sich die allzu große Willfährlichkeit und Leichtgläubigkeit der edlen Dame in Sachen der Religion einmal auf diese Weise ein wenig rächen, und mag sie zur Erkenntnis gelangen, daß das von ihr geförderte Laienwesen in Sachen der Religion manchmal auch solche Früchte zeitigt."

Der Pastor hatte somit dem wunderlichen Tischlergesellen, der sich in einem Atem rühmte, des Menschen Sohn und der Sohn Gottes zu sein, mit einer entschiedenen Geste den Kassenschein entgegengestreckt, den jener indessen kopfschüttelnd ablehnte. Der Geistliche, der das zunächst nicht begreifen wollte, ward dadurch nicht wenig beschämt und stellte sich gutmütig aufgebracht. Quint aber sagte, es liege ihm fern, die Güte der Dame, die Güte des Pastors nicht dankbaren Herzens zu erkennen, aber kurz und gut, er bedürfe des Geldes, auch wenn er die Dame besuche, nicht.

Der Pastor rief, als Quint sich entfernt hatte, seine Frau zu sich ins Zimmer herein. Sie sahen den Narren durch den Vorgarten schreiten. „Siehst du den langen Menschen, Frau?" fragte er, auf Emanuel hinweisend. — „Na, ganz natürlich," sagte die Pastorin, „sehe ich ihn!" — „Sage mir mal, wie kommt er dir vor? Was würdest du nach seinem Gang und seinem Äußeren von ihm halten?" — Die Pastorin, die ein junges, geweckes Weibchen war, sagte unwillkürlich heraus-

lachend: „Ich würde denken, daß es einer iſt, der den Gendarm mehr fürchtet als Gott!" — „Meine Liebe," gab ihr der Pfarrherr zur Antwort, „dieſer ſtromerhaft ausſehende Kerl hat mich minutenlang auf eine mir noch nicht vorgekommene Art und Weiſe verwirrt gemacht. Faſſe nur mal meine beiden Hände!" „Aber Männchen," ſagte die Frau, „ſie ſind ja kalt und ganz feucht!" — „Ja, denn dieſer Menſch behauptet, er ſei nichts geringeres als Jeſus Chriſtus von Nazareth."

Zehntes Kapitel

Nach einigen Tagen hatten die Brüder Scharf bei Emanuel vorgesprochen. Er deutete ihnen an, daß im Hause nicht wohl in Ruhe zu reden wäre. Daraufhin waren alle drei in ein Wirtshaus des Niederdorfes gegangen, das wirklich und wahrhaft „Emmaus Einkehr" hieß. Hier hatten die Brüder erstlich alles das mitgeteilt, was ihnen inzwischen begegnet war, und später vereinbart, das Surauer Fräulein zu besuchen. Ferner brachten die Brüder die Neuigkeit, daß der böhmische Joseph, der Weber Schubert und Schmied John sowie der ehemalige Schneider Schwabe im Dorfe wären: sie seien gekommen, von dem lebhaften Wunsch gedrängt, Emanuel wiederzusehen.

Dieser bezeichnete nun für den folgenden Tag einen gewissen Birnbaum, der an einem Feldraine außerhalb des Dorfes stand, als das Wahrzeichen, bei dem man sich treffen wollte: übrigens erst in der Dämmerung, um jegliches Aufsehen zu vermeiden. „Denn," sagte Quint, „das Dorf ist meinetwegen auf eine sonderbare Weise aufgeregt. Wenigstens hat mir mein Stiefvater und mein Bruder allerlei wunderliche Reden erzählt, die geführt werden, und mir die Schuld daran beigelegt.

Sie haben in der Tat manches um meinetwillen zu leiden," fuhr er fort und meinte die Seinigen. „Obgleich ich niemals behauptet habe, ich könne Lahme gehen, Blinde sehen, mit Aussatz behaftete Menschen rein machen, so kommen doch viele

Kranke zu mir und ſuchen mich im Hauſe der Eltern. Andere wieder bekämpfen mich und verwünſchen mich, eben als wenn ich ein Lügner wäre."

Am folgenden Tag in der Dämmerung, als ein flacher, grauer Nebel im beginnenden Mondſchein über den Feldern hing, ſammelte ſich in der Stille um den Birnbaum die kleine Gemeinde der Armen und Törichten. Es waren nicht nur die Brüder Scharf, die erſchienen waren, nicht Schubert, John, Schwabe und der böhmiſche Joſeph allein, ſondern es hatten ſich aus den Stillen im Dorfe noch etwa zwanzig Männer und Frauen angeſchloſſen, die von den anderen inſofern in das Geheimnis gezogen waren, als man ihnen von Emanuel als von einem Manne geſprochen hatte, der vom Heiligen Geiſte erleuchtet ſei.

Zu dieſen Leuten war aber auch ein Gerücht gedrungen, das im Pfarrhauſe ſeinen Urſprung hatte, den es in dieſem Falle auch nicht verleugnete. Der Pfarrer hatte von Quint geſagt, er habe ihm rundheraus erklärt, er ſei Jeſus Chriſtus, Gottes Sohn, und das Gerücht davon war wie ein Blitz in das Dorf gefahren. Der Geiſtliche ſchürte auch noch, ohne beſondere Abſicht, nur durch die oft wiederholte lebhafte Mitteilung die entſtandene Aufregung. Er hatte über Emanuel im Laufe einiger Tage zum Küſter, zum Apotheker des Ortes, zum Pächter des herrſchaftlichen Dominiums und auch am Stammtiſch immer wieder geſprochen, wodurch denn die Sache zum öffentlichen Ärgernis und Emanuel zu einem gefährlichen, wenn auch ausgemachten Narren geſtempelt war.

Man hatte nun aber zugleich gehört, der falſche Jeſus von Nazareth ſolle das Gurauer Fräulein beſuchen, wodurch er ſogleich in aller Augen ein beſonderes Gewicht erhielt: ſo

zwar, daß jene, die ſonſt nur mitleidig über ihn die Achſel gezuckt haben würden, ſich entrüſteten, diejenigen, die ihn kannten — wer kannte im Dorfe nicht Emanuel Quint? — und die ſich zunächſt vor Lachen ausſchütten wollten, hernach ſich heiſer ſchrieen vor Wut. Die Stillen aber, die Urteilsloſen, deren Einfalt und Glaubensfreudigkeit dieſem ſonderbaren Fall nicht gewachſen war, fanden ſich aufgeſtört und in allerhand hoffnungsvolle fromme Schrecken hinein verführt.

Es kam hinzu, daß alle nicht wohl gewiſſe heilige Schauer verbergen konnten angeſichts dieſer nun Ereignis gewordenen phantaſtiſchen Anmaßung, die doch von dem Vorgang, der Wiederkunft Jeſu, die ſie erlog, einen nicht zu verkennenden Strahlennimbus entlehnt hatte. So war denn das ganze, ſich wohl eine Meile lang den Bach hinunter erſtreckende Dorf, auf einmal von religiöſem Leben erfüllt. Im Oberdorf, das gleichſam der Kopf des Ortes war, ſprach man von nichts, als von der heiligen Würde des echten und der Lächerlichkeit des falſchen Jeſu von Nazareth. Die Ärzte bei ihren Beſuchen erörterten an den Betten der Kranken den gleichen bibliſchen Gegenſtand und ſeine bejammernswürdige Nachäffung. Dienſtmädchen ſprachen mit Ladendienern über Heringstonnen davon. Während die armen Leute beſcheiden auf teure Medikamente warteten, rief ein Proviſor dem andern luſtige Neuigkeiten über den Siersdorfer Heiland zu. Die Langholz-Fuhrleute fragten das ganze Dorf hinunter, neben den ſchweren Pferden hergehend, jeden Tagelöhner, der ihnen entgegenkam, ob ſie auch wohl den neuen Herrgott ſchon mit Augen geſehen hätten, und ſetzten meiſtens hinzu: „da ſchlag doch ein Herrgottsdonnerwetter 'nein!" Im Niederdorf, wo die katholiſche Kirche der evangeliſchen jenſeit der Straße gegenüberſtand, ward ſogar der Herr Kaplan durch die Fama beunruhigt. Alte und

junge Weibchen unter den Beichtkindern trugen ihm die Tollheit des unglückſeligen Narren zu. Kurz, Emanuel hatte eine dermaßen gefährliche Popularität erlangt, daß er ſich nur im Dämmerlicht aus dem Hauſe hervorwagen und auch dann nur auf Schleichwegen gehen durfte.

Dieſer allgemeine, ungewöhnliche Zuſtand des Dorfes nun, das ſonſt ein ziemlich ſchläfriges Daſein führte, ſtellte ſich den Brüdern Scharf, ſobald ſie hineingelangten, als eine Beſtätigung ihres unausrottbaren Wahnes dar. Der Wirt von Emmaus Einkehr, ein ſeit Jahrzehnten im ganzen Dorfe belächelter über ſiebzigjähriger Sonderling, der zur „Gemeinde der Heiligen" gehörte, hatte die Brüder Scharf ſogleich mit der Neuigkeit des falſchen Jeſus Chriſtus begrüßt. Er hatte das Unerhörte getan und ſchon ſeit Jahrzehnten aus ſeinem Gaſthauſe Wein, Bier und Kornſchnaps verbannt. Er verabreichte Milch und Selterwaſſer, weil eben nur Milch und Selterwaſſer ſich mit den frommen Grundſätzen ſeiner Brüdergemeinſchaft vertrug. Er meinte, als er das ſchreckliche Zeichen der Zeit — ein ſolches war ihm die untergeordnete Narrheit des Tiſchlerſohnes! — den Gäſten eröffnet hatte, daß eben alles darauf hindeute, wie das Schickſal dieſer ſündigen Welt im Begriffe ſich zu vollenden ſei.

Da aber waren die Brüder Scharf, und zwar beide zugleich, wie von einer Erleuchtung betroffen worden, und dieſe Erleuchtung hatte aus ihren Mienen und Worten hinreißend und feurig auf den Wirt von Emmaus Einkehr zurückgeſtrahlt.

So konnte es denn nicht anders ſein, als es wirklich war: nämlich, daß die armen, ängſtlich allenthalben dem Birnbaum näher ſchleichenden Leute Angſt, Spannung und Schaudern zugleich umfing.

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe ſich alle in ein Häuflein

zuſammenwagten. Bis dahin hatte ſich einer hier, der andere da, am Feldrain oder am Rande des etwa fünfzig Schritte nahen Birkengehölzes ſorgfältig abwartend fern gehalten. Nun ſaßen ſie ſchweigend oder flüſternd, während der Mond, groß wie das Rad eines Wagens und wie eine Scheibe aus Eiſen in voller Glut, ſich zwiſchen den beiden Kirchen hob, und harrten mit heimlichem Grauen des Kommenden.

Anton Scharf, der mit dem Rücken gegen den Stamm des Birnbaumes lehnte, hielt den neben ihm ſitzenden, zitternden Schneider Schwabe bei der Hand. Emanuel war noch nicht unter ihnen, und die Starrenden glaubten ihn bald da bald dort vom Dorfe her über die Felder nahen zu ſehen. Aus den Höfen herüber drang Hundegebell. Der Schrei eines Uhus wurde im nahen Gehölze laut. Nach und nach traten am wolkenloſen Himmel mehr und mehr Sterne hervor. Der tiefblauen, kalten, öſtlichen Hälfte über den langen Gebäudereihen und Bäumen des Dorfes, ſtand die dunkle Röte des Weſtens, wo die Sonne verſunken war, noch eine Zeitlang gegenüber. Alles war groß, ſtill und feierlich. Fledermäuſe, die aus den Scheunendächern und Kirchen herüberkamen, durchhaſteten, ihren Flug in die Felder ausdehnend, in weiten Kreiſen den Dämmer über den Nebelſchichten und trieben ſich um den Birnbaum herum. Von einem ſumpfigen Teiche her, der hinter dem Holze verborgen lag, drang das Gequake vieler Fröſche weithin vernehmlich durch die Luft.

Die kleine Gemeinde würde vielleicht einen frommen Choral angeſtimmt haben, aber ſie fürchtete ſich. Daß aber eine gewiſſe Furcht über allen lag, war nachgerade ſo deutlich geworden, daß Martin Scharf die Verſammelten bat, näher um ihn heran zu rücken, und ihre Herzen mit leiſem, doch kernhaftem Zuſpruch aufzurichten nötig fand.

„Wir wiſſen wohl, daß geſchrieben ſteht," ſagte er: „kein Prophet iſt in ſeinem Vaterlande angenehm. Fürchtet euch aber nicht. Sie mögen ſchlecht von ihm reden, ſie mögen ſeiner ſpotten, ihn verhöhnen, wie ſie es denn auch meiſtens tun: je mehr ſich der Geiſt des Abgrunds empört gegen ihn, um ſo mehr iſt das der Beweis, daß Gott mit ihm iſt."

„Iſt es wahr," ſagte eine alte verkrümmte Leinewebers-Frau, „daß er zu unſerm Pfarrer geſagt hat, er wäre der Heiland Jeſus Chriſtus?"

„Was er zum Pfarrer geſagt," äußerte, wie immer ein wenig überſtürzt, aber ebenfalls flüſternd Anton — „was er zum Pfarrer geſagt hat, wiſſen wir nicht. Eins aber wiſſen wir ganz gewiß, was er auch immer geſagt hat zum Pfarrer, iſt ſo wahr wie das Evangelium."

Ein junger Menſch, der Stellmacher und dabei ſchwindſüchtig war, wollte wiſſen, daß wirklich Emanuel Quint eben das geſagt hatte, er wäre Jeſus Chriſtus, des lebendigen Gottes Sohn.

Nun erzählten nacheinander der Weber Schubert, der Schneider Schwabe, Anton und Martin Scharf ihre Träume, die ſie in der Zwiſchenzeit von Emanuel Quint geträumt hatten. Der eine hatte Nägelmale an ſeinen Händen und Füßen geſehen, den anderen hatte Emanuel dreimal im Traume gefragt, ob er ihn lieb habe, der Dritte hatte ihn trockenen Fußes über einen grundloſen Sumpf im Hirſchberger Tale ſchreiten ſehen. Schubert aber hatte eines Abends geradezu eine Erſcheinung gehabt, die er, nach einfacher Leute Art, auf die allerlebendigſte Weiſe erzählte. Nachdem er eines Abends ſeine Baude oben auf dem Gebirgskamm verlaſſen hatte, um hinüber zum Lehrer Stoppe zu gehen, ſei er in Gedanken zu einer gewiſſen Stelle gelangt, wo ſich der Weg nach Preußen hinunter

abzweige, und plötzlich aufblickend habe er Emanuel Quint ſich auf etwa zwanzig Schritte gegenübergeſehen, langſam gleich ihm der Wegkreuzung zuſchreitend. Nach ſeiner Behauptung hatte Schubert zunächſt kein Glied zu rühren vermocht und ſei geraume Weile wie feſt gewurzelt ſtill geſtanden. Emanuel aber ſchritt auf ihn zu. „Nun," meinte Schubert, „ich dachte mir, das iſt alles Einbildung, ſchritt ebenfalls vorwärts und wollte in Gottes Namen an ihm vorbei oder durch ihn durchſchreiten, aber plötzlich, genau vor dem Wege, der hinunter nach Preußen führt, prallte ich, als wär ich an einen Stein gelaufen, förmlich geradezu taumelnd, zurück. Und in dieſem Augenblick, wo er noch gerade dicht an mir ſtand, war er verſchwunden.

Nun wußte ich, was das bedeuten ſollte," endete Schubert mit Feierlichkeit. „Ich ging nach Hauſe, ſagte der Frau nur ſchnell, wo ich hinwollte, und ſchritt noch am ſelben Abend den Weg, von der gleichen Kreuzung aus, nach Preußen hinunter. Und darum, ihr lieben Brüder, bin ich hier."

Plötzlich ſchraken alle zuſammen. Der eine meinte, er habe im nahen Buſchwerk Knacken von Zweigen und Stimmen gehört. Der andre meinte, Quint ſei gekommen. Der dritte ſprang auf, es war der Stellmacher, und ſagte, er habe ihn eben am Rande des Wickenfeldes heranſchreiten ſehen. „Ihr lieben Schweſtern und Brüder, fürchtet euch nicht und habt Geduld!" beſchwichtigte Martin wiederum. Und der böhmiſche Joſef, der ſtets eine wilde Courage im Leibe hatte, drang mit einigen Sprüngen bis dicht an den Rand des Gehölzes vor, um nach dem Urſprung jener Geräuſche zu forſchen, die einen der Brüder beunruhigt hatten.

Der Kopf des böhmiſchen Joſeph war ſtets mit Phantaſtereien angefüllt und dazu überraſchend intelligent und eigenſinnig.

Menſchenfurcht kannte er eigentlich nicht, eher ſchon Furcht vor Gott und dem Teufel. Einſt von ſeiner Zigeunermutter in der Nähe der Bradler Bauden ausgeſetzt, hatte er in ſich, als Erbſchaft von ſeinem Stamme: Aberglauben, myſtiſche Auffaſſung der Natur und Trieb zu ruheloſem Umherſtreichen.

„Ihr Leute," ſagte er, als er vom Rand des Gehölzes zurückkehrte, nicht ganz im gedämpften Tone der Brudergemeinde, „ich glaube, es pirſcht ſich ein Regiment Freiburger Jäger an": eine Übertreibung, die, verbunden mit der gemütlichen Art und Weiſe, wie er ſich ſorglos zwiſchen die Wartenden niederließ, bei dieſen ein befreiendes, wenn auch gedämpftes Lachen auslöſte.

Von jeher war der böhmiſche Joſef religiös. Nicht ſelten begegnete man ihm auf Kirchhöfen. Er pflegte dann ruhig, nur von Zeit zu Zeit ein wenig mit ſich murmelnd und ſeufzend, vor dieſem und jenem Grab zu ſtehen. Immer zu Abenteuern neigend, ward er ſchnell in den Strudel um Quint hineingedrängt. Er dachte viel über ſich und Gott. Nachts blickte er oft, auf dem Rücken liegend, ſtundenlang in den Sternenhimmel hinein und genoß, faſt erdrückt und zugleich erhoben, das ganze unergründliche Wunder, wie nur ein in allen Tiefen empfindender Menſch es genießen kann. Er freute ſich aller großen Geheimniſſe. Er freute ſich voll erhabener Bangigkeit an den heiligen Spielen der goldenen Sternſchnuppen und hielt es in ſolchen Augenblicken für gewiß, daß er, der dies alles auffaſſen konnte, der arme, verlauſte, häßliche Lump! ein begnadetes, ausgezeichnetes, auserleſenes Glied der göttlichen Schöpfung ſei.

Dieſem Menſchen, man ſah es ſeinen verweilenden, grundlos dunklen Augen an, war nichts glatthin natürlich und alles Wunder. Das Einfachſte war ihm wunderbar, deshalb ſträubte

ſich eigentlich nichts in ihm, auch in Quint, dem verlaufenen Handwerksgeſellen, ſo einfach er ſchien, ein Gefäß für Rätſel und Wunder anzuerkennen. Überdies war er ſich nicht zu gering, um an eine nie ſchlummernde göttliche Führung zu glauben, und war überzeugt, die leitende Hand aus dem Unſichtbaren habe ihn nicht umſonſt und ſcheinbar durch Zufall mit Quint hoch oben im Kniehholz zuſammengeführt.

Im übrigen ſahen die Scharfs in ihm noch nicht den Mann, der ohne Rückhalt der Sache ergeben und gläubig war. Zwar hatte er reichlich und mehr als die anderen der gemeinſam begründeten Kaſſe beigeſteuert. Aber es war zunächſt nicht der echte und glühende Hunger nach endlicher Erfüllung der Verheißung in ihm. Er hatte nicht nur die Bibel im Kopfe, ja ſogar, wie man zuweilen vermuten konnte, wahrſcheinlich herzlich wenig von ihr. Allein, hatte Quint es ihm durch ſeine Perſönlichkeit angetan, ſo war es nun die phantaſtiſche Welt der evangeliſchen Vorgänge, die Matthäus, Markus, Lukas und Sankt Johannes erzählen, die ihn mit geſpannten Augen eines Kindes an die Lippen der Scharfs gebunden hielt. Davon konnte Joſef gar nicht genug hören.

So wuchs er denn nach und nach mit Neugier in die Welt der Bibelgeſchichten hinein, die ihm mit unbeirrbarer Überzeugung und Leidenſchaft in feurigen Zungen gepredigt ward, und wurde mit jenem Ereignis vertraut, der Sendung des eingeborenen Sohnes Gottes ſelbſt, um die Welt vom Sündenfluch ins verlorene Paradies zu erlöſen: einem Ereignis, das für die Geſchichte aller Geſchichten und für die große, einzige Wendung im trüben Geſchick der geſamten Menſchheit gehalten wird. Und wirklich, der böhmiſche Joſef dachte nun Tag und Nacht an den armen Jüngling und Gottesſohn und ſeine traurigen irdiſchen Schickſale. Zwar waren es Juden ge-

weſen, die ihn verfolgt und gekreuzigt hatten, aber er ſchüttelte immer wieder den Kopf und ſchämte ſich ſeines Menſchentums. Was freilich nun die beiden verbohrten Brüder Scharf damit ſagen wollten: Quint wäre eben der damals Gekreuzigte! das begriff ſein geſunder Verſtand einſtweilen noch nicht.

Immerhin war in ihm das Wartende. Er hoffte längſt nicht mehr auf den kommenden Tag, aber ſchritt doch immer auf das irgendwann ſichere, große, noch dunkle Ereignis zu. Manchmal wurde er ungeduldig: dann baute er ſich auf irgend einem Sterne neue Leben und neue Ereigniſſe aus. Geſpenſtergeſchichten, wie die der Erſcheinung Emanuel Quints, die Schubert eben zum Beſten gegeben, waren immer nach ſeinem Sinn, beſonders bei Nacht, im Freien, am Reiſigfeuer, und wenn wirkliche oder nur eingebildete Gefahr im Verzuge war, aber auch in den Bergſchenken, unter der Lampe. Nichts beſſeres aber konnte ihm zuſtoßen als dies gruſelige, nächtliche Warten auf den verfemten Emanuel Quint, umgeben von Rätſeln, Gefahren und Ahnungen.

Plötzlich ſtand der Erwartete da, und alle erhoben ſich von der Erde.

„Ich erſuche euch, liebe Schweſtern und liebe Brüder, auseinander zu gehen," ſagte Emanuel mit bewegter Stimme und gütigem Ausdruck; wobei der Mond, der inzwiſchen, mehr und mehr erbleichend, höher geſtiegen war, ihn ſo beleuchtete, daß ſeine Geſtalt und ſein Antlitz wie ganz aus weißem Lichte erſchien. „Ich möchte nicht," fuhr er fort, „daß ihr etwa um meinetwillen Leiden erduldet." Sie ſahen alle, trotz des Dämmers, wie ſehr das Antlitz des falſchen Heilands von Tränen feucht und verfallen war. „Ihr müßt um meinetwillen nicht leiden, denn ich bin nichts. Mögen ſie mich doch niedertreten. Das iſt es nicht! wahrlich, ich verdiene nichts Beſſeres!

Aber ich wußte nicht, daß heut, zweitauſend Jahre nach unſeres Heilands Geburt in die Welt, eben dieſelbe Welt noch ſo raſend und wütend in ihren Sünden iſt. Lieben Brüder und Schweſtern, ihr ſeht mich beſtürzt, nicht weil dieſe Leute da drüben gegen mich, ſondern weil ſie gegen Jeſum Chriſtum ſelber wüten."

„Wir wiſſen es, daß ſie wider Jeſum Chriſtum ſelber wüten," ſagte der bucklige Schneider Schwabe plötzlich und warf ſich vor Quint auf das Angeſicht.

Quint aber erſchrak und wollte ihn aufheben. Weil er aber von ſo viel Bereitwilligkeit, ſich dem Göttlichen hinzugeben, zugleich ergriffen war, ſo ſpürte er auch ſogleich in ſich eine zärtliche Liebe und inniges Mitleid für dieſen Menſchen aufſteigen.

Den Weinenden aufzurichten gelang ihm nicht. Er hätte nun, werden etliche meinen, ſagen müſſen, du beteſt in mir nicht Gott, ſondern eher den Fürſten der Hölle an, zum mindeſten einen armen Menſchen, wie du einer biſt, einen armen verblendeten Handwerksgeſellen! Du ergibſt dich, beſtenfalls, einem ſchrecklichen Selbſtbetrug! Aber dies oder etwas ähnliches auszuſprechen, vermochte Emanuel Quint nicht mehr über ſich.

Er konnte den Armen nicht enttäuſchen. Auch ſetzte hier gleich wiederum ſeine beſondere Narrheit ein, vermöge deren er ſich in ein Doppelweſen zerſpaltete: ein geiſtliches, das ihm durch und durch Gottheit ſchien, und ein fleiſchliches, nämlich das ſündliche, irdiſche. „Lieber Bruder," ſagte er, „das haſt du nicht aus dir ſelber herausgeſprochen! Du haſt es auch nicht zu mir geſagt, der ich hier im Fleiſche vor dir ſtehe: der aber, zu dem dein Geiſt in der Stille der Nacht ſich erhob und vor dem du dich niederwarfeſt zur Erde, nämlich

der Vater, der in mir ist, hat dich gehört und zu ihm hast du gesprochen."

Hiermit wollte Emanuel nun nicht sagen, er wäre im fleischlichen Sinne der wiedergekommene Christ und Gottessohn, dennoch war unter allen, die jenem Vorgange beiwohnten, wie sich später ergab, nicht einer, Mann, Weib oder Kind, der ihn anders verstand, als daß er wirklich der Heiland sei.

Es muß in diesem ganzen, kurzen Vorgang eine verwirrende Kraft gelegen haben, die der aufgeklärte Mensch unsrer Zeit wohl schwerlich begreifen kann. So wenigstens ist man zu glauben gezwungen, wenn man die späteren Aussagen aller dieser Menschen zusammenhält. Ihr sei gewesen, sagte die mehr als sechzigjährige Webersfrau, als wäre plötzlich ein ungeheurer Regen von Sternen vom Himmel gestürzt und als hätte sie im gleichen Augenblick die Kraft zu atmen und zu schlucken eingebüßt und solle ersticken. Der Stellmacher sagte, er habe, als Quint sich zu dem weinenden Schwabe niederbeugte, deutlich gefühlt, wie unter ihm Acker und Feldrain geschwankt habe, und deutliches unterirdisches Rollen gehört. Der böhmische Josef erklärte, er wisse nicht, was das gewesen wäre, etwas Natürliches oder Zauberei: der ganze Himmel sei auf einmal wieder tageshell und blutrot geworden.

Man stellte ihm vor, wie diese Himmelserscheinung allerdings höchst wunderbar und vorläufig unerklärlich sei, jedoch in diesem Jahre täglich und allgemein beobachtet werde: nämlich daß auf der Seite des Sonnenuntergangs, bis spät in die elfte Stunde hinein, eine helle Röte am Himmel verbreitet stand. Aber man sah es dem böhmischen Josef an, die Sache war ihm nicht auszureden.

Kurz, es brach ein augenblicklicher Wahnsinn aus. Alle, voran die Scharfs, drängten sich um die Hände des Toren und

küßten ſie mit einer weinenden Inbrunſt und Zärtlichkeit, ſo daß, wer etwa dieſen Vorgang unbeteiligt belauſcht hätte, ſich nicht würde haben erklären können, was hier geſchah. Und wirklich war das Gewimmel von knieenden und gebeugten Menſchen, im Mondſchein, um den einen, der aufrecht ſtand, nicht unbeobachtet. Zwar keine Freiburger Jäger, aber doch Lauſcher hatten ſich bis in das nahe Wäldchen angepirſcht und begleiteten, was ſie von dem geſpenſtigen Treiben ſahen, bald mit Geflüſter, bald mit Gekicher, und auch wohl mit manchem fragenden und erſtaunten Blick.

Es war dem armen Emanuel Quint bei alledem an dieſem Abend unſäglich weh und troſtlos ums Herz. Von allen Seiten ſchien ihn etwas in einen Weg der Lüge hineinzudrängen, der zugleich ein Weg der Verachtung war. Er hatte den Wunſch, von allen Menſchen erlöſt zu ſein, ſo heiß, wie ſelten in ſeinem Leben, um nur allein mit Gott verbunden zu ſein. Aber die Menſchen umlagerten ihn: dieſer bereit, ihm nachzufolgen, jener in bittrer Leibes- und Seelennot, von ihm eine ſolche Erlöſung fordernd, die er zu geben nicht fähig war. Aber was half es, ſie dauerten ihn. Er konnte ſich nicht aus der Welt zurückziehen und ſie, die wenigen, die ihm vertraut, enttäuſchen und in Verzweiflung zurücklaſſen. Zwar mancher lebt und lacht und ißt und trinkt gleichgültig, hoffnungslos und mit einer kalten Verzweiflung, die nicht mehr brennt, in der Bruſt. Aber er konnte den Glauben nicht töten. Allzugroß war ſein Mitleid und ſeine zärtliche Liebe, um einen ſolchen Mord zu begehn.

Er nahm aber doch die Scharfs beiſeite und ſagte immer wieder aufs dringlichſte: er bitte ſie innig, ihn zu verlaſſen. Bewahret das Geheimnis des Reichs, jedoch, lieben Brüder, verlaſſet mich. — Und nun kam er leider wieder in ſeine bib-

liſche Art zu ſprechen hinein und ſagte: „Der Menſchenſohn iſt gekommen, die Leiden des Menſchenſohnes zu tragen! Ich bin arm! Die Dielen im Hauſe meines Vaters und meiner Mutter verbrennen mir meine nackten Sohlen. Ich muß fort. Des Menſchen Sohn hat kein Dach über ſeinem Kopf, kein Bett und kein Kiſſen für ſein Haupt, das ihm gehört. Was hofft ihr von mir? Was begehrt ihr von mir?"

„Daß du uns nicht vergeſſeſt," ſagte der überſtiegene Martin Scharf ... „daß du uns nicht vergeſſeſt, dereinſt in deiner Herrlichkeit."

Jetzt mußte Quinten wohl der furchtbare Irrtum deutlich aufgehen, der ſich in den Köpfen des engeren Kreiſes ſeiner Anhänger feſtgeſetzt hatte: deshalb verwandelte ſich die erneute Wahrnehmung eines ſo verſtiegenen Glaubens in einen heftigen Ausbruch des Zorns. „Martin," rief er, „du ſiehſt, wer ich bin! Ich bin nicht der, für den du mich nimmſt! Was willſt du von mir? Wenn du teilhaben willſt an meiner Herrlichkeit: du ſiehſt, meine Herrlichkeit iſt das Leiden! Ich habe keine andere irdiſche Herrlichkeit! Gehet und redet mit meinem Stiefvater! Gehet und redet mit meinem Bruder! Hört, was man in den Schenken und in den Häuſern der Reichen von mir ſpricht! Und alles, was ihr dort erfahren werdet, das iſt meine ganze Herrlichkeit! Wollt ihr den Rock, den ich auf den Schultern habe, nehmt ihn hin. Silber und Gold habe ich nicht und ſuche ich nicht! Reichtum alſo iſt von mir, von jetzt an in alle Ewigkeit, nicht zu erwarten. Was erwartet ihr alſo von mir?"

Und Anton rief ſogleich in berauſchtem Bibelton: „Wir warten auf die Erſcheinung der Herrlichkeit des ſeligen Gottes und unſeres Heilandes Jeſu Chriſti; der ſich ſelbſt für uns gegeben hat, auf daß er uns erlöſte von aller Ungerechtigkeit,

und reinigte ihm ſelbſt ein Volk zum Eigentum, das fleißig wäre zu guten Werken."

Emanuel atmete von Grund ſeines Herzens qualvoll auf. Er wollte ſich losreißen, aber da drängten ſich alle wiederum flehend, wie hungernde Bettler, um ihn herum, und als wäre er einer, der einen Laib Brot hoch in die Luft hinaus hielte. Mitleid und Grauen kam ihn an: Mitleid mit ihrer hilfloſen Leibesnot und Grauen vor der würdeloſen und heimlichen Gier nach anderen als nach geiſtlichen Gütern. Und ſchließlich graute ihm auch vor dem, was in dieſem Treiben ihm als eine ſinnloſe Luſt am Unfug an ſich erkenntlich ward.

Faſt bewog ihn dies alles, geradezu die Flucht zu ergreifen, aber da durchblitzte ihn plötzlich wieder die ganze Kraft ſeines eingebildeten Lehrberufs. Und nachdem er ſich mit Entſchiedenheit von ſeinen Bedrängern frei gemacht hatte, ſchritt er entſchloſſenen Ganges den kleinen Hügel hinan, wo der Birnbaum ſtand, und befahl der Gemeinde, ſich um ihn im Kreiſe niederzulaſſen.

„Ihr wißt," begann er, mit einer Stimme, die wiederum feſt und einfach klang und darin das Beben des Herzens, das Beben einer vorgeahnten Inſpiration fühlbar ward ... „ihr wißt, daß Jeſus, der Heiland, zu den Seinen, wie der Evangeliſt berichtet, nie anders als durch Gleichnis geredet hat ..." Weiter kam Emanuel nicht, denn im nächſten Augenblick hatte ſich etwas überaus Klägliches mit ihm und ſeiner Gemeinde ereignet.

Elftes Kapitel

Es ſind nachher ihrer viele geweſen, die ſich ganz und voll auf die Seite derer geſtellt haben, die, wie man meinte, verſucht hatten, das dörfliche Ärgernis auf ihre Art aus der Welt zu ſchaffen. Es wurde geſagt, der Schlachtergeſelle, der dem Schneider Schwabe durch einen Schlag mit einer Bohnenſtange den linken Arm zerbrochen habe, ſei zwar nicht geradezu berechtigt geweſen, dies zu tun, aber man müſſe ihn aus ſeinem chriſtlichen Gefühl heraus entſchuldigen. Es wurde ferner allgemein eine Tat des böhmiſchen Joſef verdammt, der einen Saſtwirt aus dem Niederdorf und einen Pferdejungen des Bauers Karge buchſtäblich in einen gewiſſen Froſchteich, der ziemlich tief war, geſchleudert hatte, wobei noch außerdem der Wirt ſowohl als der Pferdejunge von ihm auf eine ſo erhebliche Weiſe tätlich mißhandelt worden war, daß jeder von ihnen nahezu vierzehn Tage das Bett hüten mußte. Aber Joſef hatte ſich in der Notwehr befunden.

Es war erwieſen, daß eine Rotte aufgeregter Menſchen, worunter ſich einige Schlepper aus dem nahen Kohlenrevier, ein Pferdehändler, ein Handelsmann und ein Schlachtermeiſter befanden, um neun Uhr abends das Wirtshaus zum Stern in angetrunkenem Zuſtand verlaſſen hatten und zwar mit der ausgeſprochenen Abſicht, zunächſt in ein anderes Gaſthaus: Emmaus Einkehr, zu ziehen, dort mit den „Muckern" Händel zu ſuchen und, wenn man Emanuel Quint anträfe, dieſen zu-

nächſt gründlich zu „vertobacken", was mit verbläuen, windelweich ſchlagen oder fürchterlich durchprügeln gleichbedeutend iſt.

Schon als die Rotte über die Brücke und neben der Brücke durch die ſogenannte „Bache" gezogen war, dem Gaſthauſe zur Emmaus Einkehr gegenüber, hatten ſie Haſelnußſtöcke, Steine, geflochtene Stricke und dergleichen als Waffen mit ſich geführt. Der Wirt jener chriſtlichen Herberge hatte ſogleich ſeine Türen geſchloſſen. Als es ſpäterhin zu ſeiner Vernehmung kam, zeigte er einen fauſtgroßen, ſogenannten Feuerſtein, der eins ſeiner Fenſter zertrümmert hatte. Weitere Ausſchreitungen geſchahen vor Emmaus Einkehr nicht.

Die Urſache aber, wodurch dies vermieden worden war, beſtand in einem ſchnöden Verrat, den die Schleußerin von Emmaus Einkehr ausübte. Sie hatte nämlich einem der Tumultuanten, der zugleich ihr Geliebter war, aus einem Fenſter, das auf den Hof ging, heraus, die Zuſammenkunft, draußen am Birnbaum, mitgeteilt. Es war der gleiche Schlachtergeſelle, der den Arm des bedauernswerten Schneider Schwabe zertrümmert hatte.

Nachdem der tolle und wilde Haufe, in dem ſich auch ein und der andere fanatiſche Katholik befand, den Aufenthalt des Narren in Chriſto und ſeiner Gemeinde durch den Schlachtergeſellen erfahren hatte, veränderten ſie ihre Taktik durchaus, und an Stelle des Lärms trat tiefe Stille.

Die Beteiligten redeten ſich ſpäter ziemlich übereinſtimmend auf einen mißglückten Spaß hinaus. Und wirklich war hie und da aus dem Kreiſe der Unfugſtifter Gelächter erſchollen: keinesfalls vermochte jedoch die kleine Schar um Emanuel Quint, weder die Herde noch der Hirte, als dieſer Apachenhaufe ſchließlich über ſie hereingebrochen kam, irgend etwas von Spaß zu bemerken.

Als Emanuel kaum gesagt hatte, wie Jesus, der Heilana, fast nur im Gleichnis zu seinen Jüngern geredet habe, unterbrach ihn ein weithin die Nacht durchgellender Pfiff, der aus dem nahen Gehölze hervortönte. Es war das Signal zum Angriff gewesen, das der Pferdehändler zu geben beauftragt war und das er hervorzubringen verstand, indem er je zwei seiner dicken Finger tief in das aufgedunsene Maul steckte. Der starre Schrecken, den der kannibalische Pfiff in der kleinen Gemeinde sofort hervorrief, hatte noch nicht sein erstes Wort gesagt, als auch schon dunkle Gestalten aus dem tiefen Schatten des Wäldchens in den Mondschein laufend und springend hervordrangen und gegen den Birnbaum heranstürzten. Oft durchlebte Emanuel späterhin noch diesen Vorgang im Traum. Die gleiche Mondnacht mit ihrer weiten, geräumigen Stille umgab ihn dann. Er sah das Schwanken dunkler Waldbäume. Er hörte plötzlich den gellenden, ohrenzerreißenden Pfiff und dann, wie es ihm vorkam, ein Rudel sechender Wölfe näher keuchen. In Wirklichkeit hatten dazu noch, unvergeßlicherweise, hinter dem Wäldchen die Frösche gequakt.

Und nun, als die Angreifer näher kamen und zwar schweigend, wie sie beschlossen hatten, erhoben die überraschten Anhänger Quints ein lautes, verzweifeltes Hilfegeschrei und stoben nach allen Seiten davon. Dieses Hilfegeschrei ist später in das Bereich der Mythe gezogen worden, indem, nicht nur von den Arbeitsweibern auf dem Dominium, sondern auch von Männern und Frauen aus dem Bürgerstand erzählt und behauptet wurde, man habe diesen Hilferuf hinauf bis ins Oberdorf und wiederum in einem nach entgegengesetzter Richtung weit entlegenen herrschaftlichen Vorwerk gehört, was, selbst wenn man die Stille der Sternennacht dabei berücksichtigt, ohne daß man ein Wunder annimmt, nicht zu erklären ist.

Im ersten Augenblick sah sich Emanuel ganz allein. Nach allen Seiten waren sogleich Verfolger den Fliehenden nachgeeilt. Er wurde dann von drei keuchenden, wilden Köpfen, von unvergeßlichen, bläulichen und grimassenschneidenden Masken, umringt, und er hörte die Worte: „da ist ja das Bürschchen!" Gleichzeitig fühlte er sich von harten Fäusten vor der Brust, im Rücken und an den Armen gepackt.

Er leistete keinen Widerstand.

Es war ihm mit einemmal gewesen, als sei er gar nicht der, der er war, auch nicht an der Stelle, wo er war, sondern sei an allem, was vorging, unbeteiligt. Dies mag am Ende insofern zu seinem Vorteil ausgeschlagen sein, als man, durch Widerstand nicht gereizt, ihn zunächst nicht mißhandelt hatte.

Man packte ihn aber und rannte mit ihm, der dadurch zu einem widerwilligen Lauf unwürdig gezwungen wurde, zu irgendeinem Endzweck über die Äcker gegen das Wäldchen hin. Dort zerrte und stieß man ihn über die Böschung und war eben bis auf wenige Schritte Entfernung an das Ufer eines kleinen, mit Schilf bedeckten Sees gelangt, als unerwartet einer von Emanuels Peinigern, von einem furchtbaren Schlag aus der Dunkelheit — es klang, als sauste ein Knüttel auf einen Stein — jählings getroffen, lautlos in die Farnkräuter niederstrauchelte.

Von den Übriggebliebenen aber wurde Emanuel weiter gegen den See geschleppt. Man wollte ihn, wie man sich vorgesetzt hatte, im Wasser des Sees auf eine besondere Weise taufen, derart zwar, daß eine Ernüchterung für ewige Zeit, wie man glaubte, unausbleiblich war. Aber zu dieser Taufe kam man nicht, oder wenigstens wurde mit Hilfe des böhmischen Josef die Absicht der Unfugstifter insofern umgekehrt,

als dieſe ſelbſt, und nicht ihr Opfer, die ernüchternde Taufe erdulden mußten.

Der böhmiſche Joſef nämlich war plötzlich vor den verblüfften Rowdys in ſeiner erſchrecklichen Häßlichkeit wie irgend ein böſer Dämon oder der Teufel ſelber, aufgetaucht und hatte mit wenigen Griffen und Fauſtſchlägen den armen Narren von ſeinen Quälern befreit: freilich war dieſer kaum aus der Verklammerung vieler Hände losgeriſſen, als er bewußtlos zu Boden ſank.

Auf dieſe Weiſe hatte denn die zunächſt recht harmloſe, wenn auch ſonderbare Zuſammenkunft armer, nach Erlöſung hungriger, irregeführter Seelen, ein überaus klägliches Ende genommen.

Die Sache wurde ſehr viel belacht. Man nahm ſie als eine Traveſtie des Allerheiligſten, die als ſolche freilich unbeabſichtigt und deshalb einigermaßen rührend war. Aber man nahm die Verſammlung ſelbſt auch, in anderen Kreiſen, mit voller Entrüſtung als Blasphemie: und in dieſem Zuſammenhang ſprach man von jenem Überfall, als von einer geſunden Reaktion der beleidigten chriſtlichen Volksſeele. Es gab aber in der nahen Kreisſtadt eine gewiſſe Vereinigung, und zwar zählten ſich einflußreiche Männer und beſonders viele Frauen darunter, die auf ein tieferes religiöſes Leben hinzuwirken unternahm, als es die Kirche bieten konnte: in dieſer frommen Gemeinſchaft aber wurden ſehr bald auch Stimmen für Quint und ſeine Anhänger laut. Alles in allem geriet der Vorfall ſehr ſchnell in Vergeſſenheit, denn damals hatten gerade der Kaiſer von Rußland und der Präſident der franzöſiſchen Republik, auf einem franzöſiſchen Kriegsſchiff, eine Zuſammenkunft, wobei ſie gewiſſe Trinkſprüche ausbrachten,

durch die ſich die ganze europäiſche Welt teils freudig, teils im entgegengeſetzten Sinne beunruhigt fand.

Unter dieſen Verhältniſſen wurde es auch wenig beachtet, was in der Folge mit Emanuel Quint geſchah, den man aus einigen Wunden blutend, bewußtlos in das Haus ſeiner Eltern gebracht hatte. Die Mutter, die wahrhaft erſchrocken war und deren mütterliche Liebe mit Weinen und Schluchzen lebhaft zutage trat, pflegte ſeiner mit eben der Sorgfalt und etwa ein wenig zärtlicher, als es in jenen Kreiſen üblich war. Nach einigen Tagen kam ein Arzt, den das Surauer Fräulein, das von dem Mißgeſchick des armen Narren auf dem Wege über die Scharfs und Bruder Nathanael unterrichtet worden war, brieflich zu dem Beſuche veranlaßt hatte. Er ſtellte feſt, daß ungeachtet vieler Hautſchürfungen auch eine Zerreißung von Blutgefäßen in der Lunge des Kranken vorhanden war, eine Verwundung, die ein heftiger Stoß oder Schlag verurſacht hatte.

Nachdem der Arzt mit ſeiner Unterſuchung fertig geworden war, riet er Emanuel und der Mutter Emanuels, die weinend neben dem ärmlichen Lager ſtand, eine Privatklage gegen die Täter einzureichen. Das war auch die Mutter Emanuels und ſogar der Stiefvater willens zu tun: der Betroffene ſelbſt aber weigerte ſich. Er wollte von einer Klage nichts wiſſen.

Wiederum nach einigen Tagen holte man ihn unter dem ſchrägen Dach der elenden Rumpelkammer, wo er gelegen hatte, hervor, nachdem es ſchon dunkel geworden war, und brachte ihn in ein Schweſternhaus, das die Surauer Dame gegründet hatte und aus eigenen Mitteln unterhielt. „Da dieſer arme Menſch," ſo waren ihre Worte geweſen, „nun leider nicht ſelber zu mir kommen kann, was bleibt mir übrig, als ihn zu holen?"

Drei Diakoniſſinnen und eine Art Oberſchweſter beſorgten das kleine Krankenhaus, das in einem freundlichen Garten, nicht weit vom Rande des Waldes, gelegen war. Von Zeit zu Zeit kam das Fräulein ſelbſt in einer mit Atlas ausgeſchlagenen Landkutſche aus Gurau herüber, begleitet von ihrer Geſellſchafterin, um ſich perſönlich von dem Gedeihen ihrer Stiftung zu unterrichten. Diesmal erſchien ſie genau am ſiebenten Tage, einem Montag, nach Emanuels Einlieferung.

Sie hatte in einem für ſie reſervierten Raum zunächſt mit dem Arzt und der Oberſchweſter eine längere Ausſprache, wobei die etwas verwachſene, kleine Dame nicht einen Augenblick ſtille ſtand, ſondern in ihrer ſchwarzen Seidenrobe fortwährend durch das Zimmer rauſchte: von einer Wand, mit dem Stiche des Ganges nach Emmaus, zu der anderen Wand, mit dem Bilde von Chriſti Himmelfahrt. Schließlich wurde ſie zu dem Kranken geführt, den ſie zunächſt mit Neugier betrachtete.

Sauber gebettet und mit einer flanellenen Jacke über den mageren Schultern, die den Anſatz des langen Halſes frei ließ, lag Emanuel Quint, den Rücken durch Kiſſen geſtützt, im Bett. Er hatte auf einem gelben Holzſtuhl zwei Exemplare der Bibel neben ſich liegen, von denen, bräunlich, beſchmutzt und abgegriffen, das eine ſein altes Eigentum und alſo der Quell ſeiner Irrtümer war, das andere dem Schweſternhauſe gehörte, ja ſogar dem Bett, das Emanuel inne hatte; denn nach Anſicht dieſer evangeliſchen Kreiſe und der Stifterin des chriſtlichen Heims: „Herr! Hilf!" gehörte, wie leibliche Nahrung dem Körper notwendig iſt, jeglicher Seele ihr Bibelbuch.

„Hier iſt nun," ſagte der Arzt, „Ihre Wohltäterin."

Die Dame ſchüttelte aber ſogleich ablehnend, zwiſchen den ſchwarzen Bändern ihres Kapotthutes, lebhaft den Kopf. „Ich

bin nicht hierher gekommen," ſagte ſie, „um mich Ihnen als Wohltäterin präſentieren zu laſſen, Herr Quint. Ich will mich nur durch den Augenſchein überzeugen, ob es Ihnen einigermaßen beſſer geht: Was fällt Ihnen ein, Doktor?" fuhr ſie fort, indem ſie dem Arzt mit dem Finger drohte, wobei die lange, magere Hand mit einem Halbhandſchuh aus ſchwarzer Spitze ſichtbar ward. „Wenn wir Gutes tun, ſollten Sie doch wahrhaftig wiſſen, als guter Chriſt, ſo haben wir gerade zur Not getan, was wir ſchuldig ſind." Sie kehrte ſich hierauf zu ihrer Geſellſchafterin, um dieſer ſehr langen und ſteifen Dame, aber ſo, daß alle es hören konnten, zuzuflüſtern: „ich finde, daß der Mann einen guten Eindruck macht."

Jetzt begann der Arzt ſeinen klinischen Vortrag, wobei er, was die alte Dame zu lieben ſchien, die verſchiedenen Narben der Wundſtellen zeigte. Er klopfte auch, das Hemd des Narren beiſeite ſchiebend, jene Partie der Lunge ab, die durch den Stoß gelitten hatte, deſſen Spur als dunkler, in allen Farben des Regenbogens ſpiegelnder Fleck, auf der weißen Haut der rechten Bruſthälfte, noch zu ſehen war. Alles, was die rein pſychiſche Erkrankung des Patienten betreffen konnte, war durch den Arzt zunächſt aus ſeiner Behandlung ausgeſchaltet worden. Er hatte es überhaupt, ſo lange Quint unter ſeinen Händen war, nicht berührt.

„Meinen Sie," hatte das adlige Fräulein während jener Beſprechung, die dem Krankenbeſuch voranging, den Arzt gefragt, „daß es dem Menſchen ſchaden könnte, wenn ich mit Vorſicht das Geſpräch auf jene unſelige Schwäche bringe, die, wie es ſcheint, ſein Verhängnis iſt?" Dieſer aber, der Arzt, hatte gelacht und ihr jeden Verſuch in dieſer Richtung anheim geſtellt. Er hatte auch noch hinzugefügt, daß es nicht immer ganz leicht wäre, die fixe Idee und das Wahnſyſtem

eines Paranoiakranken aufzudecken, da ſolche Kranken zuweilen, aus irgendeiner geheimen Urſache, mit großer Schlauheit und Intelligenz den Beobachter irre zu führen vermöchten. Er hatte ſie darauf hingewieſen, wie Emanuel jetzt eben durch Preisgabe ſeines Wahns der Gotteskindſchaft recht übel gefahren ſei und vielleicht ſeine Überzeugung, er ſei der Meſſias, deshalb für längere Zeit geheim halten oder leugnen werde. Nun aber ſah die Dame den Arzt mit einem beſonderen Blicke an, ihn und auch die Geſellſchafterin, und beide entfernten ſich, weiterſchreitend, unauffällig zu einigen Kranken des nächſtfolgenden Zimmers hinein.

Schweſter Hedwig aber ſchob einen Korbſtuhl bis auf eine abgemeſſene Entfernung an Emanuels Lager heran, den das alte Surauer Fräulein ablehnte, indem ſie ſich aber doch zu gleicher Zeit darauf niederließ.

Die Dame erzählte ſpäter oft, und auch einige Male hohen und höchſten Herrſchaften, wie Emanuel damals, bei dieſer erſten Begegnung, auf ſie gewirkt hatte. Sie verſicherte jedesmal dabei, es ſei nicht möglich geweſen, dieſem ſonderbaren Menſchen ohne Rührung, ohne Erſchütterung, ja ohne ein leiſes Grauen ins Auge zu ſehen. Als ich zu ihm ging, ſagte ſie, war ich neugierig, als ich von ihm ging, wußte ich nicht, was mit meiner Seele geſchehen war.

Das Surauer Fräulein begann ihr Geſpräch mit Redensarten, wie ſie in ähnlichen Fällen üblich ſind: „Sind Sie zufrieden mit der Verpflegung?“ fragte ſie. „Sind Sie mit irgend etwas unzufrieden?“ fuhr ſie fort, als Quint zu der erſten Frage bejahend genickt hatte. Quint ſchüttelte nun verneinend den Kopf. Dann trat eine kleine Stockung ein. „Es iſt empörend, wie dieſe rohen und ſchlechten Menſchen Sie behan-

delt haben," ſetzte ſie dann ihre Rede fort. „Ich habe gehört, daß ſich der Staatsanwalt bereits mit der Sache beſchäftigt hat. Man ſagt mir, auch Sie, Herr Quint, wären über dieſe Sache bereits vernommen worden. Wir leben in einem geordneten Staat! Wo ſollte das hinführen, wenn Pöbelrotten ungeſtraft über friedliche Menſchen herfallen dürften?"

Quint, der, die Hände gefaltet auf der wollenen Bettdecke, mit ſcharfgerichteten, aber niedergeſchlagenen Augen zugehört hatte, erhob nun, mit einem langen Blick in das Antlitz der alten Dame, den Kopf, dann begann er, in einem gemeſſenen Tonfall, und ohne jedwede Spur von Befangenheit:

„Was meinen Sie, wenn man die Lehre des Heilands, dazu ſein Leben und Sterben recht verſtanden hat, und wenn man ferner nichts Beſſeres und Höheres in dieſem irdiſchen Leben kennt, als ſeiner Lehre, ſeinem Leben und Sterben nachzufolgen, kann man dann wohl mit dem Vorgehen irgendeines Gerichtes, das aus menſchlichen Richtern gebildet iſt, einverſtanden ſein, oder gar jemals ein ſolches anrufen?"

„Ich denke doch," gab das Fräulein zurück. „Wo Obrigkeit iſt, ſagt unſer Heiland, ſo iſt ſie von Gott verordnet und jedermann ſei ihr untertan. Dieſe Menſchen haben ſich vergangen gegen Gott und die Obrigkeit und darum müſſen ſie füglich beſtraft werden."

„Hat nicht," ſagte Emanuel, „der Heiland mitunter in einem gewiſſen Zuſammenhange Worte geſagt, die in einem anderen Zuſammenhange anders lauten und Andres bedeuten? Was ſoll man glauben, was von drei Dingen das köſtlichſte iſt: das von Menſchenhänden niedergeſchriebene Leben unſeres Herrn? das irdiſch gelebte Leben unſeres Heilandes, oder das himmliſche Leben unſeres Herrn?"

Die Dame meinte: „das himmliſche Leben".

„So," ſagte Emanuel, „denke auch ich. Ich meine, daß in dieſem Leben das ſchlackenloſe Licht des Geiſtes geweſen iſt; daß aber Schlacken dieſes heilige Licht des Geiſtes in ſeinem zweiten, irdiſchen Leben, ſchon verdunkelten: um wieviel mehr in dieſem dritten Leben, auf den bedruckten Blättern eines Buchs, die etwas wiedergeben, was von Menſchen erzählt, von Menſchen erlauſcht, von Menſchenhänden niedergeſchrieben iſt. Oder ſollte es Menſchen geben, die da meinen, die Glorie, die den Sohn Gottes umſtrahlt, ſtamme etwa aus dieſem Buch? Es enthält vielmehr nur einen ſchwachen Abglanz ſeiner Glorie."

Die Dame fand ſich ein wenig beunruhigt, weil ihr dies alles auf eine bedenkliche Weiſe einleuchtete, und Quint fuhr fort:

„Ich glaube, daß dieſes Wort von der Obrigkeit in einem gewiſſen Sinne unter die Schlacken zu rechnen iſt. Jedenfalls iſt es für Leute beſtimmt, die außerhalb der Wiedergeburt, ſowohl als Herrſcher, wie als Beherrſchte, dem Reiche der Toten angehören. Ich aber gehöre dieſem Reiche nicht an: mein Reich iſt nicht von dieſer Welt."

Jetzt aber blickte das Fräulein plötzlich den Narren in Chriſto mit geſpannteſter Neugier an.

Sein Hemd ſtand offen. Die Muskeln ſpielten an ſeinem Hals. Die feinen Lippen öffneten ſich unter dem rötlichen, unten geſpitzten Bart und ſchloſſen ſich wieder ohne Strenge. Nicht weit vom Anſatz des Ohres pochte ſichtbar ein Puls, desgleichen im zarten Geäder der bleichen Schläfe. Das Auge aber des Tiſchlerſohnes war weit, freilich mehr nach innen, als nach außen, aufgetan. Und er fuhr fort:

„Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt. In dieſer Welt aber, wo der Lohn der Sünde zum Stachel des Todes geworden iſt, ward die Kraft der Sünde zum Geſetz. Wer es faſſen mag, faſſe es. Ich aber ſtehe unter der Kraft der Sünde und

alſo auch unter dem Geſetze nicht. Deshalb ſuche ich auch meine Ehre vor dem Geſetze nicht, ſondern ich ſuche allein in mir die Ehre des, der mich geſandt hat."

So war nun auf einmal das Suraner Fräulein Auge in Auge jenem umfaſſenden Wahnſyſtem gegenübergeſtellt, an das ſie nicht eigentlich recht geglaubt hatte: und da ſie zunächſt nicht fähig war, in die eigentümliche Art der Quintiſchen Dialektik einzudringen, ſchien dieſer Wahn ihr anfangs noch ungeheuerlicher, als er tatſächlich war, zu ſein. Natürlicherweiſe erſchrak ſie förmlich. Aber die heißen und kalten Schauer, die der frommen Dame gleichzeitig über den Rücken liefen, waren ihr angenehm. Ähnliche Sinneserregungen ſuchte ſie, und fand ſie in der Art ihres religiöſen Lebens, ſo wie in ihrer philanthropiſchen Wirkſamkeit, und ähnliche Wirkungen hatte ſie oft — niemals jedoch die gleiche wie jetzt und mit ſolcher erſchütternden Stärke! — empfunden.

Denn Emanuel Quint erſchien ihr im erſten Augenblick weder lächerlich noch bedauerlich, weder ein Narr noch ein Kranker zu ſein und der ſtarke Eindruck, den er ihr machte und der ſie unvorbereitet traf, konnte ſich auch durch den Umſtand nicht abſchwächen, daß Quint ſofort und ohne Umſchweif auf ſeine religiöſen Einbildungen zu ſprechen kam. Es ging ihr in dieſer Beziehung nicht anders, wie es vielen ergangen war, die der Irrtum des ſonderbaren Schwärmers in Feſſeln geſchlagen hatte. Die plötzliche Anmaßung eines Menſchen, kein geringerer als der Erlöſer zu ſein, betäubte ſie, obgleich ſie eben die Anmaßung ablehnte: die Illuſion der Heilandsnähe ward aber zugleich in ihr auf unerhörte Weiſe erzeugt und durch die Beſcheidenheit genährt, womit der Narr in Chriſto ſeinen Irrtum zum Ausdruck brachte.

Zwar hatte Emanuel keineswegs die runde Behauptung auf-

geſtellt, er ſei der wiedererſtandene Chriſt! aber dies und nichts anderes war, durch die letzten Worte des armen Hoſpitaliſten, nach Anſicht des Fräulein in vollem Umfange ausgedrückt und ihr Kapotthut begann zu zittern.

„Nicht alles, was Sie geſagt haben," erwiderte ſie vorſichtig ... „nicht alles iſt mir ganz verſtändlich, lieber Herr Quint. Ich bin eine arme, alte Frau und mein Kopf iſt niemals der allerbeſte geweſen. In meiner Einfalt meine ich allerdings, daß die Obrigkeit Gewalt, zu richten, und Gewalt, zu ſtrafen, hat. Ich kenne Sie noch zu wenig, Herr Quint. Ich kenne inſonderheit die Geſchichte Ihres Lebens und Ihrer Gotteserfahrungen nicht. Ich weiß wohl, daß geſchrieben ſteht: ‚ich habe es den Weiſen verborgen, den Ungelehrten, den Kindern und Unmündigen, denen, die arm an Geiſt und reines Herzens ſind, dagegen zu wiſſen getan!' ich weiß das wohl. Ich bin auch ganz erfüllt von dem, was der heilige Apoſtel Petrus geredet hat: wir haben ein feſtes, prophetiſches Wort und ihr tut wohl, darauf zu achten, als auf ein Licht, das da ſcheinet in einem dunkeln Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenſtern aufgehe. . . ."

„In eurem Herzen!" ergänzte Quint.

„Jawohl," fuhr ſie fort, „aber es werden auch äußere Zeichen geſchehen, wenn der Sohn in den Wolken zur Rechten des Vaters ſitzen wird am jüngſten Tag und am jüngſten Gericht. Hüten wir uns, in Verſuchung und Stricke und in verderblichen Irrtum hinein zu geraten." Dies alles ſprach die Dame mehr und mehr erregt und mit einem bebenden Herzenston.

„Gott iſt ein Geiſt," ſagte Quint dagegen, indem er, nicht ohne eine leiſe begütigende Zärtlichkeit, ſeine Hand über die zitternden Hände der Dame gleiten ließ. „Gott iſt ein Geiſt

und die ihn anbeten, ſollen ihn mit dem Geiſte und mit der Wahrheit anbeten. Denket nach, liebe Frau: Gott iſt ein Geiſt. Die heiligen Menſchen Gottes, wie Petrus ſagt — und wahrlich, mehr denn Petrus war, bin ich! — ſind überall. So lange die Welt ſteht, haben heilige Menſchen Gottes geredet, getrieben von dem heiligen Geiſt. Aber dasſelbe Wort, gute Frau, dadurch das Licht ins Irdiſche ſcheinet, dasſelbe Wort verdunkelt das Licht und ſoweit nicht der Geiſt das Wort tötet, ſoweit tötet das Wort den Geiſt. Aber wenn heilige Menſchen Gottes reden, ſo wiſſen wir alſogleich, wes Geiſtes Kinder ſie ſind. Gott iſt ein Geiſt: ſo wiſſen wir, zu wem und von wem ſie Vater ſagen. Der Vater iſt Geiſt und die da wiedergeboren ſind durch den heiligen Geiſt, die allein werden ihn Vater nennen und werden Gotteskinder heißen. Nicht aber die leiblich Toten, leiblich Erweckten an einem jüngſten Tag oder jüngſten Gericht."

„Ihr müßt nicht glauben," fuhr Quint fort, „daß Gott ein Gott der Geſtorbenen iſt. Er iſt, wie es der Heiland uns offenbart, ein Gott der Lebendigen, nicht der Toten! Wehe denen, die eine Sünde tun wider den Geiſt, die nie vergeben wird, indem ſie ein Bild machen von dem Geiſt! indem ſie einen irdiſchen König aus ihm machen! einen Zauberer! einen König, der in den Wolken thront, umgeben von geflügelten Geißelknechten mit feurigen Geißeln! einen Mann, der uns richtet und alſo weder haßt noch liebt, ſondern unter dem Geſetze ſteht, dem aus Sünde geborenen Recht. Der uns kein Vater ſein kann und ſein darf, denn wo wäre je ein Vater zum Richter über Leben und Tod ſeiner Kinder geſetzt? Ein Vater liebt ſeine Kinder, denn ſeine Kinder ſind ſein Blut. Wir ſind aber Gottes Blut, denn „unſer Vater" beten wir. Unſer Vater richtet uns nicht! Zwiſchen ihm und uns iſt

weder Gerechtigkeit, noch auch Ungerechtigkeit, ſondern nur Liebe. Und keiner thront zu ſeiner Rechten, der mehr iſt denn ich, des Menſchen Sohn! Keiner thront zu ſeiner Linken, der mehr iſt denn ich und irgend wer, der durch Jeſum Chriſtum wiedergeboren und in die Gemeinſchaft des Geiſtes beſchloſſen iſt. Was fürchtet ihr? Wehe denen, die da Lügen verbreiten, als wäre der Geiſt nicht Geiſt, ſondern ein Kerkermeiſter ewiger Abgründe! Wehe allen, die da gekommen ſind, die Welt zu foltern und zu martern durch den „Geiſt"! Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch: ich habe die Pforten der Hölle aufgeriegelt, ſo ſtark iſt die Kraft des Vaters in mir, es gibt keine Finſternis, in die Licht des Geiſtes nicht hinabdringen ſoll, es gibt keinen armen Schächer, den meine Liebe nicht befreit! Sie werden alle die Wahrheit erkennen, und eben die Wahrheit wird alle frei machen. Was wartet ihr auf die Zukunft Gottes? Das Geheimnis iſt offenbar! Gott iſt nicht fern! Er iſt nicht in einem fernen Lande! Gott iſt hier! Gott iſt bei uns! In mir iſt Gott!"

Emanuel Quint hat dieſe für ihn ſo überaus bezeichnende Gedankenfolge ſpäterhin oft entwickelt, und die Hartnäckigkeit, mit der er das tat, wurde als für eine beſtimmte Krankheitsform ſeines Seelenlebens beweiſend erachtet. Nicht ſo dachte die Geiſtlichkeit, die in derlei verwunderlichen Deduktionen nur die Gefahr für die Dogmen der Kirche herausſpürte. Übrigens war dieſe Geiſtlichkeit ſpäter in zwei Lager geteilt: im erſten Lager ſah man in dem Beſtechenden, geradezu Einleuchtenden dieſer Verſtandesoperation und Betrachtungsart die Gefahr, im anderen Lager, das bei weitem zahlreicher war, nahm man ſich nicht die Mühe, in die innere Logik dieſer närriſchen Weisheit einzudringen; oder auch, man vermochte es nicht. Hier tat man Quinten inſofern Unrecht, als man

ihn ſchlankweg für einen bewußten Charlatan und Betrüger nahm, der, einfach auf ſeinen gemeinen Vorteil bedacht, die Leichtgläubigkeit derer, die niemals ausſterben, ausnutzte und ſich, ähnlich wie zuweilen Hypnotiſeure, Spiritiſten und andere Tauſendkünſtler tun, zyniſcherweiſe — was allerdings noch nie dageweſen war! — geradezu mit dem Nimbus des Heilands breit machte.

Ein Erzbetrüger dieſer Art war aber der arme Narr in Chriſto nicht, und auch das Surauer Fräulein hielt ihn, nachdem ſich längſt ſein Geſchick vollendet hatte, niemals dafür. Sie gehörte zu denen, die behaupteten, daß er höchſtens ein irregeführter, ehrlicher Heilandsſucher geweſen ſei, und manchmal hat ſie ſogar in Gegenwart vieler die Worte geſagt: „wer weiß, er war vielleicht ein Erleuchteter, den euere neunmal kluge Theologie nicht begriffen hat".

Einſtweilen griff ſie jedoch nach dem Riechfläſchchen! Die Worte Emanuels hatten ſie ganz aus der Faſſung gebracht. Sie empfand eine ſtarke Erſchütterung. Eine überaus tapfere Natur, die ſie war, und mit geſunden Verſtandskräften, ja ſogar mit geſundem Humor begabt, hatte ſie doch in ſich, beſonders auf religiöſem Gebiet, einen gewiſſen Überſchwang des Gefühls zu bekämpfen, der ſie oftmals etwas bereuen ließ. So war es ihr jetzt, nach den Worten Quints, als umgebe ſie plötzlich ein großes Licht. Es war ihr, als ſeien Schleier gefallen, und ein letztes Geheimnis offenbart. Es war ihr, als habe ſie bisher nur gleichſam mit tönendem Erz oder klingelnden Schellen von Heilandsliebe gehört und empfinde nun plötzlich den ganzen vollen und wahren Glanz und Sinn dieſer allumfaſſenden Heilandsliebe. Ihr war, als habe ein Strahl aus dem Herzen dieſes fremden und doch ſo vertrauten Menſchen ihr innerſtes Weſen brennend berührt. Ihr ſchwin-

delte förmlich, ihr pochte das eigene Herz atemraubend bis an den Hals hinauf, und wenn sie sich nicht gewaltsam beherrscht hätte, so würde sie tatsächlich am Bette des armen Hospitaliten weinend niedergesunken sein.

In diesem Augenblick aber rang sich ein leichtes Hüsteln aus der Brust Emanuel Quints hervor, und man konnte merken, wie sich ein an seinen Mund geführtes weißes Tüchelchen rot färbte. Gleichgültig schob er es zwischen Matratze und Bettstelle. Das Surauer Fräulein erhob sich sogleich.

„Sie haben zu viel gesprochen, lieber Herr Quint," sagte sie, mit einem ehrlichen Schreck und gleichzeitig über und über, wie ein junges Mädchen, errötend. „Ich hätte Ihnen gern noch lange zugehört, leider geht es nicht und darf ich es nicht. Unser strenger Herr Doktor macht mir Vorwürfe."

Die Schwester Hedwig trat heran. Sie hatte eine Zitrone zerschnitten, die Scheiben auf einen Teller gelegt und reichte diesen Emanuel. Emanuel achtete ihrer nicht.

„So Gott will," sagte die Dame weiter, „haben wir uns nicht zum letzten Male gesehen, Herr Quint!" und somit reichte sie ihm die Hand, die jener nahm und in der seinigen ruhen ließ, wobei er die Surauer Dame mit einem kaum merklichen Kopfnicken anblickte. Dabei fielen ihm rötliche Strähnen seines Haupthaars über das bleiche, eingesunkene, mit Sommersprossen bedeckte Gesicht, auf das sich ein Strahl der späten Morgensonne gelegt hatte, der durch weiße Gardinen in das Zimmerchen drang.

Wiederum zwischen dem Sange nach Emmaus und der Himmelfahrt Christi im Vorzimmer auf und abrauschend, wiederholte die Dame oftmals in jenem weltlichen, resoluten Ton, für den sie bekannt war: „ich sage euch, macht mir die-

sen armen Menschen gesund! Es wird nichts außer Acht gelassen, Doktor, was irgend für ihn geschehen kann." „Ich werde euch Früchte und Wein schicken, ihr Mädchen!" so wandte sie sich an die Oberschwester und einige Diakonissinnen, die dabei standen. „Tut euer Bestes! Schont meinen Rendanten nicht!

„So haben Sie ihn denn wirklich zum Reden gebracht, gnädigstes Fräulein?" sagte der Arzt mit Verwunderung. „Es ist sonderbar. Er hat die ganze Woche über weder in meiner noch in der Schwestern Gegenwart irgendein religiöses Thema berührt." Er habe nur geschrieben und gelesen, erklärte die Oberschwester, und außer auf Fragen, die seine Pflege betrafen, kaum geantwortet, auch Anreden nur mit einem müden und guten Lächeln, leise den Kopf schüttelnd, abgelehnt.

Zwölftes Kapitel

Das Surauer Fräulein hatte an dieſem Tage im Speiſeſaal ihres Schloſſes, das in einem großen Park alter Bäume ſtand, den Bruder Nathanael und einen ihrer Gutspächter, den Oberamtmann Scheibler mit ſeiner Gattin, zu Gaſt. Die Geſellſchafterin hatte aber die Geladenen zu Tiſche geführt, weil die Dame des Hauſes ſich durch den Beſuch im Schweſternheim verſpätet hatte, und ſchon während die Suppe gereicht wurde, wußte die Geſellſchafterin ſich kaum genug zu tun in Schilderungen des ſonderbaren Eindrucks, den Quint auf die Surauer Dame ausgeübt hatte.

Als die Dame ſpäter bei Tiſch erſchien, erkannten alle, daß die Geſellſchafterin nicht übertrieben hatte, denn obgleich die kleine Tiſchgeſellſchaft das mit gedämpfter Stimme geführte Geſpräch über Quint ſogleich unterbrach, kam die Herrin des Hauſes, gleich nachdem ſie begrüßt worden war und alle ſich wiederum niedergelaſſen hatten, aus freiem Stück auf Emanuel Quint zurück.

„Erzählen Sie, erzählen Sie alles, was Sie von ihm wiſſen, Bruder Nathanael!" damit wandte ſie ſich an den eifrig kauenden Apoſtel der inneren Miſſion, der ſeine vierſchrötige Geſtalt in einen ſaubergebürſteten, ſchwarzen Anzug geſteckt hatte, und Bruder Nathanael ſchluckte hinunter, was er gerade im Munde hatte, ſtrich ſich den wilden Bart mit der Serviette und begann.

Er erzählte von seiner Predigt in der Dorfschule, wo er Emanuel Quint zuerst gesehen und nach der Predigt gesprochen hatte. Er erinnerte sich an Einzelheiten ihres ersten Gespräches. Er wandte sich an den Oberamtmann Scheibler und sprach davon, wie er dessen jugendlichen Neffen am Morgen danach getroffen und mit ihm gemeinsam den Gang über Feld angetreten hatte. Wie sie auf diesem Wege Emanuel Quinten fanden, als er, in der Nähe eines Strohschobers, betend auf seinen Knieen lag.

In seiner weiteren Schilderung des später Vorgefallenen befliß sich Bruder Nathanael keiner besondren Genauigkeit. Weder berührte er das schwärmerische Brotbrechen, noch viel weniger aber die seltsame Taufhandlung, durch die er die Weihe einer besonderen Mission schließlich und endlich unaustilgbar in die Brust des Tischlersohnes gelegt hatte.

Diese Sache hielt er geheim.

Er hatte sich zwar, als die Brüder Scharf ihn deshalb angingen, in einem Briefe bei der Surauer Dame für Quint verwandt, war aber übrigens, um des Ärgernisses willen, das Emanuel allenthalben erregt hatte, mit geheimer Besorgnis, Reue und Angst erfüllt.

Unähnlich seinem gewaltigen Predigerton pflegte der fromme Bruder in den Häusern und an den Tischen seiner christlichen Gastfreunde langsam und in einem verschleierten Tone der Demut zu sprechen. Er sagte, als er mit seiner Erzählung fertig war:

„Wolle Gott diesen armen Christenbruder zurück zur Wahrheit leiten, wenn er mißleitet ist, und möge er denen vergeben, die ihn mißleitet haben, und jedenfalls nicht mit Absicht mißleitet haben. Die Macht des Satans ist eben zu groß und wir dürfen nicht aufhören, täglich, ja stündlich, wider ihn auf der

Hut zu ſein. Denn es iſt klar, daß der Satan niemand mit einem ſolchen Haſſe haſſen kann, als gerade den, der unſerem Heiland bei Tag und Nacht mit heißer Glut und heißer glühender Liebe dienet."

„Ich kenne ſeit langen Jahren," fuhr er fort, „die Brüder Scharf. Sie gehören zu den erſten Gnadenbeweiſen, die Gott mir ganz unwürdigem Diener am Wort erwieſen hat. Er wollte ihre Seelen durch mich zu Chriſto erwecken und Chriſto zuführen. Nun ſcheint es, hat der alte böſe Feind auch mit ihnen ſein Spiel getrieben."

„Ich hatte ſie vor einigen Tagen zu mir beſchieden," fuhr er fort. „Sie folgen dieſem Verirrten nach. Ich habe ihnen einige Stunden lang alle Bedenken, alle Gefahren ihrer ſeltſamen Meinungen über dieſen Emanuel vorgehalten! ſie bleiben dabei, daß er die Kraft des Geiſtes Gottes in ſich hat und die Gewalt über Leben und Tod."

„Ich habe aber noch mehr getan," erklärte der Laienbruder weiter. „Ich habe das getan, was in ſolchen Fällen und in allen Fragen des Lebens das alleinige Mittel iſt, zur Wahrheit in Chriſto durchzudringen: ich bin mit ihnen vor Gott getreten im Gebet. Und gebe der Himmel, wie ich denn innig hoffe, daß die Macht des Irrtums nun in ihnen zerbrochen iſt!"

„Sagen Sie mir, mein lieber Bruder Nathanael," begann nun der Oberamtmann, „in welchem Irrtum dieſer Mann oder Jüngling, von dem Sie reden, dieſer Emanuel Quant oder Quint, wie Sie ihn nennen, beſonders befangen iſt."

„Beſter Oberamtmann, Sie haben noch nichts von dem ſogenannten falſchen Heiland von Siersdorf gehört?" fragte erſtaunt das Surauer Fräulein. Herr Scheibler verneinte und ſie fuhr fort: „es iſt ein Menſch, der ſich, wie mir der Paſtor Schuch aus Siersdorf hier im Briefe beſtimmt verſichert, für

den wieder gekommenen Erlöser hält" — „und den auch," ergänzte die Gesellschafterin, „viele arme, verführte Menschen, wie es scheint, dafür halten."

„Das ist eine Sache," sagte der Oberamtmann, fast bis zur Bestürzung erstaunt, „die ja wahrhaftig nicht zu begreifen ist."

Frau Julie Scheibler, die eine temperamentvolle Christin war, fand nun für nötig, sich einzumischen.

„Das ist ja ein Unfug sondergleichen," rief sie kopfschüttelnd. „Das ist ja ein unerhörter Frevel, der, meiner Meinung nach, die allerschlimmste Lästerung des Allerhöchsten und Allerheiligsten in sich schließt. Es mag wohl vielleicht ein armer Verrückter sein, von einem entsetzlichen Dämon besessen, und man sollte da wohl am Ende alles tun, ihn aus den Krallen des Satans zu befrein."

„Das ist eben sehr merkwürdig, Frau Oberamtmann," wandte die Herrin des Hauses ein, „daß dieser Emanuel Quint keineswegs den Eindruck eines Verrückten oder eines vom Teufel Besessenen macht."

„Ja, aber wie kann er denn so etwas Ungeheueres behaupten?"

„An solchen Dingen ist deutlich zu merken, daß der Tag aller Tage nicht mehr ferne ist," sagte der Oberamtmann fast feierlich, „denn was anders soll man sagen zu einem solchen erschreckenden falschen Propheten, als: Antichrist? Es sind die Tage des Antichrists, die, wie an zahllosen, deutlichen Zeichen der Zeit zu erkennen ist, anheben. Wer zweifelt, daß die geistliche Babel überall in der vollsten Blüte steht?"

„Sie sagen da ein furchtbares Wort, Oberamtmann: Antichrist! Sollten wir da nicht mit einem zu großen und schrecklichen Wort vielleicht die Verirrung eines armen Schäfleins Jesu brandmarken?" sagte das Fräulein. „Man muß diesen

Menſchen mit Augen ſehen, um jedenfalls zu erkennen, daß Antichriſt ein bei weitem zu grauſames Wort für ihn iſt. Wenn er erſt ganz geſund iſt, werde ich ihn einmal zu uns bitten."

„Es iſt eigentümlich," ſagte Bruder Nathanael, als von den Dienern der Braten ſerviert wurde, „was mir ein Bruder, ein Volksſchullehrer Stoppe, aus dem Rieſengebirge ſchreibt, der Emanuel Quint bei ſich im Hauſe gehabt und geſprochen hat. Niemals, verſichert mir dieſer Mann, bekenne ſich Quint mit eigenem Munde zu übernatürlichen Kräften, ja er habe wiederholt erklärt, wie er nichts zu ſchaffen habe mit irgendwelchen Wundern und Zauberei. Er berichtet mir allerdings danach, daß unzweifelhaft, bewußt oder unbewußt, gewiſſe Wirkungen von ihm ausgehen, wie er ſelbſt ſich nachträglich überzeugt habe: die Heilung einer Gelähmten zum Beiſpiel, die Erlöſung einer Greiſin durch den Tod! — die nicht vereinbar ſind mit bloßer, ſchlichter Menſchenkraft. Übrigens ſchreibt mir Stoppe, er habe perſönlich niemals Emanuel Quint ſich ſelbſt etwa als den Heiland bezeichnen hören."

„Der Paſtor behauptet das unzweideutig," ſagte das Saurauer Fräulein, ehe ſie einen Kelch mit weißem Wein an die ſchmalen Lippen des ſchon ein wenig runzligen Mundes hob und fuhr fort, nachdem ſie mit kräftigen Schlucken getrunken hatte: „und allerdings muß ich ſagen, ſo ſehr mich die ganze Erſcheinung des ſonderbaren Menſchen zum Mitleid erregt, daß er mir gegenüber heut, zwar nicht geradezu, aber doch indirekt quaſi, ſeinen Wahn der Gottesſohnſchaft beſtätigt hat. Auf alle Fälle ſagte er mir, es iſt mir das ohne jeden Zweifel gegenwärtig, daß er mehr als der heilge Apoſtel Petrus ſei."

„Um Gotteswillen, dann ſteht es wahrhaftig ſchlimmer, als

ich glauben konnte, mit ihm!" so rief, bis an die Nasenwurzel erblassend unter der dichten Behaarung des Gesichts, der Bruder Nathanael. „Dann habe ich mich getäuscht in dem Menschen. Ich habe nämlich, durch meine Erfahrung mit ihm und durch den Brief des Bruders Stoppe veranlaßt, immer noch an ein mögliches Mißverständnis geglaubt. Man hätte, nahm ich an, einen ernsten Versuch zu einem reinen und heiligen Wandel in Jesu Christo mißverstanden: was jetzt zu glauben nun allerdings nicht mehr möglich ist."

Der Oberamtmann Scheibler, der an sich von einer natürlichen Milde war, bereute nun, was er im ersten Schreck über Quint gedacht und gesagt hatte. „Sie haben Recht, gnädiges Fräulein," wandte er sich an die nachdenklich blickende Gutsherrin: „ein armer Irregeführter ist deshalb noch lange kein Antichrist. Wir Menschen neigen zur Übereilung. Das siebenköpfige Tier der Lästerung scheint allerdings bereits in der Welt zu sein. Immerhin dürfen wir nicht über irgendeinen unserer armen Brüder den Stab brechen. Der Herr hat gesagt: ‚mein ist das Gericht'.

Ich würde es im Interesse des armen Menschen wünschen, wenn unser Freund und lieber Bruder Nathanael versuchen möchte, den Toren von seinem Irrtum abzubringen. Ich meine, er sollte zu ihm gehen und sollte ihm ernsthaft und mit der reinen und schlichten Kraft des Evangelii ins Gewissen reden. Er sollte ihm die Gefahren vorstellen, die denen drohen, die da vom rechten Wege abweichen. Er mag ihm sagen: du lehrest die anderen und lehrest dich selber nicht! Du rühmest dich Gottes und schändest Gott! Er mag mit ihm beten und diesen armen, verwirrten, falschen Heiland dem echten Heiland inbrünstig ans Herz legen, damit ihn dieser in seiner unendlichen Gnade und Liebe von seinem furchtbaren Wahnwitz

befreie. Ich bin überzeugt, daß Gott ſich dem armen ſündigen Menſchen, ſofern er ſeine Sünde bereut, nicht verſchließen wird."

„Ihr müßt ihm die Folgen ſeines ſchrecklichen Hirngeſpinnſtes deutlich ausmalen, Bruder Nathanael," ſagte die magere Oberamtmännin. „Man muß ihn darauf aufmerkſam machen, es ſei zweierlei, ob man aus der Kraft Gottes oder aus der Kraft der Hölle Wunder tut. Es iſt ja freilich geſagt: ‚wenn ihr Glauben habt als ein Senfkorn, ſo könnet ihr Berge verſetzen!' es iſt auch geſagt: ‚bittet, ſo wird euch gegeben!' und wir wiſſen ja auch, wie Sie, Bruder Nathanael, ſelbſt durch Gebet und Glauben ſchon mancher armen Kranken, die von den Ärzten aufgegeben geweſen iſt, durch Gottes Gnade erſehnte Hilfe haben bringen können. In dieſer Beziehung haben wir ja allerdings das klare beſtimmte Heilandswort: ‚Was ihr bittet in meinem Namen, das ſelbige ſoll euch werden!' — wenn Reue und Buße und alſo Vergebung der Sünden damit verbunden iſt. Solche Wunder geſchehen ja, wie wir alle wiſſen, noch täglich und ſtündlich unter den Gläubigen überall, wenn auch die Welt es nicht ſehen, hören und für wahr halten will. Aber wehe, wo jemand, der durch Gottes Gnade Kranke heilen, ja meinethalben ſelbſt Tote erwecken könnte, ſich deshalb vermeſſen wollte, der eingeborene Sohn Gottvaters zu ſein oder auch nur zu ſagen, daß er mehr als einer der zwölf Apoſtel des Heilands wäre.

Erzählt ihm doch auch von Simon Magus, dem Zauberer und falſchen Propheten, Bruder Nathanael," damit ſetzte ſie ihre Rede lebhaft fort. „Sagt ihm, daß auch der böſe Feind ſolche Wunder anrichte, zum Fallſtrick und Verderben derer ſowohl, an denen das Wunder geſchieht, als jener, die es hervorrufen, und ſprecht ihm von der Strafe der Zauberei.

Auch Simon Magus bezauberte das ſamaritiſche Volk und gab vor, etwas Großes zu ſein und ſie glaubten alle, daß er die Kraft Gottes, die da groß iſt, wäre. Und doch ſagte Petrus zu ihm: Du wirſt weder Teil noch Anfall haben an dieſem Wort, denn dein Herz iſt nicht rechtſchaffen. Stelle ihm die ewigen Strafen vor, Bruder Nathanael . . ."

Das Suraner Fräulein wollte reden und die Oberamtmännin unterbrach ihre Rede ſogleich.

„Ich glaube kaum," begann die Dame, „es wird mit dieſem Emanuel Quint auf ſolche Weiſe ohne weiteres fertig zu werden ſein. Es ruht eine, wie ich bekennen muß, eigentümliche Kraft zu faſzinieren in ihm. Man kann nicht glauben, gerade in dieſem Menſchen, den augenblicklich ein ſtiller Friede zu beherrſchen ſcheint, einer Kraft des Abgrundes zu begegnen.

Ich ſcheue mich nicht, noch mehr zu bekennen: ich habe dieſem Menſchen, wie noch nie einem Menſchen in meinem Leben, gleichſam bezaubert und geradezu andächtig zugehört. Sein Mund erklang mir wie Friedensſchalmeien und nichts an ihm ſchien mir, wie es ja eigentlich hätte ſein müſſen, unbegründet, widerlich oder gar lächerlich.

Ich glaube, daß er die Hölle leugnet."

Mit dieſen Worten hob die Dame die Tafel auf und nahm den Arm des Oberamtmanns, der ſie auf eine ſchöne Terraſſe, vor einem weiten baumumſtandenen engliſchen Raſen, den übrigen Gäſten voranführte. Hier wurde, unter dem lauten allgemeinen Geſange der Vögel, im lichtgefleckten Schatten eines Kaſtanienwipfels, der den Altan überdachte, der Kaffee ſerviert.

„Wenn er die Hölle leugnet," erklärte der Bruder Nathanael, und ſtrich mit den groben Fingern über ſeinen wilden, ſchlechtgepflegten, gelblichen Bart, „. . wenn er die Hölle leug-

net, ſo geht mir ſchon allein daraus hervor, daß er den rechten Weg verloren hat." Und Bruder Nathanaels kleine Augen begannen in einem ſtechenden Glanze zu funkeln. „Haben wir nicht das Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus?" fuhr er fort. „Wiſſen wir nicht aus der Schrift, daß des Menſchen Sohn in der Wolke kommen wird, zu richten die zwölf Geſchlechter Iſraels und alles Volk, das die Erde bewohnet? die Lebendigen und die Toten? Daß er zu den einen ſagen wird, zu den Schafen: ‚kommet her zu mir, ihr Geſegneten meines Vaters', und zu den andern: ‚weichet von mir, ihr Übeltäter? Die Gerechten aber werden leuchten wie die Sonne, wogegen die anderen, die Übeltäter, in den Feuerofen ſollen geworfen werden, und dort wird Heulen und Zähneklappern ſein'."

Der Bruder Nathanael fuhr noch längere Zeit in dieſem Sinne zu reden fort, während der Duft geſchorenen Graſes in der Sonne herüberwehte und überall lautes Geſchmetter luſtiger Finkenmännchen erſcholl.

Die Herrin des Hauſes bemerkte dazu:

„Ich wünſchte, unſer eifriger Bruder Nathanael hätte heut morgen dieſen Emanuel Quint über Gottes Gericht, über das Richteramt unſeres Heilands und ähnliche Dinge reden gehört."

Sie begann zu grübeln und ſuchte ſich die Worte des Narren in Chriſto ins Gedächtnis zurückzurufen. Dabei kamen ihr plötzlich ſein Wort in den Sinn: „Und keiner thronet zu ſeiner Rechten, der mehr iſt denn ich, des Menſchen Sohn! Keiner thronet zu ſeiner Linken, der mehr iſt denn ich", und ſo weiter, und ſie ſprang aus ihrem Korbſtuhl geradezu erbleichend empor und rief immer wieder, während ſie die Terraſſe auf- und abtrippelte: „er iſt doch eine unerhörte Erſcheinung, dieſer

Quint! — Denkt euch, er hat von sich selbst die Worte gebraucht: ich habe die Pforten der Hölle entriegelt, so stark ist die Kraft des Vaters in mir!"

Der Bruder Nathanael wollte sofort in das Schwesternheim zu dem, wie er meinte, unglückseligen Menschen hinübergehen. Allein das Surauer Fräulein brachte ihn mit großer Entschiedenheit davon ab, indem sie zugleich erzählte, wie schon die kurze Unterhaltung mit ihr dem armen Kranken Bluthusten verursacht hatte. „Ich werde aber keine ruhige Stunde, keinen ruhigen Augenblick mehr haben fortan, bevor ich nicht diesen verblendeten Jüngling wiedergesehen und auf den rechten Weg zurückgeführt habe."

Mit diesen Worten schloß Bruder Nathanael.

Etwa vierzehn Tage waren vergangen, als es Bruder Nathanael endlich gestattet wurde, seinen heimlichen Täufling, der ihm zum Schmerzenskinde geworden war, im Schwesternhause wiederzusehen. Diesmal fand er ihn nicht, wie ihn das Surauer Fräulein gefunden hatte, im Bett, sondern, mit der blaugestreiften Kattunjacke eines Hospitaliten angetan, in einem Korbstuhl aufrecht sitzend, den man — der Morgen war warm und ein wenig regnerisch! — an eine offene Balkontüre gerückt hatte.

Emanuel ward zu Tränen gerührt.

Da sich aber der Wanderprediger entschlossen hatte, auf jeden Fall mit diesem seinem ehemaligen Bruder in Christo streng ins Gericht zu gehen, kämpfte er die Bewegung nieder, die sich seiner bei diesem Wiedersehn ebenso bemächtigen wollte, und ließ sich anmerken, daß er nicht etwa dieses Wiedersehens wegen, sondern um anderer, bei weitem wichtigerer Dinge willen gekommen sei.

So begann er denn alſobald, um endlich ſeiner Gewiſſensqualen ledig zu ſein, mit allerlei Vorhaltungen.

„Lieber Bruder in Chriſto," fing er an, „ich muß mich zuvörderſt alles deſſen gegen dich entledigen, was mich, Gott weiß es, um deinetwillen viele Tage und Nächte lang bekümmert hat. Ich habe es immer wieder im Gebet dem Herrn unſerem Heiland vorgetragen, und er hat mir ſchließlich ins Herz gegeben, zu dir zu gehen und dich zu dem ſchlichten und reinen Geiſte des Evangelii zurückzurufen. Es iſt wahr, du ſchieneſt mir einer der Auserwählten zu ſein," fuhr er fort, „einer von denen, die von Natur aus beſchnitten ſind, aber nun ſehe ich, daß der Feind deinen Tritten gefolgt iſt und hat dich, verzeih mir, abſeits vom Wege des ewigen Heils den breiten Weg der Verdammnis geführt. Da aber eine jede Sache ohne die Kraft des Heiles iſt, die nicht durch Gebet begonnen, durch Gebet beendet wird, ſo wollen wir, lieber Bruder, gemeinſam zu unſerem Vater flehen, bevor wir unſern Streit mit dem Satan anheben, der, wie wir ja wiſſen, immer wieder Unkraut unter den Weizen ſät."

Und Bruder Nathanael ſprach das Vaterunſer.

Emanuel, der nicht einmal die Hände gefaltet und, wie es ſchien, das Gebet des Heilands nicht mitgebetet hatte, blickte Nathanael fragend an, und dieſer, mit einem gewaltigen Wölben der breiten Bruſt aus der Tiefe noch einmal Atem holend, rüſtet ſich, ſeine Anliegen im Zuſammenhang vorzutragen.

Nachdem er alles dasjenige umſtändlich dargelegt hatte, was ihm über Quint teils mündlich zu Ohren gekommen, teils ſchriftlich mitgeteilt worden war, enthielt er ſich nicht, die ganze Art einer ſolchen Nachfolge Jeſu zunächſt zu mißbilligen, wobei er auf jene heimliche Taufe zu ſprechen kam, für die er, wie er ſagte, verantwortlich ſei, die aber einen anderen

Sinn nicht gehabt haben könne, als eben den Emanuel zu einem in aller Demut getreuen Knechte Gottes zu weihen. „Nun aber," ſagte er, „biſt du der Hoffart, biſt du der Überhebung bis zu einem entſetzlichen Grade verfallen."

Er hielt nun Emanuel Quinten vor, er habe viele arme Seelen auf eine verhängnisvolle Weiſe irregeführt, wobei er als erwieſen vorausſetzte, daß jener durch allerlei trügeriſche Wundertaten Anhänger zu erwerben geſucht, den Seelenfang mit allen erdenklichen Mitteln betrieben habe. Dann kam er, nicht ohne mehrmals erneute Anläufe, auf den allergefährlichſten Punkt zurück.

„Ich kann es nicht glauben," ſagte er, „aber ich kann es ebenſowenig bezweifeln, denn ich habe es gerüchtweiſe allenthalben gehört und es iſt ja auch das, weshalb ſie dich überfallen haben. Oder warum überfielen ſie dich?"

„Weil ich vom Böſen gewichen bin," antwortete Quint, „und weil ich ein ganz Geringes vom Geheimnis des Reiches Gottes gelüftet habe. Weißt du nicht, lieber Bruder, daß geſchrieben iſt, ‚wer von der Lüge weichet, alſo vom Böſen, der iſt jedermanns Raub'?"

Nathanael aber gab zur Antwort: „Sie ſagen aber, ſie ſeien über dich hergefallen, weil der Teufel dich bewogen hat, unſern Heiland im Wahnwitz zu läſtern und zwar zu läſtern durch einen Ausſpruch, der mir nicht einmal über die Zunge geht, nämlich indem du ſagteſt, daß du mehr denn Petrus wäreſt und nichts Geringeres als er ſelbſt, der Herr, der Heiland und Gottes Sohn. Sage mir, bin ich recht berichtet?"

„Sage du mir zuvor, mein Bruder in Chriſto, Nathanael, der du mich einſt mit Waſſer taufteſt, ob ich dich nun dafür, ſtatt mit Waſſer, mit dem heiligen Geiſte taufen ſoll?"

Dieſe Worte erſchreckten den armen Laienbruder aufs äußerſte.

„Nein," rief er lebhaft, „nichts von Taufe! Mit deiner Taufe verſchone mich. Ich werde genug zu büßen haben, um aus dem Schuldbuche meiner Sünden jenen Morgen auszutilgen, an dem ich dich, in allzu blindem Vertrauen, mit Waſſer beſprengt habe. Deiner Taufe begehre ich nicht."

Emanuel Quint erbleichte bis unter die Nägel ſeiner langen und edeln Hand, mit bebenden Lippen ins Freie hinausblickend.

Nathanael war emporgeſchnellt.

Er hatte in ſeinem Leben viel erfahren und mit mancherlei Kranken, auch Verrückten zu tun gehabt. Er wurde auch in viele fromme Häuſer gerufen, um an den Betten erkrankter Söhne, Töchter, Mütter oder Väter zu beten und mancher Beſeſſene ward von ihm durch unabläſſiges Beten zu Ruhe gebracht, hier aber ſchien ihn der Wahnwitz mit ſeiner entſetzlichſten Fratze anzugrinſen. Hier war ein Jünger, hier war ein Freund, dem ſich beim erſten Anblick bereits Nathanaels Seele warm und herzlich geneigt hatte. Und faſt ohne Erregung, leiſe und ſchlicht, entglitten dem Munde dieſes Geliebten furchtbare Worte: Worte, deren Irrſinn grauenhaft feſt und grauenhaft ſelbſtverſtändlich anmutete, ſo hart und feſt, daß Nathanael dabei an eine harte, tote Maske aus Stein oder Eiſen denken mußte. Und beinahe wurde er ſelbſt, angeſichts dieſer Worte, zu Stein.

„Emanuel!" rief er nun, aber nicht mehr hart, ſondern mehr von Mitleid erfüllt und flehend: „Kehre um, und ſei es auch nur um meinetwillen, um meinetwillen, von dem ſonſt Gott am Tag der Tage deine verlorene Seele fordern wird. Du haſt vom Geheimnis des Reiches geſprochen! Mir ſträubt ſich das Haar, Emanuel! Laß uns beten, damit Gott dieſen Geiſt der Umnachtung von dir nimmt. Das Geheimnis des Reichs iſt

Gottes Sache! Der Heiland wird es denen, die ausharren, denen, die in Demut ausharren, dereinst enthüllen, wie er verheißen hat, wenn er dereinst wird wiederkehren, nicht mehr im Fleisch, sondern in aller seiner Herrlichkeit. Dann wird er uns alles offenbaren. Du aber tilge aus deiner Seele den Flecken des bösen Geistes aus, den fressenden Wurm, den Lügengeist jenes Erzlügners, der dir einbilden will, daß du das Geheimnis Gottes ergründet hast. Befreie dich von diesem deine Seele zerfressenden Wurm. Es sind ihrer viele, die solche Geheimnisse, die nur ihnen angeblich kund und zu wissen sind, mit sich herumtragen. Ich habe deren viele mit Augen gesehen und sprechen gehört. Viele von ihnen schreien und toben und reden seit langen Jahren hinter den Eisengittern des Narrenhauses davon.

Laß uns beten, Emanuel, daß Gott dieses Schicksal von dir abwende. Besinne dich, daß du Emanuel Quint, der Sohn eines armen Tischlers in Siersdorf und nichts anderes bist und der schlechteste, letzte, unwürdigste Diener deines Herrn."

Emanuel, dessen Mienen sich jetzt vollkommen beruhigt hatten, lächelte nun unter leisem Kopfschütteln.

„Komm, verstocke dich nicht, laß uns beten!" wiederholte Nathanael.

Aber der Narr in Christo sagte: „Wo einer in Gott ist, wie Gott in ihm, der betet nicht! und zu wem sollte ein solcher beten?" Der Schrecken des Bruders Nathanael erneuerte sich. Langsam gingen die schon zum Gebet gefalteten, groben Hände des ehemaligen Landarbeiters auseinander und er starrte mit blödem Ausdruck den langen, bleichen und mageren Hospitaliten an. Hierauf griff er nach seinem Hute, einem alten, mitgenommenen Kalabreser, der in der Nähe lag, dem Anscheine nach, um sofort seiner Wege zu gehen.


OBERSCHLESISCHE LANDESBIBLIOTHEK RATIBOR

Dagegen ſah ihn Emanuel Quint noch immer mit einem langen Blicke und jenem früheren leiſen Lächeln an, das aber allmählich mit dem Ausdruck eines bitteren Verzichtes ſich miſchte.

„Ich lerne," ſagte er, „mehr und mehr das Gericht des Gottesſohnes auf eine ganz beſondere Weiſe verſtehen und wie ſich ohne ſein Zutun ſogleich die Welt in zwei Lager ſcheidet, wo er erſcheint. Meine Mutter iſt zu mir gekommen und hat mich mit gerungenen Händen angefleht, ich möge von meinem Wahnſinn laſſen. Nun aber weiß ich, wie ich weder voll ſüßen Weines bin noch ſchwachen Verſtandes oder betörten Herzens, weder hoffärtig noch betrügeriſch, ſondern daß ich in den Fußſtapfen unſeres Heilands wandle.

Faſſe es, wer es faſſen mag: die Spuren meiner Füße ſind die Stapfen der Füße des Menſchenſohnes! Ich rede Worte des Gottesſohnes, wie ſie der Vater mir zu ſagen ins Herz gegeben hat, allein ihr kommt von allen Seiten zu mir und ruft mich an und ſchreit: du biſt wahnſinnig.

Sie haben meine Mutter zu mir gelaſſen," fuhr er fort, „und ſie hat mir geſagt, wie ſie innig hoffe, daß ich nun durch die böſe Erfahrung, durch Gefängnis, Feſſeln, Hohn der Menge, nächtlichen Überfall, Mißhandlungen und Zuſpruch guter Menſchen klüger geworden ſei. Nein, ich bin nicht klüger geworden, nicht klüger als der Vater, der in mir iſt.

Ich bete nicht! auch meines Bruders Jeſu Jünger, die Jünger des Menſchenſohnes, beteten nicht. Sie aber ſprachen zu ihm: warum faſten Johannes' Jünger ſo oft und beten ſo viel und deine Jünger eſſen und trinken? Und ſie drangen in ihn, obgleich er geſagt hatte: ‚euer Vater weiß, wes ihr bedürfet, ehe denn ihr bittet'. Sie drangen in ihn, daß er ſie dennoch beten lehre, bis er ihnen das Vaterunſer gab, ein Gebet, das nicht ſowohl ein Gebet, als ein Quell lebendigen Waſſers iſt.

Weil ich dir von dem Lichte unter dem Scheffel, von dem verborgenen Senfkorn, von dem Schatz im Acker, kurz, vom Geheimnis des Reiches Gottes gesprochen habe, so meinest du, meine Seele sei verfinstert vom bösen Geist. Aber ich sage dir, ich habe den Schatz im Acker gefunden, den Schatz, der verborgen war, und wenn ich etwas habe oder besitze, so will ich es alles hingeben, darum, daß ich nur diesen Acker für mich gewinne und behalte, darin der Schatz, den ich gefunden habe, verborgen ist. Ich will es alles hingeben, Bruder Nathanael, denn ich war ein Kaufmann, der ausging, gute Perlen zu kaufen. Und als ich die beste der Perlen in jenem verborgenen Schatze fand, die köstlichste, wußte ich, daß ich alles, was ich habe, gerne hingeben will, um die Perle des Schatzes im Acker zu behalten. Verstehe mich wohl, Bruder Nathanael, ich müßte alles dafür ohne Bedenken mit Freuden hingeben, denn wenn ich dich und die ganze Welt gewönne, was hilfe es mir, so ich diese Perle des verborgenen Schatzes im Acker dafür verlieren müßte? Und alles will ich freudig dafür hingeben, sogar mein Leben, Bruder Nathanael."

Der Bruder Nathanael faßte sich hilflos verwirrt an die Stirn, glotzte, wie wenn er den Satan erblickt hätte, in die ruhig, deutlich und langsam dozierenden Mienen Emanuel Quints, zerquetschte den Hut mit beiden Fäusten und rannte, als wie gepeitscht, davon.

Dreizehntes Kapitel

Am Tage jenes unglückſeligen Überfalls, genauer geſagt, in der Nacht jenes Überfalls auf Emanuel Quint und ſeine Anhänger waren die meiſten von dieſen auseinander geſprengt und zerſtreut worden. Der Schneider Schwabe lag mit ſeinem gebrochenen Bein im Kreiskrankenhaus. Der böhmiſche Joſef beſuchte ihn nach einigen Tagen dort, als er es in Erfahrung gebracht hatte. Schwabe fragte den böhmiſchen Joſef, wo Emanuel wäre, ob es ihm auch ſo übel wie ihm ſelber ergangen ſei, und erfuhr, daß Quint im Elternhauſe daniederliege.

Der Schneider und Schmuggler Schwabe, deſſen Naſe von einer grotesken Länge war, hatte, ſeit er im Krankenhauſe lag, Tag und Nacht von Emanuel Quint phantaſiert. Obgleich ſeine Fieberzuſtände anfangs nur leicht geweſen waren, ſich auch nach wenigen Tagen gänzlich verloren hatten, blieb doch ſeine Seele infolge jenes nächtlichen Überfalls nach wie vor aufgeregt, ſo daß ihn der Krankenpfleger oft in einem halbwachen Zuſtande Rufe und Gebetsworte ausſtoßen hörte.

Schwabe liebte, ſeit er ihn zum erſten Male im Hauſe der Greiſin geſehen und beobachtet hatte, den Narren in Chriſto, Emanuel Quint. Er wäre ihm auch dann perſönlich mit Leib und Seele ergeben geweſen, wenn ſeine Phantaſie nicht entzündet und zu Einbildungen religiöſer Natur mißleitet und mißbraucht worden wäre. Der böhmiſche Joſef hatte eine viel-

leicht nicht minder ſtarke Neigung zu dem eigenſinnigen Schwärmer in Chriſto gefaßt, aber einſtweilen überwog noch immer ſeinen ſchwankenden Glauben die Neugier, was wohl aus alledem noch werden wolle, und angeborene Abenteuerluſt.

„Schwabe, was meinſt du, wollen wir nun nicht wieder in unſer Gebirge gehen?" hatte der böhmiſche Joſef gefragt, aber Schwabe hatte nur heftig den Kopf geſchüttelt. Und auf den Zigeuner hatte es keinen geringen Eindruck gemacht, wie er den alten, luſtigen Kameraden wiederfand: nämlich mit einem Kruzifix zur Seite und mit einer aufgeſchlagenen Bibel, aus der er buchſtabierte, im Schoß.

Vor allem aber bemerkte er an ihm eine unbegreifliche Weſensveränderung.

Der Schneider nämlich hatte ihn, den böhmiſchen Joſef, mit dringenden Worten zur Umkehr, zur Einkehr und zur Buße gemahnt, wobei er ſelbſt, mit einer verzückten Miene des Glücks, ſich als auf dem Wege zur Vergebung der Sünden bezeichnete. Er ſagte, daß er durch und durch reuig ſei und zu einem reinen Wandel in Chriſto entſchloſſen. Mit dem Schmuggeln und jedem üblen Gewerbe ſei es vorbei. „Verſprich mir, Joſef, daß auch du deine arme Seele nicht mehr durch ungerechtes Gut und unerlaubten Handel beflecken und wohl gar verderben willſt. Sieh, ich bin ſo glückſelig, ſage ich dir, ſeit Gott mir dieſen neuen gewiſſen Geiſt und dieſe Prüfung mit dem gebrochenen Bein geſandt, mich ihrer für würdig gehalten hat. Obgleich ich hier feſt und ruhig in einen Gipsverband ſteifgebunden liege, hüpft, ſage ich dir, mein Herz vor übergroßer Glückſeligkeit."

Und als der böhmiſche Joſef nicht recht gewußt hatte, was er darauf erwidern ſollte, hatte Schwabe ſeine Rede etwa folgendermaßen fortgeſetzt:

„Du sollst mir aufs Wort glauben, Josef, daß du, wenn du nicht ganz verblendet bist, wirst solcher Dinge teilhaftig werden, wie ihrer kaum ein Mensch je teilhaftig geworden ist. Glaube es oder glaube es nicht, aber ich, der ich hier liege, sage dir: der, um dessenwillen ich hier mit gebrochenem Beine liege, ist niemand anders, als er, dessen Wiederkunft uns verheißen ist."

Josef wagte sich nun hervor und erzählte verschwiegenermaßen, was er für Quint mit seinen Fäusten verrichtet hatte.

„Das wird dir im Himmel," bemerkte der Schneider, „weiß Gott nicht vergessen werden!" Und dann erzählte er immer und immer wieder neue, lebhafte Träume, die er geträumt hatte von Emanuel Quint, bis er schließlich allerlei unverstandene Worte aus der Offenbarung Sankt Johannis einmischte, die er, teils von den Brüdern Scharf, teils durch eigenes Lesen erfahren hatte.

Man weiß, wie gefährlich das Lesen dieser Offenbarung, die viel weniger das, nämlich eine Offenbarung, als eine Verhüllung ist, zuweilen den Köpfen einfältiger Menschen werden kann. Es würde nicht ohne Interesse sein, diesen verhängnisvollen Einfluß auf die Köpfe der Menschen in der Geschichte des Christianismus nachzuweisen. Erinnert sei einstweilen nur an das große Münsterische Delirium, wo man das neue Jerusalem in einer Wolke der allgemeinsten Raserei errichten zu können vermeinte: eine Raserei, in der die Wiedertäufer-Bewegung zugleich kulminierte und unterging.

Der Schneider Schwabe sprach bereits von dem Sohne Gottes, den er mit Augen wie Feuerflammen und Füßen aus Messing in seinen Träumen gesehen hatte und der kein anderes Antlitz als dasjenige Quintens trug. Er sprach dazwischen von einem verborgenen Manna, das er gegessen habe, wobei er

nicht ohne Geheimtuerei zu verstehen gab, wie er zu denen gehöre, die um jenes Geheimnis wüßten, das Emanuel Quint verbarg. „Wer Ohren hat zu hören," wiederholte er oft ohne rechten Sinn, indem er dazu mit dem Finger drohte. Er ahmte in dieser Beziehung einen ekstatischen Ausbruch Anton Scharfs, des Leinwebers, nach, der jenen, wie sie meinten, mit der Kraft des heiligen Geistes überkommen hatte. „Wer Ohren hat zu hören, der höre, was der Geist den Gemeinen sagt."

„Und ich sah und sehe ein weißes Pferd, und der darauf saß, hatte einen Bogen; und ihm ward gegeben eine Krone, und er zog aus zu überwinden, und daß er siegte": solche und ähnliche Stellen wirbelte Schwabe durcheinander, so lange, bis endlich der Krankenwärter mit groben Worten dazwischen fuhr und Josef aus dem Schlafsaal trieb.

Nun hatte dieser das Gesehene und Gehörte, in einem Kornfeld versteckt und ausgestreckt, unter einem blauen Dache voll Lerchengetriller, bei sich erwogen und alledem nachgehangen, was im Wesen des Kameraden fremd, ja unbegreiflich erschien, und dabei hatte er auch nicht unterlassen können, sich ganz insgeheim die Frage zu stellen, ob mit dem Freunde denn im Kopfe wirklich noch alles recht richtig sei.

Da aber Geheimnis und Verheißung und das Jagen nach einer Illusion auch jeder gesunden Seele natürlich sind, ebensowohl als der Wunsch, den immer vorhandenen, unbestimmten Glauben auf einen bestimmten Gegenstand richten zu können, um diesen Glauben womöglich davon zu ernähren, daran groß wachsen zu lassen, so steigerte sich trotz aller Bedenken die Neigung des böhmischen Josef, göttliche Einwirkung als Grund des verwandelten Wesens seines Freundes anzunehmen, und gleichzeitig auch die Sehnsucht, Emanuel wiederzusehn.

Als er ſich aber ſpäter in der Dunkelheit vor dem Hauſe der Quints hatte blicken laſſen, ward ihm zum Lohne dafür, daß er Emanuel tatkräftig unterſtützt und von ſeinen Feinden befreit hatte, von deſſen Vater und Bruder, ſtatt eines Dankes, ein Hagel von Schmähungen und von Steinen zuteil.

Der böhmiſche Joſef war nicht empört geweſen. Er ſeufzte nur und blieb lange Zeit unſchlüſſig, nachdem er ſich aus dem Bereiche der Worte und Steine gezogen hatte. Es war ihm hart angekommen, härter als er geglaubt hatte, auf eine Begegnung mit Emanuel verzichten zu müſſen, und während er dies zu Gemüte nahm, erkannte er plötzlich, daß er durch unſichtbare Bande an dieſen Menſchen gebunden war.

Inmitten ſolcher Erwägungen fiel ihm ein, wenigſtens jenen Stellmachergeſellen aufzuſuchen, der Quinten am Abend des Überfalls geſehen hatte, um jedenfalls von ihm reden zu können und vielleicht zu erfahren, was aus Schubert und John und aus den Gebrüdern Scharf geworden ſei.

Der böhmiſche Joſef hatte ſich aber, gewitzigt gemacht, in die Stellmacherei nicht hinein gewagt, ſondern eine alte Frau angeſprochen, die in der Nähe vorüberhumpelte, und dieſe nach dem Geſellen gefragt, den leider der Meiſter, jenes nächtlichen Vorfalles wegen, Hals über Kopf aus dem Hauſe gejagt hatte.

Nun hatte der böhmiſche Joſef irgendeinen Strohſchober im freien Felde aufgeſucht, um darin zu nächtigen, und am nächſten Morgen in aller Gottesfrühe den Wirt von Emmaus Einkehr, den er beim Futtermachen, das heißt beim Grasmähen in ſeinem Obſtgarten hinter dem Gaſthauſe traf, nach Martin und Anton Scharf gefragt.

Der Wirt, indem er ein buntgeſticktes Käppchen ein wenig von ſeinem kahlen Scheitel hob, berichtete ihm, er habe aus

einer gewiſſen Talmühle, die einſam an einem lebhaften Flüßchen lag, ein briefliches Lebenszeichen von Martin Scharf erhalten, worin man ihn aufgefordert hätte, an den Gebets- und Andachtsübungen teilzunehmen, die man dort in allem Frieden abhalten könne.

Nach dieſer Talmühle hatte ſich Joſef, durch Brot, Butter und dünnen Kaffee hinreichend geſtärkt, ſogleich auf den Weg gemacht.

Erſt gegen Abend war er dort angekommen. Schon als er ſich dem einſamen Hauſe näherte, vernahm er, durch das Plätſchern und Rauſchen des Rades, frommen Hallelujageſang. In einem Stübchen, deſſen Fenſter über dem Rade und abgeleiteten Bette des Mühlbaches lag, fand er die Brüder beieinander. Zu Anton und Martin Scharf hatten ſich wieder die beiden Weber Schubert und John geſellt, dazu hatte ſich ſeltſamerweiſe Martha Schubert angefunden, auch waren außerdem gegenwärtig der hagere Waſſermüller und jener fortgejagte Stellmachergeſell, den Joſef am Abend vorher vergeblich geſucht hatte. Der böhmiſche Joſef war während ſeines ganzen Lebens noch nie mit einem ſolchen Rauſche der Freude wie hier begrüßt und empfangen worden. Man achtete weder auf die dicke, eingefreſſene Schmutzſchicht, die ſein häßliches, plattgeſchlagenes, braunes Geſicht überzog, noch fürchtete man das Ungeziefer auf ſeinem verfilzten, ſchwarzen Schädel, ſondern umarmte und küßte ihn brüderlich und als ob er der ſehnlichſt Erwartete und ein von den Toten Erſtandenes wäre.

Als der erſte Taumel des Wiederſehens vorüber war, wurde „Nun danket alle Gott!“ aus begeiſterten Herzen angeſtimmt.

Das Treiben in der verſteckten Talmühle, wie es durch Wochen, ja durch Monate damals fortgeſetzt wurde, iſt ſpäter

auf jede Weiſe verdächtigt worden. Es hieß, der Müller, ein fünfunddreißigjähriger Witwer, der lange Zeit in Braſilien gelebt hatte, wäre anrüchig. Er ſollte in irgendeine phantaſtiſche Mordgeſchichte in der Nähe von Breslau verwickelt geweſen ſein, ohne daß man ihm aber ſchließlich und endlich während der langen Unterſuchungshaft etwas nachweiſen konnte. Er hatte mit ſeinem verſtorbenen Weibe ſchlecht gelebt und wirklich hatte man es eines Tages tot im Mühlteiche ſchwimmend aufgefunden. Nachgewieſenermaßen aber litt dieſe Frau an einer ſtuporöſen, ſchweren Melancholie, die ſie aus dem Leben getrieben hatte. Jedenfalls war der Müller Straube ein Sonderling, der Bücher las, die Menſchen im allgemeinen wenig zu lieben ſchien, ſich ſchweigſam und mißtrauiſch gegen ſie zeigte und eine tiefgegrabene, bittere Falte des Kummers von den Naſenflügeln herunter zum Mund im Antlitz trug: anderer Eigenſchaften bedarf es wohl nicht, um in allerlei üblen Leumund zu bringen.

Man ſagte, es ſeien in jenen Verſammlungen unter den Anhängern Quints in der Talmühle wüſte und orgiaſtiſche Dinge vorgefallen, Vorgänge jener beſonderen Art, wie ſie von Zeit zu Zeit unter chriſtlichen Sekten immer wieder zutage treten! und es hätten dabei eine Anzahl liederliche Weibsperſonen mitgewirkt. Im großen ganzen täuſchte man ſich. Niemals war einer der Verſammelten in der Talmühle auch nur entfernt auf den Gedanken gekommen, etwa plötzlich das Licht zu löſchen und dabei den unſichtbar im Dunkel tappenden Brüdern und Schweſtern zuzurufen: ſeid fruchtbar und mehret euch!

Die Verſammelten nannten ſich auf den Vorſchlag des Müllers hin die Talbrüder. Sie hatten die Gütergemeinſchaft eingeführt — der allerdings die Weibergemeinſchaft in bedenk-

liche Nähe tritt! — und lebten aus einer gemeinsamen Kasse, die Martin Scharf übergeben war.

Sie hatten sich gegenseitig im Rausch der Einfalt, im Rausch der Beschränktheit, im Rausch der Nöte, Ängste und Kümmernisse, im Rausch der Sündenbefleckung und Reinigung, im Rausch des Kampfes, der ungewöhnlichen Tat, des Aufbegehrens aus Niedrigkeit, im Rausche des Suchens, des Wartens, der Heiligung, im Rausche des Blutopfers Jesu, vor allem aber im Liebesrausch, davon überzeugt, daß der Heiland erschienen und das neue Jerusalem vor der Türe wäre. Sie waren die Kunden! Sie waren die Wissenden! Und das brachte den neuen Rausch der Heimlichkeit.

Diese Leute alle für Narren zu erklären und zu beweisen, daß sie es wirklich gewesen sind, ist von einem gewissen überlegenen Standpunkt aus gewiß nicht schwer: ebensowenig, als es schwer ist, zu behaupten und nachzuweisen, daß sie beschränkt und ohne Bildung gewesen sind. Aber hier soll nicht verurteilt, sondern so weit wie möglich begriffen und ganz verziehen werden.

Diese Menschen fanden in ihrem gegenseitigen Anblick allerdings nichts Merkwürdiges. Ein Beobachter von reifem und überlegenem Geiste und Blicke jedoch würde in ihnen eine Versammlung von wahrhaft Enterbten dieser Erde erkannt haben und er hätte in ihnen jenes gefährliche Fieber bemerkt, das mit wechselnden, bald abgründischen, bald himmlischen Phantasien entweder Genesung oder Tod erzwingt.

Das bewußte Geistesleben dieser Leute wurde beherrscht von Lebensgier und einem jahrzehntelangen Harren und Hoffen in einer unsäglichen Alltagsmonotonie. Auf eine endliche Erfüllung aller zurückgestellten, leidenschaftlichen Wünsche, Neigungen und Bedürfnisse zu warten, mangelte plötzlich die Ge-

duld. Man erinnere ſich etwa an müde und verdurſtete Wüſtenwanderer und an die bekannte Wirkung der Luftſpiegelung: worin dann plötzlich weite Seen und ſchattige Wälder verlockend erſcheinen und alle reſignierenden Lebenskräfte zu neuer wütender Sehnſucht und Hoffnung anſtacheln.

Sonderbar bleibt nun der Glaube an Emanuel Quint.

Ein Glaube iſt freilich nicht zu begreifen, außer dadurch, daß man ihn mit den Gläubigen teilt. Wir müſſen uns alſo mit der Annahme dieſer verkehrten Gläubigkeit als einer abſurden Tatſache abfinden. Es wird aber ſtets zu bemerken ſein, wie auch bei höher gearteten Menſchen immer ein höher gearteter Menſch, und nur immer ein Menſch! Vertreter und Mittler des Göttlichen iſt. Gott bleibt uns ſtumm, er ſpricht denn aus Menſchen.

Die Geſchichte der Religionen beweiſt, daß niemals die Gottheit anders als im Gottmenſchen zu uns herniedergeſtiegen iſt, und was ein ſolcher Gottmenſch von der Gottheit zu faſſen fähig iſt, das allein iſt es, was wir als göttliche Erbſchaft beſitzen.

Kein Menſch will immer und ewig ohne Antwort bleiben, wenn er zu einem Weſen ſpricht. Man hat zu ſeinem eigenen Vater gebetet, bevor man zu Gott gebetet hat, den man ſchon mit dem Worte Vater vermenſchlicht, aber die Menge des katholiſchen Volkes betet am liebſten zu Heiligen, weil dieſe Heiligen wieder vergötterte Menſchen ſind. Sie betet zur Mutter des Heilandes aus gleichem Grunde und weil ſie die Schmerzen jeder irdiſchen Mutter am eigenen Leibe empfunden hat und alſo das volle, naive Vertrauen der leidenden Mütter und Kinder von Müttern auf ſich vereinigt. Und auch der evangeliſche Chriſt betet mit größerer Wärme zu Jeſus, dem Heiland, als er zu Gott betet, weil dieſer ihm unerreichlich fern, jener dagegen menſchlich nahe iſt.

Man fürchtet vielleicht einen unſichtbaren Gott, aber man liebt ihn nicht. Dagegen liebt man den menſchlichen Mittler und die unſägliche Liebe, die Jeſus auf ſich vereinigt, ſtrahlt auch in das kalte Dunkel des Unſichtbaren, erwärmt im Anhauch das fremde Göttliche und ſchließt, indem ſie ſich ſelbſt als einen Abglanz Gottes erklärt, ein Verſprechen unendlicher Liebe ein.

Nun war allerdings der Glaube dieſer Talbrüder an Emanuel Quint weder zweifelsfrei noch bei allen in gleicher Stärke vorhanden. Martin Scharf ging im Glauben voran. Dieſer ſtille, mitunter finſtere Menſch, ſprach oft, in ſich geſunken daſitzend, ſtunden-, ja tagelang kein Wort: wenn er jedoch zu reden begann, ſo kam es heraus: er hatte über den tiefen Sinn irgendeines Wortes aus Emanuels Munde nachgegrübelt. Anton Scharf war meiſt von leidenſchaftlicher Gläubigkeit, fiel aber zuweilen in ſchweren Zweifel. Schubert ſchüttelte öfters den Kopf, als ob er gewiſſe Bedenken hätte. Bis zu welchem Grade der Müller an Quint glaubte, wußte man nicht. Der Müller war ſozialiſtiſchen Utopien und genoſſenſchaftlichen Experimenten geneigt. Übrigens ſtammte er aus einer ſtreng bigotten Familie, und ſein Vater, der ebenfalls Müller war, beſchloß ſeine Tage im Irrenhaus. Der Hufſchmied John ſtand in bezug auf Quint unter einer gewaltigen Suggeſtion, jedoch ſtellte er öfters ſchüchterne Fragen, durch die er verriet, daß er nicht frei von Gewiſſensnöten war.

Die Kraft irgendeines Dinges und ſo auch die Kraft einer Seele, eines Irrtums, eines Wahnes entwickelt ſich an ſeinem Widerſtand. Die Männer der Talmühle, unter denen nur hie und da eine Frau erſchien, waren ſich deſſen recht wohl bewußt, daß ihre kleine Gemeinſchaft von dem feindlichen Ozeane der Welt umgeben war. Ein ſolches Bewußtſein ſteigerte aber

ihr Selbſtgefühl, das in der traditionellen Demut chriſtlicher Sekten, die ſie anſtrebten, keineswegs unterging. Das lutheriſche Wort von der „Seligkeit allein durch den Glauben" mußte unter den Talbrüdern dazu dienen, Augenblicke der Schwäche im Glauben an Quint und ſeine göttliche Sendung zu überwinden. Das Treiben der Brüder der Talmühle dauerte wochen-, ja, alles in allem, monatelang. Der Schneider Schwabe hatte ſich wieder angefunden, ebenſo ſein Schwager, der Weber Zumpt. Einer der regſten und tätigſten Brüder war jener Hufſchmied John, der im Hauſe Zumpts die Betſtunde leitete, als Martin und Anton Scharf, begleitet von Schwabe und dem böhmiſchen Joſef, erſchienen und ihnen ſchließlich den Heiland verkündeten. Den erſten Schritten zu feſter Gemeinſchaft, die im Hauſe des Zumpt durch die Begründung von einer Art Gotteskaſten getan worden waren, wurden in der Talmühle weitere angefügt. Quint und ſein Wahn wurden tatſächlich hier im voraus auf rührende Weiſe finanziert. Die Brüder Scharf legten den Reſt ihrer ganzen Barſchaft in den Gotteskaſten. Der Hufſchmied John hatte ſeine Schmiede verkauft und einen Teil des Erlöſes in die Kaſſe gelegt. Das Vermögen der Talbrüder, das von Martin verwaltet wurde, hatte bereits eine für geringe Leute gewaltige Summe erreicht und blieb durch den Zufluß vieler geringer Beiträge ſtändig im Wachſen.

Unter den Brüdern befand ſich auch ein ehemaliges Mitglied der Heilsarmee: ein ſehr dürftig gekleideter „Kapitän", der aus der Gegend von Bromberg gebürtig war und noch die verblichenen Abzeichen ſeiner Würde an ſich trug. Der Mann, wegen Betrügereien mehrfach beſtraft, war dann durch weibliche Offiziere der Heilsarmee erweckt und gerettet worden. Gutmütig, über dreißig Jahre alt, gehörte Dibietz jener von den Pſychiatern als minderwertig bezeichneten Menſchenklaſſe

an. Eines Tages war er erſchienen und hatte, wie gewöhnlich, auch in der Talmühle jene gelinde Form der Bettelei ausgeübt, die im Angebot und Verkauf des „Kriegsrufs" beſteht. Bei dieſer Gelegenheit war er von der Verſammlung zum Anhänger gemacht worden. Dibietz war den Brüdern ſehr nützlich. Er brachte ihnen nicht nur den ſyſtematiſchen Orgiasmus der Heilsarmee, ihre Lieder und ihre Schlagworte mit, ſondern auch manchen Rat für eine zukünftige Organiſation. Er war im Dienſte der Heilsarmee in den verſchiedenſten Teilen Deutſchlands verwendet worden und indem er davon erzählte und von der Menge derer, Männlein und Weiblein, die er kannte und die alle dem Rufe „Chriſt iſt erſtanden!" entgegenwarteten, gab er der Enge ihres Geſichtskreiſes eine gewaltige Erweiterung. Unter den Talbrüdern gewann er ſich bald eine Art praktiſcher Führerſchaft, obgleich ſie ſich ganz entſchieden gegen die Kindereien des Heilsſoldatenſpiels abſchloſſen und ſogar den Rock mit den Abzeichen, den er an ſich trug, eines Tages hinter der Mühle verbrannten.

Will man ſich von der geiſtigen Atmoſphäre, in der die Talbrüder lebten, einen Begriff machen, ſo muß man ſich in eine Zeit zurückverſetzen, wo Freizügigkeit und Eiſenbahn noch nicht vorhanden und der vlämiſche Fuhrmann ſo wie die Poſtkutſche den Verkehr in die Ferne und aus der Ferne vermittelten: denn, obwohl Eiſenbahn und auch Telegraph bereits beſtanden, waren doch unter den Talbrüdern ganz wenige, die ein Leben außerhalb des narkotiſchen Brodems ihrer Heimatſcholle kennen gelernt hatten. Nun iſt lange noch nicht genügend erkannt, welche Bedeutung die Phantaſie im Leben jedes und ganz beſonders des einfachen Menſchen hat. Die Phantaſie iſt des Menſchen Mantel. Die Phantaſie iſt das, was der Geiſt erzeugt und wovon ſich die Seele des Menſchen

nährt. Die Seele auch des verknöchertſten Mannes nährt ſich aus den Schätzen der Phantaſie, trotzdem er ſie bekämpft und gering ſchätzt, wie die Lunge von Luft: und ſofern es dem Manne gelänge, eben die Phantaſie zu erſticken, ſo ſtürbe ſein Geiſt: — und auch ſeine Seele, ſo wie ſein Körper, verfiele unrettbar dem Erſtickungstod. In dem Bereiche der Phantaſie wohnt dem Menſchen der Menſch, Welt und Gott! Dem Manne das Weib! Dem Weibe der Mann! den Eltern das Kind! Dem Kinde die Eltern! In eben demſelben Bereiche ſchweben und weben Hölle und Paradies. Der Einzelmenſch iſt in eine bunte, gebärende Wolke eingeſchloſſen, eine Wolke, die jeder nur um ſich ſelber, nicht aber an ſeinem Nebenmenſchen ſieht, der in Wirklichkeit von einer ähnlichen gebärenden Phantasmagorie umgeben iſt.

Das größte ſoziale Bindemittel ideeller Natur iſt immer ein gemeinſames Gebilde der Phantaſie. Das wiſſen diejenigen ſehr genau, die aus einer Vielheit von Menſchen eine gefügige Einheit herſtellen wollen. Solche ſtaatenbildende Unterjocher und Herrſchernaturen bedienen ſich jener Männer, die, mit fanatiſcher Phantaſie begabt, den Glauben an ihre Träume beſitzen, fordern und durchſetzen, wodurch denn bei der Maſſe das gemeinſame Heiligtum errichtet wird, für deſſen Erhaltung ihr bald, während langer Zeitperioden, kein Opfer zu koſtbar iſt.

Aber das Geiſtesleben gebildeter Völker gleicht, wie geſagt, einem ungeheuren Quellgebiet der Phantaſie, das von den Waſſern des Himmels, keineswegs aber nur aus der einen, gleichſam offiziellen Quelle Nahrung erhält. Es leidet an ewigen Überſchwemmungen. Große Menſchenmengen, geſchart um das eine phantaſtiſche Heiligtum, bilden doch unter ſich zahlloſe Sekten um ihre beſonderen Tempel, Götter und ſonſtige

Werke der Phantaſie: wie denn Sektengründung, Sektenkampf, Sektenglaube und Sektenfortſchritt das Abzeichen des modernen kulturellen Lebens iſt.

Die Sekte der Talbrüder mit dem phantaſtiſchen Wahne des nahen tauſendjährigen Reiches, einer zweitauſend Jahre lebendigen Vorſtellung als Untergrund, mit Quint als dem heimlich wiedererſtandenen Heiland, glich jenen, wie ſie während des langen Mittelalters in zahlloſer Menge entſtanden ſind. Es hat noch im jüngſt beſchloſſenen Jahrhundert Sekten gegeben, deren Keim ein weit wilderer Irrtum im Bunde mit dem Betruge eines hyſteriſchen Menſchen geweſen iſt, und die ſich zu glänzender Blüte entfalteten: man denke an die Brille „Urim und Thummim" des Joſeph Smith und an ſeinen Fund der Mormonenbibel. Die mormoniſche Sekte war allerdings nur möglich in dem nüchternſten und zugleich abenteuerlichſten aller Weltteile, Amerika. Aber die Talbrüder waren dafür auch reiner und tiefer im alten chriſtlich-europäiſchen Glaubensboden verwurzelt. Man weiß, daß Wahnſinn ganze Völker ergreifen kann, um wie viel mehr ſolche kleine Gemeinden. Es iſt ein pſychiſches Fieber, das ſich fortwährend ſteigert durch Anſteckung. Kindlein, liebet euch untereinander: gemeinſamer Glaube, gemeinſamer Irrtum, gemeinſamer Wahn nähren eine gemeinſame Liebesflamme, die, je nachdem, leuchtend, wärmend oder auch freſſend iſt und in deren Glut mitunter auch Götze und Tempel verbrennen. Die Brüder beteten, hatten Geſichte, deuteten Träume, legten Sündenbekenntniſſe ab. Es kamen auch Kranke, denen ſie durch Handauflegen zu helfen glaubten. Herrnhutiſche Büchelchen, Loſungen und Lehrtexte fanden den Weg in ihren Kreis: aus ihnen, ſo wie aus der Bibel, ſtachen ſie Stellen und orakelten. Natürlich liefen auch einige mit, die mehr freiwillig, als aus innerer Notwen-

digkeit in dieſen Wahnſinn hineinwuchſen, der ihnen eine ungeahnte Erhöhung ihres Daſeins gab, andere wurden betört durch den Reiz der Heimlichkeit.

Dibietz, Anton und Martin Scharf, ſowie Schmied John und der Müller Straube bildeten einen engeren Ausſchuß und zogen ſich öfters, zu beſonderer Beratung, in ein Hinterzimmer der Mühle zurück. Hier, über dem Rauſchen des Mühlenrades, nahm der Wahn ſeine feſteſten Formen an, obgleich der Müller ſpäter bei ſeinem Verhör das Bekenntnis ablegte: er habe eigentlich ſeltſamerweiſe alles immer zugleich geglaubt und auch nicht geglaubt. Es wurde ſpäterhin durch Gerichtsperſonen, die Hausſuchung hielten, in der Schublade des Beratungstiſches im Hinterzimmer ein liegen gebliebenes Schriftſtück entdeckt, das, in der Handſchrift des Dibietz, das Glaubensbekenntnis der Talbrüder darſtellte. Es wich von dem allgemeinen proteſtantiſchen Glaubensbekenntnis nur in wenigen Punkten ab und zwar in Artikel ſieben bis zehn. Der ſiebente lautete: „Wir glauben an die Kräfte und Gaben des ewigen Evangeliums, das heißt, an die Gabe des Glaubens, der Erkenntnis von Geiſtern, der Prophezeiung, der Offenbarung, der Geſichte, der Heilkraft, der Zungen und der Verdolmetſchung der Zungen, der Weisheit, der Barmherzigkeit, der Bruderliebe." — Folgender war der achte Artikel: „Wir glauben, daß das Geheimnis vom Reiche Gottes bis heut noch nicht offenbart iſt. Wir glauben und wiſſen aber: die Stunde der Offenbarung iſt nahe. Gott hat ſeinen Sohn in die Welt geſandt. Fürwahr, er trägt weder Geſtalt noch Schöne, ſie aber halten ihn für den, der von Gott geſchlagen und gemartert wäre. Es ſind ſolche unter uns, denen der Geiſt gegeben hat, ihn mit leiblichen Augen zu ſehen. Dieſer wird das Geheimnis verkündigen. Er iſt der Verachtetſten einer unter den Men-

ſchen, wir aber loben ſeinen Namen: Emanuel." Wichtig iſt noch der neunte Artikel: „Wir glauben an die Aufrichtung Zions und die tauſendjährige Herrſchaft Chriſti auf Erden in paradieſiſcher Herrlichkeit. Und wir glauben, daß wir, die mit Wachen und Beten hier Verſammelten, den leiblichen Tod nicht ſterben werden, bevor der Herr ſeine Verheißung wahr macht."

Die Brüder vergruben ſich in die Bibel. Wer leſen konnte, nahm je nachdem die Evangelien, die Epiſtel oder die Offenbarung des Johannes vor. Sie forſchten im neuen Teſtament, ſie forſchten im alten und alles natürlich gliederte ſich in betörender, überraſchender Weiſe zur Beſtätigung ihres Irrwahns ein. Sie beteten um das Licht der Erkenntnis bei ihren Forſchungen, und der Satan gab ihren Deutungen meiſt fälſchlich den ſicheren Frieden der Wahrheit. Nach der Meinung der Brüder war ihr verborgenes Leben ein wahrhaft evangeliſches Daſein der täglichen Heiligung. Sie verrichteten, wie geſagt werden muß, täglich die Zeremonie des Brotbrechens, und jedesmal, wenn ſie zu tafeln begannen, tranken ſie aus einem beſtimmten Becher den Erinnerungswein des Abendmahls. Dieſe Tatſache erregte, als ſie ſpäter bekannt wurde, ſicherlich nicht mit Unrecht, ganz beſonderes Ärgernis. Allein man wird als mildernden Umſtand gelten laſſen, daß es in wahrer Ekſtaſe und in jener wundergläubigen, legendären Einfalt geſchah, die eine törichte Glaubenshandlung der Armen im Geiſt zuweilen zu einer Gott wohlgefälligen Handlung umbildet und Gnade vor ſeinen Augen finden läßt.

Wenn jemand die Talbrüder in ihren Andachten beobachtet hätte, er würde zuweilen Eindrücke aufgenommen haben, verbunden mit einer wahrhaft frommen Erſchütterung, wie ſie uns etwa aus den plaſtiſchen Werken der deutſchen Gotik

oder aus den Reliefs im Naumburger Dome zuteil werden. Maler und Plastiker der kirchlichen Kunst hätten sich vor einer Sammlung alter, wundervoller Modelle gesehen, aus niederem Stande, derb und treuherzig, wodurch ihnen vielleicht etwas von jener frommen Einfalt und Kraft wieder zuteil geworden wäre, die in den deutschen Werken des Mittelalters so unwiderstehlich wahr und erhebend ist.

Im Kreise der Brüder wurde natürlich das Geheimnis des Reiches auch vielfach vermutungsweise ausgestaltet. Die tätige, unverbrauchte Phantasie der versammelten Gläubigen ließ ein geduldiges Harren auf die Erfüllung ihrer glühenden Hoffnung nicht zu. Sie hatten, ohne es sich einzugestehen, auf diese Erfüllung, wie auf eine Karte, ihr ganzes Vermögen gesetzt, und wußten, sie würden es einbüßen, sofern das Spiel, das sie spielten, verloren ging: — und so mußte es kommen, daß mit Bezug auf dies Anlagekapital Sorgen und Kümmernisse, Fragen und Antworten laut wurden. Das Herz der Besitzer hing noch daran, und es wurde nicht selten durch die Anwartschaft des tausendjährigen Himmels auf Erden beschwichtigt.

In rührender Weise regte sich nun unter diesen Leuten, die sich alle für Auserwählte hielten, Eifersucht. War doch vorerst das Paradies nichts weiter, im ersten Jahrtausend seligen Daseins, das ihnen bevorstand, als die von Mängeln befreite alte, geliebte Erdenwelt, wo endlich die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten sein würden, nach der Verheißung. Deshalb genießt wohl hauptsächlich die Idee des tausendjährigen Reichs bei den Enterbten und Entsagenden dieser Welt ihre besondere Popularität. Statt ihrer gezwungenen Entsagung und Enterbung setzen sie eine Art Freiwilligkeit, für die sie sich dann die Erbschaft und die Fülle sinnlichen

Lebens, auf die ſie verzichtet zu haben behaupten, hundertfältig, und wenn auch nur in der Einbildung, und zwar in gangbarer, irdiſcher Münze zurückerſtatten ließen. Da wollte nun natürlich insgeheim jeder dieſer armen Schlucker der Erſte und nicht der Letzte ſein.

Die Mitglieder der Gemeinſchaft der Talbrüder hatten den Schritt ins Außergewöhnliche nun einmal getan. Der Gang der Gewohnheit ihres täglichen Lebens war nicht mehr und konnte ihr Daſein nicht mehr ordnen. Sie feuerten ſich zudem mit ſchlecht verſtandenen Bibelworten wie dieſen an: „Wer die Hand an den Pflug leget und ſchauet zurück, ein ſolcher iſt nicht vom Reiche Gottes". Sie waren entwurzelt und der faſt immer irgendwo in der Mühle zum Rauſchen des Waſſers hörbare Kirchengeſang tat natürlich das Seinige, um die Füße der Schwärmer mehr und mehr vom Boden und von jeder irdiſchen Möglichkeit loszulöſen.

Beſonders oft intonierten ſie ein gewiſſes Tränenlied, eine wahrhafte Schwelgerei in zehn endloſen Strophen voller Tränen und Tränen. Es nimmt ſich wie ein tropfender, träufelnder, alles durchnäſſender, grauer, alles ſchmelzender Regen aus:

„Tränen, Tränen, lauter Tränen
Iſt der Chriſten Leben hier.
Die ſich nach dem Himmel ſehnen,
Sehn in Tränen für und für,
Tränen-Speiſe, Tränen-Trank,
Tränen unſer Leben lang.
Wer der Menſchen will erwähnen,
Der muß ſagen: Tränen! Tränen!"

Und ſo ging es fort.

Der letzte der Verſe aber lautete:

„Tränen, o ihr lieben Tränen!
Nun es ſei der Schluß gemacht,
Ich will euer nur erwähnen,
Als des ſchönſten Chriſten-Pracht.
Wer hier Tränen ſäen will,
Erntet dort der Tränen viel.
Denn die Tränen dieſer Erden
Müſſen dort zu Thronen werden."

Nach ſolchen Tränen kam dann der Aufſchwung.

„Seele, mach dich heilig auf, Jeſum zu begleiten, gen Jeruſalem hinauf, tritt ihm an die Seiten," ſangen die Talbrüder. Oder ſie ſangen: „Seele, raffe dich zuſammen, flügele dich mit reinen Flammen, fleug in Jeſu Wunden ein." Ein Lied, das ſie dann ebenfalls mit Vorliebe erſchallen ließen und das beſonders oft vom Ruf des Pirols, vom Schmätzen des Rotkehlchens und vom Gepiepſe der Finken und Meiſen in den Büſchen und Baumgruppen um die Talmühle begleitet wurde, war die Numero Fünfhundertzweiundvierzig eines evangeliſchen Geſangbuches, gedruckt zu Breslau ſiebzehnhundertundneunzig durch Gottlieb Korn, cum privilegio regio privativo. Und es kamen darin dieſe Verſe vor: „Sehet, welch ein Menſch iſt Gott! Sehet Gottes Klagen! Sehet ſeiner Seele Not! Seht ſein Zittern, Zagen! Seht, wie Gott ſo täglich tut: Seht ſein Herze klopfen." So ging es fort mit der Wiederholung „Sehet, welch ein Menſch iſt Gott!" geſungene Worte, die geeignet waren, gerade mittels des inbrünſtig ſchwebenden Gefühlselements und durch die derbe Realität, die ſie ausſagten, Illuſion und Realität, Himmel und Welt zu vermiſchen und den Glauben an Quint zu ſtärken — „ſehet, welch ein Menſch iſt Gott!" — der den berauſchten Schwärmern tatſächlich ſo der erſehnte Gottmenſch ward.

Vierzehntes Kapitel

Gleichſam zur Nachkur hatte das Surauer Fräulein Emanuel Quint in der Gärtnerei ihrer Herrſchaft Miltzſch untergebracht. Gern und gelaſſen war durch Emanuel ihr Vorſchlag, der ſeine neue Unterkunft betraf, angehört und befolgt worden. Der Schloßgärtner, der übrigens alle Gärtnereien und Parkanlagen auf den Beſitzungen des Surauer Fräuleins unter ſich hatte, hieß Heidebrand. Er war, wie alle Angeſtellten des Fräuleins, ein proteſtantiſcher, gottesfürchtiger Mann, der zudem über die mit Roſen beſponnene Haustür die Bibelworte: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!" geſetzt hatte.

Das altertümliche Gärtnerhaus war früher das Schloß der Herrſchaft geweſen und ein idylliſcher Aufenthalt. Dickſtämmiger Efeu bedeckte die Mauern mit zweierlei Blättern und langte mit winzigen Kinderhändchen junger Schoſſe in das freundliche Giebelzimmerchen Quints hinein. Eine Zentifolienzüchterei, darin immer mehrere Burſchen arbeiteten, war im Vorgarten untergebracht. Es gab einige endloſe Reihen von Glasfenſtern. Die Wege waren mit Stachelbeerſträuchern und Johannisbeerſträuchern geſäumt. Auf weiten Plantagen wuchs die Erdbeere. Natürlich wurde zu ihrer Zeit auch die Himbeere unter der hinteren Gartenmauer in verſchwenderiſch üppiger Fülle reif.

Der Pfirſich war zum Teil ſchon geerntet worden oder hing noch, reif, am Spalier, als Quint ſein neues Quartier bezog.

Herr Heidebrand hatte ſich ſogleich ſeines neuen Schützlings, mit der ihm eigenen Güte, angenommen. Er hatte ihn durch das ganze ihm unterſtellte Bereich geführt und ihm eigentlich freieſten Genuß aller Früchte des Gartens anempfohlen. Er ſah in Quint einen im Grunde auf den Wegen Gottes wandelnden jungen Mann, den der Satan zum Irrtum verleiten wollte, der aber ſicherlich nicht verloren war.

Vom erſten Augenblick an übernahm Herr Heidebrand Quint in eine ihm gleichſam von Gott übertragene Vormundſchaft: denn es iſt Überzeugung ſolcher Leute, immer mit einem perſönlichen Gott in Verbindung zu ſein und in ſeinem beſonderen Auftrag zu handeln. So wurde Quint der Familie Heidebrand allerdings durch einen Willensentſchluß des Suraner Fräuleins, aber mehr noch durch Gottes Schickung zugeführt.

Quint hatte vom erſten Augenblick an ein Gefühl der Geborgenheit. Bald aber überkam ihn mitten unter dem Dufte des ſommerlich warmen Blüten- und Fruchtgartens ein zarter, neuer, paradieſiſch irdiſcher Hauch, der nichts an Duft und Wärme verlor, als die kleine Ruth Heidebrand, die fünfzehnjährige Tochter des Schloßgärtners, die ihm eine Karaffe friſchen Waſſers gebracht und nach ſeinen Wünſchen gefragt hatte, nicht mehr im Zimmer war. Bald wurde Emanuel Quint von Mutter und Tochter Heidebrand auf eine Weiſe verſorgt und gepflegt, als ob er im Hauſe Sohn und Bruder wäre.

Es iſt nicht leicht, den reichen und harmoniſchen Inhalt jenes idylliſchen Jahres wiederzugeben, das für den armen Narren in Chriſto nun begann: denn ungefähr von der Mitte des Sommers bis zum Herbſt des nächſtfolgenden Jahres hinaus, gelang es ihm, ſich verborgen zu halten. Nicht ganz allerdings, aber doch ſo weit, daß jene Lawine des Köhler-

glaubens, die er verurſacht hatte, zunächſt nicht wieder ins Rollen kam.

Durch die hintere Gartenmauer trat man an den Rand unendlicher, ebener Felder hinaus, zwiſchen denen ſich einſame Pfade ſchlängelten, ein Gebiet, das für Meditationen eines grübelnden Sonderlings durchaus geſchaffen war. Mehrere Pforten der vorderen Mauer verbanden die Gärtnerei mit dem Park, der ſich mit engliſchen Raſenflächen und alten Bäumen um einen Waſſerſpiegel ausbreitete, auf dem ein ruderndes Schwanenpaar und der Widerſchein der weißen Faſſade des Schloſſes zu ſehen war. Dieſes Schloß war meiſt unbewohnt. Es wurde aber auf Befehl der Surauer Dame in bewohnbarem Zuſtand erhalten. Ihr Bruder, der bei einer Durchquerung Afrikas ſein Leben einbüßte, hatte es ſeinerzeit gern bewohnt und eine Bibliothek darin angelegt, die ſeither aus Pietät durch die Schweſter ſorgſam gepflegt und bereichert wurde. Bibliothekar war jeweilen der Paſtor des Dorfes Krug in der Nachbarſchaft, das zum Patronat des Fräuleins gehörte.

Am fünften Tage nach der Ankunft Emanuel Quints hatte ſich das Surauer Fräulein eingefunden. Sie war in die Gärtnerei gekommen und hatte perſönlich den armen Tiſchlersſohn ins Schloß herüber geholt. Wenn ſie mitunter auf eine ſo überraſchende Weiſe in einem ihrer Schlöſſer erſchien, ſo pflegten ihre Beamten zu ſagen: ſie hat ihren reſoluten Tag. Dann ſprach ſie niemals von Religion, ſondern es wurden praktiſche Dinge mit trockenen Worten ins Werk geſetzt, feſte Entſchlüſſe, die das Fräulein mit Gottes Hilfe und mit Hilfe ihres ſcharfen Verſtandes und geraden Herzens bei ſich in ſtillen Stunden gefaßt hatte.

Was ſie mit Emanuel durchgeſprochen hatte, als ſie mit ihren trippelnden Füßen und ohne ihre Geſellſchafterin neben

Emanuel durch den Park und durch die Räume des Schloſſes ſchritt, wußte man nicht. Nur hatte ſie ganz beſonders lange mit ihm in der Bibliothek geweilt, und der Schlüſſel dazu ward dem unglückſeligen, falſchen Propheten, ſpäter, in ihrer Gegenwart, feierlich durch den Kaſtellan des Schloſſes eingehändigt. Abends hatte ſie Quint und den alten Herrn Heidebrand zu Tiſch. Der Obergärtner erfuhr bei dieſer Gelegenheit, was ſie mit jenem für Abſichten hatten: ſie waren entſchloſſen und generös, ebenſo eigenſinnig und unwiderſprechbar, wie es in ähnlichen Fällen von ihr nicht anders erwartet wurde. Sie ſagte: „Emanuel, betrachten Sie ſich bis auf weiteres als mein Pflegekind. Ich habe dabei den Gedanken, daß Sie ein Menſch ſind, der Gelegenheit finden muß, ſorglos an ſeiner Bildung zu arbeiten. Ich lege Ihnen jedoch, die Art betreffend, wie Sie das anfangen wollen, nicht die geringſte Beſchränkung auf. Bis Sie geſund ſind, ſollen Sie hier bleiben. Wünſchen Sie dann in irgendeine Schule, zu irgendeinem Lehrer zu gehn, dies oder jenes zu ſtudieren, ſo biete ich Ihnen zu alledem jetzt ſchon im vorhinein alle Mittel an. Mein Bruder war auch ein Sonderling. Und wenn ich es nicht ſelbſt wüßte, ſo hätte ich es doch von ihm im Ohr, daß gewiſſen Naturen mit Zwang und Drill und Programm nicht geholfen iſt. Sie werden den Weg zum Guten ſchon ſelbſt finden. Aber lernen Sie, lernen Sie, lernen Sie! In Ihren Augen, mein lieber Quint" — ſie mußte bei dieſen Worten wegblicken! — „liegt etwas, das mich mit einem gewiſſen Geiſt erfüllt. Vielleicht werden Sie für die Menſchheit, mit dem, was Sie in ſich tragen, noch einmal von bedeutungsvollem und ſegensreichem Einfluß ſein. Doch eh' dies ſein kann, tut es not, daß man das Getriebe der Welt und der Menſchen kennen lernt.

Sie brauchen deswegen nicht Miſſionar zu werden! Gott mag Sie führen. Wie geſagt, ich denke in Ihrem Fall nicht im entfernteſten an äußeren oder inneren Zwang. Sie würden uns auch ſehr ſchnell entgleiten, wie ich ja weiß. Beſuchen Sie mich, wenn Sie mit mir ſprechen wollen, oder ſehen Sie ſich nach anderem Umgang um. Paſtoren oder auch nicht Paſtoren. Hauptſache bleibt, daß einer mit Leuten umgeht, von denen er lernen kann."

Mit ruhigem Ernſte, der von einer faſt beängſtigenden Klarheit war, hatte Quint den freundlich reſoluten Reden der Dame zugehört und mit einem ſinnenden Frieden, in den ein leiſes Lächeln gewoben war, begab er ſich mit Heidebrand unter das gaſtliche Dach des Gärtnerhäuschens zurück.

Er hatte ſchon aus dem Krankenhauſe gewiſſe beſſere Lebensgewohnheiten mitgebracht, die ſich in dem bürgerlich gutgeführten Heidebrandſchen Hauſe noch mehr verfeinerten. Die Mittagsmahlzeit nahm er meiſt am Familientiſch, wobei ihm ein geſittetes Betragen durchaus natürlich war. Übrigens begann man nach alter, chriſtlicher Sitte, ſtehend mit dem lauten Gebet: „Komm, Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt!" wodurch ſich der Mahlzeit überhaupt ein ſchlichter und reiner Anſtand aufprägte. „Wißt Ihr denn," ſagte Quint eines Tages bei dieſer Gelegenheit, nachdem der Obergärtner, deſſen Gattin, die Tochter Ruth und er ſelbſt ſich nach dem Gebete niedergelaſſen hatten, „wißt Ihr denn, daß wirklich Jeſus ſo gerufen, jedesmal unter euch zu Gaſte iſt?" — Und er hatte in folgender Weiſe fortgefahren:

„Mit dieſem Gebet zu Beginn wird eigentlich jede Mahlzeit zu nichts geringerem, als zum heiligen Abendmahl. Entweder Jeſus iſt auf eure Bitte hin unter euch getreten, und

dann vollzieht ſich hier das Sakrament des heiligen Abendmahls! oder er iſt trotz eures Rufes ferne geblieben, und dann habt ihr nicht im rechten Geiſte gebetet und ſeid ihm ſo fern, wie er fern von euch iſt! Wer aber unwürdig iſſet und trinket, der iſſet und trinket ſich ſelbſt das Gericht."

Der bärtige Hausherr und Vormund ſuchte ſolche Geſpräche meiſt abzulenken. Er war zu ſehr ein Mann der häuslichen Frömmigkeit, deren Grenzen nicht ſehr weit außerhalb des Gartenzaunes gezogen waren. Auch nahm er an und war auch hinlänglich in dieſer Beziehung vorbereitet worden, daß in Quintens Geiſt eine morbide Stelle ſei, die verheilen müßte, ehe von ihm etwas wahrhaft Nützliches für das Reich Gottes zu erwarten war. Ihn trat, ſo oft der Narr in Chriſto von der Gegenwart Jeſu redete, immer ein leiſer Schauder an. Viel eher als Jeſus ſchien ihm in einem ſolchen Augenblick der Verſucher, der Fürſt des Abgrunds, gegenwärtig zu ſein.

Die Gattin des Gärtners wußte ſich dem eigentümlichen Weſen Emanuels gegenüber nicht in ſo klarer Weiſe zu faſſen. Sie ſchwankte, ſo oft es krankhaft aufflackerte, zwiſchen Schrecken und einer Art Gläubigkeit. Ruth hörte die Eltern oft bis tief in die Nacht im Schlafzimmer ihre Anſichten friedlich gegeneinander ſetzen und aus dem, was durch die dünnen Wände des alten Fachwerkbaues vernehmlich ward, ſowie aus vielen Geſprächen, die ſie ſelbſt mit der Mutter geführt hatte, wußte ſie, wie dieſe, im Hinblick auf Quint, in ernſten Gewiſſensnöten war.

Die kleine Ruth war ein liebliches Kind, das in jenen Wochen, wo Quint im Hauſe der Eltern Wohnung nahm, ſich zur Jungfrau umbildete. Alſo durchlebte ſie jene gefährliche Frühlingszeit, wo Knoſpe und Blüte ſich hervorwagen und alles duftige, blühendzarte ſich dem Wechſel von Eis

und Glut, von paradieſiſcher Wonne, wilden Stürmen und Hagelſchauern unſchuldig gläubig entgegenſetzt. Ein junger, zwanzigjähriger Arzt, ein Pfarrersſohn aus der Nachbarſchaft — einziges Kind des verwitweten Paſtors Beleites von Krug, desſelben, der die Bibliothek auf dem Schloſſe verwaltete! — kannte das Mädchen von Kindheit an und hielt ſein Auge auf es gerichtet. Die Eltern ſahen gern, wenn der ſtille und ſtrebſame junge Mann ſie beſuchen kam. Sie fühlten wohl, worauf er hinaus wollte und daß er in ſeiner ſtandhaften Treue innerlich mit dem Umſtande rechnete, nach einer Reihe von Jahren, gerade dann im Beſitze einer geſicherten Exiſtenz zu ſein, wenn Ruth die volle, weibliche Reife erlangt haben würde. Dies tat ihnen wohl und ſie ſahen in ihm bereits einen Sohn.

In jenen Tagen durchlebte der junge Arzt nach beſtandenem Staatsexamen beim Vater eine längere Ferienzeit und da er die Bibliothek benutzte, kam es, daß er faſt täglich für längere oder kürzere Zeit im Gärtnerhauſe bei Ruth erſchien. Er, als der erſte, bemerkte im Weſen des Mädchens eine tiefe Veränderung. Der arme Junge, der die Kleine immer nur als ein unſchuldig offenherziges Weſen gekannt hatte, fand ſie nun oft in einem Zuſtand dumpfer Befangenheit. Er erklärte ſich das im Anfang aus ihrem kritiſchen Alter, mit Hilfe ſeiner neugewonnenen, ärztlichen Wiſſenſchaft, aber da er ein geſunder und kräftiger Jüngling war und in der Vorfreude auf die ſeiner wartende Ferienzeit eigentlich mit den erſten Zeichen erwachender Glut gerechnet hatte, mußte er ſich nun doch im Gegenteil, deutlich ſpürbar, ein Erkalten eingeſtehen.

Zwiſchen den Roſenkulturen bemerkte er in den erſten Tagen einen ſonderbaren Gärtnergehilfen, den er dann auch am drit-

ten, vierten Tage, am Tiſch des Hauſes, zu ſeinem Erſtaunen, wiederfand. Als er nach Tiſch mit der dunkeläugigen, ſchlanken Ruth, die ein bleiches Ausſehen hatte, im Park, am Ufer des Sees, die weißen Schwäne mit trockener Semmel fütterte, ſuchte er einige Auskunft über den Neuling zu erhalten: ein Unterfangen, womit er bei Ruth durchaus nicht zum Ziele kam. Am Abend nach Hauſe zurückgekehrt, ſprach er mit ſeinem Vater davon.

Paſtor Beleites war, trotz ſeiner fünfundſechzig Jahre, ein kerniger und robuſter Mann, der in allem, was ſich nicht auf das Dogma bezog, einen höchſt geſunden Verſtand entwickelte. Er lachte, als ihm ſein Sohn von dem Penſionär in der Gärtnerei zu erzählen begann und meinte, daß es ein Unglück für die „beati poſſidentes" wäre und ſo auch für ſeine geehrte Kirchenpatronin, ohne Bedenken jede Marotte durchſetzen zu können. Dann erzählte er ihm die ſonderbare Geſchichte Quints, ſo weit ihm dieſe bekannt geworden war, und vergaß im Bewußtſein der theologiſchen Bildung, die er ſelber genoſſen hatte, und während er die Ereigniſſe um Quint, als einen ärgerlichen Unfug bezeichnete, welche Verheißung den Armen und Schwachen im Geiſt durch Jeſum ſelber geworden war.

Der junge Beleites hatte pſychiatriſche Kurſe durchgemacht. Er ſtellte feſt, Quint ſei mit degenerativen Zeichen behaftet. Es war ihm ſogleich, als er ihn zwiſchen den Roſen ſah, aufgefallen. Er habe außerdem zweifellos einen Waſſerkopf. Der junge Arzt hatte noch einen Reſt der, von den Eltern ſtammenden, Rechtgläubigkeit, immerhin war der ehemalige Beſitz daran, während der Studienjahre, beträchtlich zuſammengeſchmolzen. Deshalb betonte er jetzt die Gefahr, die für den geſunden Geiſt eines religiöſen Hauſes durch die Gegenwart eines Menſchen gegeben ſei, der an religiöſem Wahn-

ſinn leide. „Mache du etwas," ſagte der Vater, „gegen dieſen Geiſt einer mißverſtandenen Wohltätigkeit."

Und wirklich verſuchte Hans Beleites ſchon bei nächſter Gelegenheit etwas auf ſeine Weiſe dagegen zu tun. Er ließ ſich zunächſt von der kleinen Ruth, nicht ohne, um ſie ſicher zu machen, Glauben zu heucheln, die Abenteuer des Fremdlings beſtätigen. Sie tat das mit einer großen, kindlich naiven Begeiſterung. Es war am Rande eines Feldwegs hinter dem Garten, unter den wogenden Halmen eines Weizenfeldes, das kurz vor der Ernte ſtand. Ruth ſchwärmte. Sie zog ein winziges Neues Teſtament der britiſch ausländiſchen Bibelgeſellſchaft hervor und bekam große hektiſche Flecken am Halſe. Hans Beleites hielt ihr ein mediziniſches Privatiſſimum. „Höre," begann er, und nahm ihr unerwartet zunächſt das Neue Teſtament aus der Hand, „ſo kann es mit uns nicht weiter gehn. Erſtens nimmſt du, nach einem Rezept, das ich ſchreiben werde, Eiſen, mein Kind. Was du brauchſt, das ſind rote Blutkörperchen. Ferner verbiete ich dir für die nächſten Monate, irgend etwas, ja ſelbſt die Bibel zu leſen. Du biſt immer ein bißchen überſpannt geweſen und kommſt in ein Alter, wo Überſpanntheit doppelt gefährlich iſt. Ich werde mit deiner Mutter ſprechen und ſie bitten, daß man dich von jetzt an möglichſt mit Kirchengehen, Kirchhofbeſuchen, Kirchenlieder abſingen und ähnlichen Dingen verſchonen möge. Der oft durchlaufende Vorſtellungskreis vom Ölberg über die Geißelungen und Verſpottungen zum Kreuzestod und Begräbnis des Heilands könnte für dich und dein Gemüt von verhängnisvoller Wirkung ſein. Laß uns von unſerer Zukunft reden, Ruth. Sei heiter. Du biſt es früher geweſen . . ."

Aber ſie ſah ihn mit aufgeriſſenen Augen an und verſtand ihn nicht.

Er griff nun direkt die allzu große Willfährigkeit ihres Vaters an, weil dieser Quint bei sich aufgenommen hatte. Er gehöre ins Diesdorfer Rettungshaus. Er nannte ihn einen kretinhaften Menschen, dessen schwachsinniger Wahn immerhin in der Nachbarschaft jugendlich unreifer Menschen möglicherweise ansteckend sei. Es seien, sagte er, in der Schweiz und in Frankreich jüngst Fälle eines Wahnsinns zu zweien, zu dreien und zu vieren bekannt geworden. Die weiteren Äußerungen des jungen Beleites über Quint steigerten sich in einen natürlichen Ärger hinein und ließen an Offenheit nichts zu wünschen. Sie troffen gleichsam von eigener Überhebung und von Geringschätzung für Emanuel Quint.

Er hätte noch lange kein Ende gefunden, aber er sah sich plötzlich allein. Ruth war entflohen und so blieb dem Jüngling nichts weiter übrig, als einigermaßen beschämt davonzugehn.

Am folgenden Tage suchte er mit Frau Heidebrand das gleiche Gespräch wieder aufzunehmen. Es gelang ihm auch: aber der Erfolg, den er bei der immer ein wenig sorgenvollen Mutter mit seiner Ansicht von Quint und seinen Warnungen hatte, enthüllte ihm, wie sehr der Einfluß des närrischen Menschen auch hier im Wachsen war. Sie sagte: „Es kann wohl sein, daß Sie recht haben, guter Hans. So viel ist gewiß: Sie hätten Ruth gegenüber zurückhalten sollen. Sie haben das Mädchen, durch Ihre vielleicht etwas harten Worte über unseren Pflegling, kopfscheu gemacht. Das Kind ist mir förmlich krank geworden. Ich rate Ihnen, wenn Ihre alte Kameradschaft nicht leiden soll, reden Sie mit Ruth niemals mehr ein Wort über Quint.

„Sie müssen nicht denken, lieber Hans," fuhr die Frau

Obergärtnerin fort, „daß über Emanuel Quint beſtimmt zu urteilen eine leichte Sache iſt. Sehen Sie, treten Sie ihm gegenüber. Ich bin überzeugt, Sie finden einen ſchlichten, beſcheidenen Menſchen, ohne alle Überſpanntheit an ihm. Papa hat ihm einiges in der Gärtnerei beigebracht: das Okulieren von Zentifolien. Sie können ihn auch mit der Heckenſchere und mit dem Grabſcheit ſehn. Aber ohne daß er eigentlich ſich irgendwem annähert, merkt man es den Gärtnerburſchen und Arbeitern an, auch vielen Leuten drüben vom Gut: ſie wollen gern alle in ſeiner Nähe ſein. Sie müſſen mal kommen, wenn Feierabend iſt. Da ſitzt er mitunter hinten im Feld, wo der Grenzſtein iſt und hat vierzig bis fünfzig Kinder um ſich, denen er unermüdlich kleine hübſche Geſchichten erzählt. Man kann ſich da nämlich ganz ruhig hinzuſetzen und kann ihm zuhören. Es ſtört ihn nicht. Und wenn Sie da irgendetwas finden, lieber Hans, was auf Irrſinn oder auf Schwachſinn oder auf eine überhebliche fixe Idee deutet, ſo ſollte mir das verwunderlich ſein."

Schon am nächſten Abend wurde der Vorſchlag der Frau Obergärtnerin ausgeführt.

Die Unke rief. Die Grillen feilten und ſchrieen im Roggenſtoppel. Durch die hohen Wipfel des nahen Parkes ging ein warmer, nächtiger Abendwind. Am blaſſen Himmel ſtand rund der Mond. Noch herrſchte des Tages Helligkeit, aber die Sonne, der Quell des Lichts, war untergeſunken. Quint hatte den größten Teil des Tages mit dem Schäfer des Guts bei den Schafherden draußen auf den Feldern zugebracht. Als er an der Spitze einer nach hunderten zählenden Herde in der Nähe des Gutes erſchien, hatten die Kinder ihn ſchon erwartet. Er ſchritt aber weiter, der Herde voran, und geleitete die trippelnde, trappelnde Maſſe durch den Torweg in den

Hof und, begleitet vom Schäferhunde, durchs offene Tor in den Schafſtall hinein.

Der Schäfer ſelbſt folgte mit einer zweiten Schafherde. Er rief der Frau Obergärtner zu, die mit Ruth und Hans bei den Kindern ſtand: er habe nun einen Schäferknecht, mit dem er ſehr zufrieden ſein könne. Man weiß, daß gute Schäfer gute Tierärzte und Chirurgen ſind, und dieſer würdige und erfahrene alte Mann, allgemein nur unter dem Namen der Miltzſcher Schäfer bekannt, hatte ſchon manchen Knecht und manche Magd, die Schaden erlitten hatten, verbunden und manches gebrochene Bein kunſtgerecht angeheilt.

Als Quint vorüberkam, hielt ſich Ruth, mit merkbaren Zeichen der Erregung, voll Leidenſchaft an die Mutter geklammert.

Hans geſtand ſich, daß der Eindruck des vorüberſchreitenden, ſeltſamen Hirten an der Spitze der Herde von außergewöhnlichem Eindruck geweſen war. Es fehlte nicht viel, ſo hätte der junge Arzt, getroffen von der bibliſchen Glorie, die das bukoliſche Bild umgab, reſpektvoll den Strohhut vom Kopf genommen. Natürlich ſuchte er ſogleich nach Symptomen, die eine bereits vorausgeſetzte Diagnoſe beſtätigen konnten, fand jedoch, daß der jeſusähnliche Eindruck, den Emanuel machte, nicht leicht auf gekünſtelte Äußerlichkeit zurückzuführen war. Die Sucht, ſich von den Mitmenſchen zu unterſcheiden, äußerlich aufzufallen, ſieht nämlich der Pſychiater als krankhaft an. Emanuel trug einen ſpitzen Bart am Kinn, der mit einem leichten Bartflaum über der Oberlippe verbunden war. Seine Naſe war ſpitz und lang. Er hatte gewölbte, buſchige Brauen. Sein Auge blickte groß, aber gütig und ohne erſtaunt zu ſein. Vielleicht lag in dem etwas zu lang gewachſenen Haupthaar eine gewiſſe Abſichtlichkeit Der

Bart dagegen war kurz und gepflegt und ebensowenig konnte das offene Hemd, das kurze Beinkleid, der Umstand, daß Quint einen langen Stab in der Rechten trug und barfuß ging, als absichtlich gedeutet werden. Auch der andere Hirt trug einen Hirtenstab und hatte, wie Quint, die ausgezogene Jacke über die linke Schulter gehängt. In die Gewohnheit, barfuß zu gehen, fiel Quint mit vollem Bewußtsein mitunter zurück. Er sagte, er wolle mit den Kräften der Muttererde verbunden bleiben.

Man konnte nun sehen, wie sich der neue Hirt im Hofe, am laufenden Brunnen, mit Sorgfalt Hände und Antlitz wusch, worauf er kam und lächelnd Frau Heidebrand, Ruth und dem jungen Doktor die Hand reichte. Die Kinder drängten sich um ihn heran. Die Art, wie er diesem Flachskopf durchs Haar, jenem über den Nacken fuhr, dieser hübschen Elfjährigen seine Hand reichte, jenes kleine vom Arm der älteren Schwester nahm, um es nieder ins Gras zu setzen: alles das war, wie wenn ein erfahrener Hirt Ordnung, Friede und Schutz unter seine Herde bringt. „Setzt euch", hieß es und dann: „Wie lange haben wir heute noch Zeit bis zum Abendbrot, Frau Heidebrand". Die Antwort erfolgte und er begann, selber auf einem Grenzstein Platz nehmend.

„Liebe kleine Mitmenschen," sagte er, „Menschensöhne und Menschentöchter, der zu euch spricht und der bei euch ist, ist des Menschen Sohn. Lasset die Kindlein zu mir kommen, spricht er, und wehret ihnen nicht, denn solcher, sagt er, ist das Reich Gottes. Ihr Kleinen, ihr habt das Gottesreich, ihr Kinder habt es und sollt es verbreiten. Alle eure Augen, lieben Kinder, sind wie ein himmlischer Quell für mich. Zwar auch Böses habt ihr in eurem Innern, denn irgendwo, irgendwann ward in die reine Schöpfung des lieben Herrgotts Unkraut unter

den Weizen geſät." Und Quint erzählte das Heilands-Gleichnis unter allgemeiner Spannung der Kinderherzen, vom böſen Feind, der das Unkraut unter den Weizen geſät hatte. „Ich halte Euch eine Kinderpredigt," fuhr er fort, „allein ich gebe euch Worte, während ihr mir den Quell eures Schweigens, den Quell eures Wartens, den Quell eurer Kindheit gebt. Wenn ich aus dieſem Quell in das Gefäß meiner Seele ſchöpfe, ſo ſchöpfe ich Klares in Getrübtes hinein." Und er nahm eins der kleinen Knäbchen auf ſeinen Schoß. „Es iſt geſagt, wer ſein Kind lieb hat, der züchtige es. Ich aber ſage euch, wer ein Kind züchtigt, der iſt gezüchtigt. Des Menſchen Sohn erhebt ſeine Hand nicht wider euch, außer um euch zu heilen oder zu ſtreicheln. Das aber iſt die heilende Kraft des Menſchenſohns, daß er die Keime des Böſen in euch ausrottet, damit ſie nicht mit dem Himmelreich wachſen, das in euch gegründet iſt. Wahrlich, wenn ihr nicht werdet wie dieſes Kind" — er hatte die Hand auf dem Scheitel des Knaben, der ihm auf den Knien ſaß, und blickte gegen Frau Heidebrand, Ruth und den jungen Beleites hin —, „ſo bleibt ihr ferne vom Himmelreich." Im weiteren war es, als ob er ſeine Worte gegen die Gruppe der Erwachſenen richtete, zu der nun noch Herr Heidebrand und der Schloßkaſtellan hinzutraten.

„Kindlein, liebet euch untereinander." Emanuel ſprach in jenem ſchlichten, natürlichen Ton, der in keiner Weiſe an die Pathetik der Kanzel erinnerte. Er entwickelte nun, wie es in Bezug auf das, was die Kinderſeele ausmache, verſchiedene Phaſen in der Entwickelung eines Menſchen geben könne. Die erſte Phaſe ſchließe die wirkliche, körperliche Kindheit ein. Aber ſchon dieſe äußerlich unbezweifelbare Kindheit verbürge nicht immer die wahre Kindheit der Seele. Wo ſie vorhanden wäre, ginge ſie aber im natürlichen Lauf des Wachstums auch wieder

verloren, in jenem Alter, wo das ſchmerzensreiche Weſen der Welt ſich dem Jüngling aufſchließe. Dieſe Zeit mit ihren Erfahrungen mache manchen für immer alt und raube ihm ſo für immer das Himmelreich. So verknöcherte Leute könne man denn allenthalben mit bittrer und harter Miene an ihr Tagewerk ſchreiten ſehen. In einem dritten Stadium, behauptete Quint, werde die Kindſchaft derer, die Gott lieb hätte, wiedergewonnen. Und wo ſie nun wieder erblühe, blühe ſie ſchöner und reicher auf. Dies ſei die Kindheit jenes Jüngers Johannes, der das Geheimnis des Reiches Gottes unwiſſend in ſeiner Seele trug, und den der Heiland beſonders lieb hatte.

Der junge Beleites wußte nicht recht, was er aus dem Eindruck, den er empfangen hatte, machen ſollte. Freilich war der Umſtand dieſer Kinderpredigt an ſich etwas ſonderbar, davon aber abgeſehen, ergab ſich nichts, was der Arzt für irgendein Krankheitsbild verwerten konnte. Allerdings war es ungewöhnlich, daß ein Menſch aus niederem Stande von ſchlechtem und bleichem Ausſehen, der nur eine Dorfſchule beſucht hatte, ſolche Worte fand: aber er ſprach ſie ohne jedwede Exaltation, und was ſie ausdrückten, gab zu denken. Wäre die kleine Ruth nicht geweſen, vielleicht hätte ſich Hans Beleites an den eigentümlichen Menſchen herangemacht: ſo aber erbitterte und erſchreckte ihn die merkbare Abhängigkeit, darin Ruth zu ſtehen ſchien und die den Narren zum Gegenſtand ſeiner Eiferſucht, zum Rivalen machte.

Eines Tages traf er ihn in der Bibliothek. Von der Erlaubnis, dieſe ganz nach Belieben zu benutzen, hatte Emanuel in ausgiebiger Weiſe Gebrauch gemacht. Er ſaß gewöhnlich mehrere Stunden am heißen Nachmittag in dem kirchenſchiffartigen Raume, deſſen Wände unter Bücherrücken verſteckt

waren, las, oder ging gedankenvoll auf und ab, irgendein offenes Buch in der Hand. Der Miltzſche Schäfer hatte damals grade eine Kur gemacht, jener faſt wunderbaren Art, die von der großen Zunft der approbierten Ärzte meiſt mit Unglauben und Verachtung aufgenommen wird. Der bäuriſche Gutsbeſitzer Fritſch aus der Nachbarſchaft war von einer Fliege geſtochen worden. Man hatte ihn mit ſeinem bis zur Schulter blau geſchwollenen Arm in die chirurgiſche Klinik eines berühmten Arztes in Breslau gebracht, der Amputation des vergifteten Gliedes für die einzige Rettung erachtete. Einen Arm aber, wenn auch nur ſeinen linken, verlieren, wollte der eigenſinnige Bauer indeſſen nicht: er ließ ſich zum Miltzſcher Schäfer bringen, und dieſem gelang es in der Tat, trotz der hoffnungsloſen Prognoſe des Stadtarztes, ihm das Leben zu erhalten und zwar mit ſamt ſeinem, einſtweilen nur noch ein wenig ſteifen Arm.

An dieſe Geſchichte glaubte der junge Beleites nicht. Er benutzte ſie deshalb als Anknüpfungspunkt. Wobei ſeine inſtinktive Abſicht darin beſtand, Gegenſätze hervorzurufen.

Seine Äußerungen über den Schäfer ſtrotzten von jugendlicher Hitze und Überheblichkeit. Indem er, ohne daß es jemand herausforderte, den Stab über die geſamte Kurpfuſcherei des Schäfers brach, gelang es ihm doch nicht, einen Gegner in Quint zu finden. Dieſer meinte: der Breslauer Arzt, ſowie der Miltzſcher Schäfer hätten beide nach beſtem Wiſſen Gutes tun wollen und Gutes getan, aber das Beſte ſtünde bei Gott. Im übrigen ſagte Quint, der den jungen Beleites mit ſchlichter Wärme begrüßt hatte, daß nach ſeiner Anſicht von allen Berufen der Beruf des Arztes der edelſte wäre. Er ſchloß: „Ich beneide Sie um den Weg, den Sie vor ſich haben, den Lebensweg der Barmherzigkeit". Von dieſer Seite

hatte der junge Beleites, der immer nur hausbacken bürgerlich auf eine auskömmliche Existenz hinarbeitete, seinen Beruf noch nicht aufgefaßt. Quint aber entwickelte ihm in der Bibliothek, wie der wahre Arzt des Körpers auch immer ein Arzt der Seele wäre.

Dann sprach er weiter, indem er auf biblische Dinge überging und dabei die Gebiete des Körperlichen und Geistigen dermaßen durcheinander mengte, daß es dem jungen Arzte der Inbegriff überstiegner Verwirrung schien. Dabei waren, deutlich hörbar, absurdeste Dinge mit untergelaufen. Zum Beispiel: wer nicht Tote erwecken könne, sei kein Arzt: Ein Wort, wodurch für den jungen Beleites die Grenze der Gesundheit zum Wahnwitz überschritten war.

Dem jungen Menschen gelang es nicht, das Ehepaar Heidebrand von der Notwendigkeit zu überzeugen, den Schwärmer Quint aus dem Hause zu schaffen. Selbst der würdige Obergärtner meinte nur immer: er finde beim besten Willen nichts Übles an ihm. In der Tat konnte niemand gefunden werden, der unauffälliger als Quint in jenen Zeiten sein Dasein hinbrachte. Seine Lebensgewohnheiten gestalteten sich im Hause der Heidebrands mehr und mehr nach der Seite der Bürgerlichkeit. An ein sauberes Zimmer und Bette gewöhnt, hatte er auch durch die sorgende Güte des Gurauer Fräuleins die Annehmlichkeiten sauberer Wäsche und guter Kleider kennen gelernt. Wusch er sich schon über dem Wassertrog seines Elternhauses mit beinahe priesterlichen Gefühlen der Reinigung: jetzt fiel ihn ein wahrer Reinlichkeitsfanatismus an. In einer seiner Sepflogenheiten lag indessen wohl etwas, was ihn bei dem Landvolk in den Geruch eines Menschen bringen half, mit dem es nicht ganz geheuer wäre.

In der vierten Stunde des Morgens geht während des

Monats Auguſt die Sonne auf. Wenn ſie heraufkam, erblickte ſie Dörfer im tiefen Schlaf und den nackten Körper Emanuel Quints, der bereits am Ufer des Sees aus dem Bade ſtieg. Der Ort, der Seearm, wo dieſes geſchah, atmete tiefe Verlaſſenheit und Verſchwiegenheit, nur daß in den Wipfeln der rieſigen Parkbäume in den letzten Minuten vor Aufgang der Sonne, aus vielen Kehlen begeiſterter Singvögel, die übliche Huldigung für das Tagesgeſtirn begann, jener einſam jubelnde Gottesdienſt, der immer den Aufgang der Sonne begleitet. Dies Bad war für Emanuel ein erhabenes Glück, eine paradieſiſche Seligkeit. Es war noch mehr: es war eine Feier! Und die bezaubernde Andacht dieſer Minuten heiligten ſeinen ganzen Tag.

Eines Tages trat ein Ereignis ein, wodurch der Friede des Gärtnerhauſes eine Unterbrechung erfuhr, ein Ereignis, wodurch das Ehepaar Heidebrand ſich in der Folge zu langen, ernſten Geſprächen bewogen fand, die Emanuel Quint und die Frage zum Gegenſtand hatten, ob man es in Rückſicht auf Ruth ferner verantworten könne, ihn zu beherbergen. Die kleine Ruth nämlich fiel eines Sonntags, als man kaum in der alten Landkutſche, die der Gutshof ſtellte, aus dem Kirchdorf und aus der Kirche des Paſtors Geleites nach Hauſe gekommen war, in einen gleichſam magnetiſchen Schlaf. Das fünfzehnjährige Mädchen lag bei verhangenen Fenſtern und beim Fliegengeſumm des Spätſommertages auf einem alten, geblümten Sofa ausgeſtreckt, von den beiden erſchrockenen Eltern beobachtet, die, der ſeltſamen Reden wegen, die es im Schlafe zu führen begann, die Tür des Zimmers geſchloſſen hatten. Ruth war im Leben ein ſchweigſames Kind, nun aber gehorchte ſie, wie es ſchien, einer inneren Einwirkung und

redete mit geſchloſſenen Augen, ſtoßweiſe, lange, zuſammenhängende Reden, die keineswegs von ihr ſtammen konnten, und die ſie nur nachzuſprechen ſchien. Die beiden Eltern ſahen einen Zuſtand wie den ihres Kindes allerdings nicht zum erſtenmal. Vor noch nicht Jahresfriſt war eine ſogenannte Somnambule mit ihrem Begleiter auf den Gütern umhergereiſt und der Obergärtner und ſeine Frau hatten im Hauſe des Oberamtmann Scheibler einer Séance mit dieſem Medium beigewohnt. Es war natürlich inzwiſchen zuweilen im Gärtnerhauſe und in Ruths Gegenwart von den wunderbaren Ereigniſſen jener Sitzung die Rede geweſen.

Darin hatte der junge Beleites recht, daß er ſich für das Nervenleben der hübſchen Gärtnerstochter beſorgt zeigte. Freilich war die Atmoſphäre auch ohne Quint hinreichend ungeſund: wurden doch in den Kreiſen der Heidebrands faſt eben dieſelben Dinge fortgeſetzt diskutiert, die ſeinerzeit Anton und Martin Scharf in gefährliche Bahnen gedrängt hatten. Die Bibel anerkannte die Gabe der Weisſagung. Es ward verheißen, diejenigen ſollten mit Zungen reden und das Geheimnis des Reiches Gottes verkündigen, auf die der heilige Geiſt herniederſank. Überdies leugnete die Schrift eine Möglichkeit der Auferſtehung von den Toten nicht und endlich bildete die Offenbarung St. Johannis auch in dieſen Kreiſen einen ſtändig flackernden Fieberherd, der hie und da eine Seele anſteckte. Als nun die kleine Ruth in dieſen Schlaf der Verzückung verfallen war, ſtand für den naiven Geiſt ihrer Eltern eigentlich nur in Frage, ob ſie ein Werkzeug böſer oder guter Geiſter geworden ſei: mit dieſen und ihrem Meiſter, Gott, oder mit jenen und Satan in Rapport ſtünde. Schließlich im Zuhören faßte ſie Schreck und beinahe Ernüchterung. Sie gedachten den Arzt zu rufen.

Die kleine Ruth war nämlich mit niemand geringerem, als dem Heiland ſelbſt in Rapport, wenn man ihrem Gebaren trauen wollte. Mit dieſem Gebaren würde ſie etwa als ſpaniſche Nonne Gegenſtand allgemeiner Verehrung, ja, nach und nach unzweifelhaft eine Heilige geworden ſein. Sie ſah den Heiland. Sie antwortete ihm. Er ſtand in einer Glorie reinſten Lichtes. Er richtete klare Befehle an ſie, die ſie mit kindlich beglücktem Gehorſam befolgen wollte.

Als ſie erwachte, fand ſie ſich lange nicht in die enge Umgebung zurück. Die Eltern ſagten ihr, daß ſie krank wäre und die Mutter wollte, ſie ſolle zu Bett und ſprach ihr von Flieder und Fenchelteе. Aber ſie war ganz außer ſich und kämpfte mit der Unmöglichkeit ihrer Mutter etwas begreiflich zu machen: einen Glanz, ein Erlebnis, eine Erfahrung, die außerhalb jedes menſchlichen Ausdrucksvermögens war. Sie rief immer wieder: „Ich bin nicht krank! Wie könnt Ihr nur glauben, ich wäre krank, und habt doch ganz nahe hier bei mir geſtanden. Wie iſt denn das möglich, wie könnt Ihr nicht wiſſen, welche himmliſche Gnade mir widerfahren iſt.“ Herr Heidebrand ſuchte zu beruhigen, die Mutter dagegen brach in angſtvolle Tränen aus. „Mutter,“ rief Ruth, „wie kannſt du nur weinen, da doch der Bräutigam nahe, ganz nahe, Mutter, hier unter unſerem Dache, und die Hochzeit bereitet iſt.“

Die Gärtnersleute erwogen nur, wen man zu Hilfe rufen, wem man den Vorfall eröffnen ſollte. Aus einem gewiſſen Inſtinkt heraus widerſprachen ſie zunächſt der Tochter nicht: ein Verhalten, das inſofern nicht ungünſtig wirkte, als ſich das junge Mädchen äußerlich und auch innerlich zu beruhigen ſchien. Die Eltern konnten zu keinem Entſchluß kommen. Erſtlich waren ſie immerhin abhängig und das Fräulein hatte den Sonderling Quint unter ihren Schutz geſtellt. Im

übrigen waren ſie ſchlichte Leute, die Aufſehen zu vermeiden wünſchten. Endlich wußten ſie für ihren Fall nicht den rechten Arzt. Es gab in der Nähe einen Landdoktor, allein er war ein alter, wenig vertrauenerweckender Mann, der mit einigen Mitteln, die jeder kannte, auch jenen Übeln beikommen wollte, deren Wurzel der Böſe gepflanzt hatte. Seine Anſchauungen über das Leben des Gemüts, deſſen Verklärungen und Zerknirſchungen, waren denen der gläubigen Kreiſe ganz entgegengeſetzt. Eher ſchon hofften die Gärtnersleute auf die heilende Kraft des Gebets.

Und als ſie am Abend im Zimmer allein waren, nachdem ſie noch an Tür und Wand den ruhigen Atemzügen der kleinen geliebten Somnambule gelauſcht hatten, gingen ſie in der Stille Gott um Aufſchluß und Hilfe an. Gott aber gab ihnen ſonderbarerweiſe allmählich den feſten Entſchluß ins Herz, Emanuel Quint ins Vertrauen zu ziehen.

Die nächſtfolgenden Tage widmeten ſie der Beobachtung. Da war denn nun allerdings zu ſpüren, wie Quint ihre Tochter an unſichtbaren Banden und Ketten hielt. Ruth folgte dem Narren auf Steinwurfs Weite. Er trat aus dem Hauſe und ob ſie nun Wäſche gelegt, oder ihrer Mutter in der Küche geholfen hatte, bald darauf mußte ſie ebenfalls draußen im Freien ſein.

Sprach Quint ſie an, ſo überſtrömte das wächſerne Antlitz eine purpurne Seligkeit. Oft ſchritt ſie neben ihm durch die Treibhäuſer. Aus weiter Ferne las ſie ihm Wünſche, nicht immer richtig, von den hellbewimperten, blauen Augen ab und brachte ihm etwa ein Grabſcheit, den eiſernen Rechen oder ein anderes Gartengerät. Mit jener Maſchine, die man vor ſich herſchiebt, mähte Emanuel manchmal Teile der engliſchen Raſenflächen des Parkes ab: dann rechte die kleine Ruth

Heidebrand ernſt und verſonnen um ihn herum das Gras zuſammen. Niemals aber berührte ſie ihn: wie denn auch keiner in Gärtnerei und Dominium je bemerkt hatte, daß Emanuels Hand etwa mit ihrer Hand, ihrer Schulter, ihrem Scheitel in Berührung kam.

Als eines Tages Frau Heidebrand ihrem ſeltſamen Pflegling mit merkbarer Sorge den myſtiſchen Vorfall des krankhaften Schlafs und Traumes ihrer Tochter erzählt hatte, äußerte Quint ein ſchlichtes und ernſtliches Mitgefühl; aber es war an ihm, auch als der Herr Obergärtner ſelbſt mit ihm redete, nicht der leiſeſte Schatten eines Schuldbewußtſeins oder davon etwas zu merken, daß etwa zwiſchen dem Seelenzuſtand der kleinen Ruth und ſeiner geheimen Narrheit ein Zuſammenhang ſei. Auch wagte man nicht, eine ſolche Vermutung anzudeuten. So ging nach dieſem Geſpräch Emanuel Quint wie bisher ſeinen ſtillen Geſchäften nach, jenen inneren, die ſeiner Umgebung verborgen waren und anderen äußeren, die man mit Augen ſah und die er ſich nach Gefallen auswählte. Und da die kleine Ruth in der Folge zunächſt nicht rückfällig ward, ſondern eher mit einer ſtillen, inneren Heiterkeit ihre Tage hinlebte, geriet ihr prophetiſcher Schlaf ſehr bald in Vergeſſenheit.

Fünfzehntes Kapitel

Eines Tages beſuchte Quint im Gärtnerhauſe Schweſter Hedwig, jene evangeliſche Pflegerin, die ihn im Krankenhauſe Bethesda gepflegt hatte. Er begab ſich mit ihr in die kleine Hütte des Schäfers hinüber, die dem Schafſtalle gegenüber lag und wo, da es Sonntag nachmittags war, ſich etwa zwanzig Landleute mit irgendwelchen Gebreſten eingefunden hatten, die den Rat des Milzſchen Schäfers beanſpruchten. Die angeketteten Schäferhunde unterbrachen ihr wildes Gebell, als der Narr mit der Schweſter vorüberkam. Beide begaben ſich zu dem Schäfer hinein, der das gebrochene Bein eines Erntearbeiters ſchiente, den zwei Männer auf ſeinem Bette gebracht hatten. Sie begrüßten den Schäfer, er hieß ſie willkommen und ſtellte die beiden ſogleich als Gehilfen an.

Schweſter Hedwig ging dem Schäfer kunſtgerecht an die Hand, während Quint mit einigen Frauen redete, die ihm die Art ihrer Leiden eröffneten. Dabei ſchielte der Schäfer zu ihm hin und richtete Blicke auf die Schweſter, die ſie auf Quints Betragen hinwieſen: dieſes ſchien für den Schäfer ein Gegenſtand geheimen, bewundernden Staunens zu ſein.

Während der Schäfer eifrig arbeitete, ſchrie er laut zur Schweſter hinüber durch den vom Maſſengeblök des nahen Schafſtalls erfüllten Raum: „Sie verlaſſen mich alle und wollen zu ihm!“ worauf die Schweſter bemerken konnte, wie ſogar auch jener Patient, der eben unter den Händen des

Schäfers war, zu Emanuel Quint hinüberlugte. Der Schweſter war die Geduld bekannt, deren Emanuel fähig war, da ſie ihn ja als Kranken gepflegt hatte. Er hatte ſein Leiden hingenommen, gelaſſen und heiter, wie etwas, das ein guter Geiſt zu ſeinem beſten erſonnen hatte. Sie war ergriffen und an ihn gefeſſelt durch die wortloſe Wärme ſeiner Seele, die ſie empfand wie reinſte Dankbarkeit; aber ſie hatte zugleich, ein ſuchendes, junges Weib, das ſie war, etwas an ſich wie eine heilende und beglückende Kraft ſeines Herzens geſpürt. Sie wußte, was über ihn an Gerüchten in Umlauf ſtand. Allein, da ſie aus ſeinem Munde niemals ähnlich überſpannte Dinge vernommen hatte, als ſie deren in ihren eigenen Kreiſen und Konventikeln faſt täglich zu hören bekam, dagegen aber eine unbeſtimmbare Macht aus ſeiner Perſon in ſich wirken fühlte, nahm das Gerücht, das über ihn ging, mitunter in ihrem Geiſt den Hauch einer überirdiſchen Ahnung an.

Sie war beglückt, als Emanuel, gern bereit, ſie, wohl anderthalb Stunden weit, über Land, in das Haus ihrer Eltern begleitete. Schweigend ſchritt er neben ihr zwiſchen den Stoppelfeldern hin, auf denen ſich Tauben und Krähen tummelten. Es wäre vielleicht mit größerem Fug zu ſagen: die Schweſter ſchritt neben ihm. Als beide in den Hof einer romantiſch unter alten Linden gelegenen Dorfſchule einbogen, die der Vater des Mädchens ſchon ſeit dreißig Jahren verwaltete, ſchlug ihr das Herz gewaltig gegen den Hals hinauf. Aber Emanuel wurde von ihrem Vater und ihrer Mutter mit herzlicher Freude aufgenommen.

Lehrer Krauſe war ein dreiundfünfzigjähriger, jugendlich friſcher Mann, der etwas über ſeinen Stand hinaus Freies und Genialiſches an ſich hatte. Sein Weibchen glich einer dicken Fettkugel. Mitten im Wohnzimmer war ein altertüm-

licher Flügel, an der Wand ein Harmonium aufgestellt. Herr Krause, ein gesticktes Käppchen auf dem Scheitel, erhob sich aus der Ecke des geblümten Sofas, als seine Tochter mit Quint erschien. Mit lauten Worten der Bewillkommnung streckte er diesem die Hände hin. Der Rauch eines Knasters erfüllte die Stube, den Krause aus einer mannshohen Pfeife gesogen hatte; das Möbel war neben dem Sofa abgestellt.

Schon nach wenigen Augenblicken schien Emanuel Quint in dieser Umgebung heimisch zu sein. Hedwig hatte ihr Schwesternhäubchen heruntergenommen, war in die Küche hinausgegangen und sorgte, mit fleißigen Händen der Mutter zuvorkommend, für das Abendbrot. Marie, ihre jüngere Schwester, kam in hellem Kleid mit Strohhut und Buch von ihrem Lieblingsplätzchen hinter der alten Kirchhofsmauer zurück, wo sie unter Grillengezirp die letzte Wärme des Tages genossen hatte. Noch vor dem Abendbrot nahm der Lehrer am Flügel Platz und das volle und stattliche Mädchen Marie mußte neben ihn hintreten, vor das Notenblatt, um begleitet von den spinettartigen Tönen des alten Musikinstruments einfache Volkslieder vorzutragen, was sie mit einer schönen, etwas zarten Altstimme, ohne sich im geringsten zu zieren, tat.

Frau Oberamtmann Scheibler fiel sozusagen ins Abendbrot. Sie hatte sich durch ihren Neffen Kurt Simon in der Stille des Abends, von ihrem nahen Pachtgute her begleiten lassen. Kurt Simon, der Emanuel Quint im Hause des Lehrers, seit seiner Begegnung mit ihm, zum erstenmal wiedersah, begrüßte ihn, ohne ihn zu erkennen. Es mußte eine geraume Zeit vergehen, bevor es ihm klar wurde, daß der reinlich gekleidete Mensch derselbe war, den er, halb nackt, auf dem Sange mit Bruder Nathanael, im Anbruch des Morgens betend getroffen hatte. Frau Scheibler erschrak, als sie Namen und Herkunft

Quints durch den Lehrer erfuhr. Sie war noch immer von allerhand übertriebnen Gerüchten seines früheren Wandels erfüllt, obgleich sie, und zwar durch die Heidebrands, inzwischen über Wesen und Wandel des Narren in einem milderen Sinne beeinflußt war. Sie betrachtete ihn mit Neugier und Grauen: denn, da sie neuerlich wieder mit Pastor Schuch auf einem Missionsfest zusammengetroffen war, und dieser die alte Behauptung aufrecht erhalten hatte, Emanuel habe sich selbst Jesus Christus, der Gesalbte genannt, so hatte ihr Urteil nur die Wahl, ihn entweder als armen Kranken, oder als einen vom Satan Besessenen aufzufassen. Ganz im Sinne des Pastors Schuch bekundete sie Herrn Krause gegenüber, sobald sie mit ihm allein war, Bedenklichkeit. Indessen, während sie danach forschte, durch welche Umstände dieser Emanuel Quint in der Familie Krause Eingang gefunden habe und die Gefahren andeutete, die darin lagen, ihn zu beherbergen, ging der Lehrer in seiner temperamentvoll gütigen Weise über alle Bedenken hinweg, beiläufig Quinten das Zeugnis eines schlichten, bescheidenen Menschen ausstellend.

Frau Scheibler hatte allerlei Eßbares aus den Vorratskammern ihres Pachtgutes mitgebracht. Es entsprach ihrer resoluten und werktätigen Art, bei jeder Gelegenheit den Tisch der ihr innig befreundeten Lehrersfamilie aufzubessern. Es war in ihrer Natur, neben allerlei ideellen Rumoren eine nicht gerade derbe, aber gesunde Sinnlichkeit. Die Krauses sahen in ihr, zugleich mit Bewunderung, eine Wohltäterin. Obgleich eine Blutsverwandtschaft nicht vorhanden war, hatte man das vertrauliche Du im Verkehr der Familien eingeführt, was allerdings mit großer Freiheit, aber doch stets mit respektvollem Anstand gebraucht wurde. Für die Mädchen, Hedwig und Marta Krause, sorgte Frau Scheibler in Mütterlichkeit,

und dieſe, wie viele junge Mädchen der Umgegend, waren ihr manches ſchuldig geworden: ſie war eine eifrige Gärtnerin. Selbſt mit einer klangvollen Stimme begabt, die allerdings unter den harten und rauhen Lauten ihrer Sprache verborgen lag, ward ſie nicht müde, die etwas hilfloſen Gutstöchter zu Muſik und Geſang anzuhalten. Sie lehrte ihnen nützliche Künſte: nicht nur, wie man ſich in Geſellſchaft bewegen, wie man ſich einen Hut garnieren, wie man ſich kleiden, ſondern auch, wie man ſich gelegentlich tüchtig mit Waſſer und Seife waſchen ſoll.

In ihrer Jugend war Frau Scheibler auf Bällen eine berühmte Tänzerin. Sie würde die Mädchen das Tanzen gelehrt haben, wenn nicht ihr Leben durch den frühen Tod ihres einzigen Knaben mitten im Wuchſe geknickt worden wäre. Früher von einer heiteren Religioſität und vertrauenden Weltfreude, hatte ſie ſeit der Zeit zwiſchen ſich und der Welt eine Kluft gemacht. Sie lebte in Feindſchaft mit der Welt und zwar aus dem Grunde, weil dieſe ſie im Laufe des Lebens um jede, auch um die letzte Hoffnung, betrogen hatte. Ihr Hoffen war nun auf Chriſtum geſtellt! Und wenn die Welt ſie um die nahen Erfüllungen einer heißen Jugendliebe geprellt, ſpäter der Mutter ihr Letztes und Liebſtes genommen hatte, ſo hing ihres innerſten Herzens Blick nun an dem himmliſchen Jeſuskinde und an dem himmliſchen Bräutigam, mit denen ſie, myſtiſch vermählt, zur traumwandelnden Einheit im Jenſeits wurde. In dieſem Betracht kam ſie bei Quintens Anblick Entrüſtung und Abſcheu an, deſſen Behauptung, er ſei der Heiland, verbunden mit ſeiner platten, gewöhnlichen Gegenwart, ihr eine freche Verhöhnung der göttlichen Glorie ihrer qualvollen Träume ſchien.

Sie ſagte zu Hedwig: „Wie kommſt du dazu, weshalb haſt du dir dieſen entſetzlichen Menſchen mitgebracht?"

Der kleine Scheibler war auf dem alten Kirchhof in Dronsdorf begraben, der, außer bei Todesfällen in der Familie des Kirchenpatrons, nicht mehr gebraucht wurde. Er war verschlossen, und der rostige Schlüssel zu seinem alten, schmiedeeisernen Gittertor, sowie ein zweiter, größerer, mit dem man das Eingangsportal eines verwitterten Kirchleins, das die Gräber bewachte, öffnen konnte, wurden im Schulhaus aufbewahrt. Fast immer, so oft Frau Scheibler die Lehrersleute besuchen kam, geschah es, um auch das Grab zu besuchen. Die Nähe der Stätte, wo die Frucht ihres Leibes begraben war und in einem metallenen Sarge ruhte, erfüllte die Mutter mit jenem schmerzlichen Glück, das in der trockenen Wüste ihres Daseins allein die quellende Insel bildete. Man hätte ihr nochmals den Sohn und hätte ihr mehr als den Sohn geraubt, wenn man sie aus der Nähe des efeuumsponnenen Hügels hinweggezwungen, oder sie an ihren fast täglichen Gängen zu Grabe gehindert hätte. Alles, was in ihrem Innern noch blühend war, hätte man so in Asche gelegt.

Alle Krauses, nur nicht die schwerbewegliche, freundliche Mutter, gaben ihr, nach genossenem Abendbrot, zum Grabe des Sohnes das Geleit. Quint hatte sich ihnen angeschlossen. Frau Scheibler, die mit männlichem Schritt voran, neben Krause ging, schien Quint geflissentlich nicht zu beachten. Des Lehrers laute Stimme erscholl, als sie den kleinen Kirchhügel aufwärts kletterten, und hallte, in der lauen Stille der sinkenden Nacht, von den Mond-beschienenen Giebeln der Kätnerhäuschen, sowie von der weißen Rückwand des Kirchleins zurück. Die Schwestern Krause stiegen langsamen Schrittes hinterdrein, die eine rechts, die andere links neben Quint. Je ferner die Stimme des Vaters verhallte, um so lauter und

ausſchließlicher war die Luft vom Bacchantengeſchmetter der Grillen erfüllt.

Quint erfuhr nun Frau Scheiblers Schickſal. Hedwig von allem erzählte ihm, mit welchem Glanz, mit welcher allgemeinen Teilnahme der kleine Lorenz Scheibler zur Erde beſtattet worden ſei. Man hatte den Sarg vor den Altar geſtellt, von deſſen Stufen fünf oder ſechs Paſtoren nacheinander Worte der Liebe, Worte des Glaubens, Worte der Mahnung und Worte des Troſtes über ihn ausſchütteten. Den Segen am Schluß erteilte ein noch amtierender, neunzigjähriger Greis, deſſen tiefe Inbrunſt, deſſen edles, verklärtes Antlitz und ſilberweißes, bis zur Schulter wallendes Haar auf die damals noch kindlichen Schweſtern einen erhabenen Eindruck gemacht hatte.

Maria übertraf ihre Schweſter Hedwig an Frömmigkeit, obgleich dieſe das Kleid der Diakoniſſinnen trug und ihr an Werktätigkeit überlegen war. Im Weſen Hedwigs lag etwas Suchendes, während das in ſich beruhende Weſen Mariens einer inneren Harmonie zu lauſchen ſchien. Beide waren von einer großen Verehrung für Frau Scheibler erfüllt, deren beinahe abweiſend feſtes Verhalten Quint gegenüber ſie merkbar beunruhigte: deshalb und weil ſie nicht ohne Grund annahmen, Quinten ſei die liebloſe Art der Frau Scheibler ihm gegenüber bemerkbar geworden, ſprachen ſie ſehr viel Gutes von ihr und ſuchten ſie mit dem Schmerze um den toten Sohn zu entſchuldigen.

Allein Emanuel ſchien durch die Gegenwart der Frau Scheibler nur eigentlich in bezug auf ſie ſelbſt berührt und widmete dem Bericht ihres ſchweren Schickſals eine ruhige Aufmerkſamkeit. Allerdings gebot er oben am Hügel, an der offenen Kirchhofspforte angelangt, den Schweſtern, mit eine

unwillkürlichen Aufwärtsbewegung der Rechten, Stillschweigen, und zwar gebannt durch den abendlich nächtlichen Zauber, der in der Natur zu walten schien.

Hedwig Krause, die Diakonissin, stand im vierundzwanzigsten Jahr, während Maria das zwanzigste noch nicht erreicht hatte. Maria war von einer blonden Anmut und bereits von einer vollen, weibhaften Lieblichkeit, deren Reiz durch die kindliche Anmut eines ovalen Gesichtchens gesteigert wurde: es atmete Unschuld und Jungfräulichkeit. Hedwigs Züge waren durch die Strenge ihres entbehrungsreichen Berufs bereits geprägt worden. Es war nicht schwer zu entziffern, was darin von bitteren Erfahrungen aller Art zu lesen stand. Immerhin war auch sie noch in einer schönen Blüte der Jugendlichkeit, und die beiden Dronsdorfer Lehrerstöchter wurden, jede in ihrer Art, zu den hübschesten Mädchen der Gegend gezählt.

Indessen war Frau Scheibler mit Vater Krause am Grabe gewesen und ihre Stimmen näherten sich. Ein großer Schlüssel wurde hörbar in das rostige Schloß des Kapellenportales gesteckt, und man vernahm, wie die Türe sich öffnete. Im tiefen, flüsternden Schatten der tausendjährigen Lindenbäume fanden sich bald darauf Quint und die Mädchen vor der dunklen Tiefe des Kirchenschiffes, neben Kurt Simon, der auf irgendeinem anderen Wege gekommen war. Im Innern des Kirchleins zuckte ein Licht, und vom Orgelchor fing es leise zu summen, stärker zu brummen und schließlich stark und harmonisch zu tönen an.

Die Orgel schwieg und Kurt Simon wurde von Krause mit leiser Stimme hinaufgerufen. Kurt verstand sich aufs Balkentreten, und als er nun diese Tätigkeit im Dunkeln ausübte, begann Krause ernstlich zu präludieren. Endlich erfüllte über den niedergedämpften Klängen schwebend ein klarer, ergreifen-

der Ton den Raum, der Quint und den Schweſtern vom Himmel zu kommen ſchien und dem ſie gebannt und ergriffen lauſchten. Zuweilen geſchah es, daß Frau Scheibler, wie jetzt, in der Kirche ſang, mitunter mit dem Lehrer und einem balkentretenden Bauernjungen allein, gelegentlich, wenn der Wunſch ſie zu hören bei einigen Freunden wieder beſonders rege wurde.

O Jeſu, ſüßes Licht,
nun iſt die Nacht vergangen.
Nun hat dein Gnadenglanz
aufs neue mich umfangen.

Während des Liedes ſtieg Emanuel Quinten, der zwiſchen den Schweſtern auf einer der alten Kirchenbänke Platz geſucht hatte, das Bild der armen von Krämpfen geſchüttelten Marta Schubert auf, die eben das gleiche Lied, aber mit einem kunſtloſen und kindlichen Stimmklang geſungen hatte. Er fühlte wohl, der Ton, wie er ſich hier durch die menſchliche Kehle rang, war von einer tiefen Begnadung erfüllt. Er war von Schmerz und Inbrunſt geheiligt und niemals, ſo weit Emanuel ſich erinnern konnte, war der verehrte Name des Heilands, der Name Jeſus, wie hier, auf ſo vollen, reinen und zärtlichen Liebeswellen zu ſeinem Ohr herabgeſchwebt.

Der Narr in Chriſto hatte, ſeit er im Hauſe des Gärtners wohnte, ein ſtilles und heiteres Weſen angenommen, deſſen Äußerungen, zumeiſt ohne jeden werbenden Zug, von nichts anderem zeugten, als von menſchlich herzlicher Einfachheit. Die gewonnene Einſicht, die Sicherheit des umfriedeten Daſeins, hatte den Sonderling mit einer heiteren, inneren Harmonie erfüllt. Sehet die Vögel unter dem Himmel an, ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht, ſie ſammeln auch nicht in ihre Scheuern. Der

Geiſt dieſes Heilandswortes ſchien wirklich in ihm beglückend lebendig zu ſein. Nun aber ſtieg es gleich dunklen Schatten aus tiefen Abgründen ſeiner Seele auf, als die triumphierenden Klänge des Liedes, durch die Erinnerung an eine häßliche Kinderſtimme entſtellt, die Hölle des Weber-Schubertſchen Hauſes vor das innere Auge des Jünglings emporhoben. Ihn durchzuckte ein Schmerz, der nur zum Teil aus der Bruſt der klagenden Mutter ſtammte und der einer ſchwarzen Flamme gleich, brennend und freſſend in ihm aufloderte. Emanuel wußte, daß es ſein alter Begleiter aus den Tagen ſeines erwachenden Daſeins war, der ſich wieder ankündigte: und zwar ein Begleiter von anderem Schlag, als der Schmerz der Mutter um ihren Sohn. Emanuel dachte an ſeine Mutter, aber der feuchte Glanz ſeiner Augen, den der gleißende Mond durch die Kirchenfenſter traf, galt ihr nicht. Er mußte der Mutter des Heilands gedenken und ſich geſtehen, daß dieſe ihm ſelber hart begegnende Frau, die er ſingen hörte, Marien am Kreuze nicht unähnlich war.

Kurt Simon hatte Emanuel Quint in das Gaſthaus begleitet, wo ihm durch den Lehrer Krauſe ein kleines Quartier ausgemacht worden war. Zum zweitenmal fühlte der junge Menſch ſich durch die Erſcheinung des „Menſchenſohnes", wie er ſich ſelbſt ja genannt hatte, angezogen. Er fand ihn verändert. Er unterhielt ſich, am Wirtstiſch des leeren Gaſtzimmers ſitzend, mit ihm vertraulich und in unbefangener Natürlichkeit. Dazu hatte der arme, junge Menſch im Scheiblerſchen Hauſe wenig Gelegenheit, das er übrigens bald verlaſſen wollte, um in der nahen Hauptſtadt der Provinz neuen Wegen und Zielen nachzugehen. Er befand ſich in einem gefährlichen Alter, wo der gärende Saft in die Krone ſteigt und

der quälende Rauſch der Liebe ſich ankündigt. Ein Alter, wo die Lockungen dieſes Rauſches am Herzen ſaugen, ohne daß er erreichbar iſt, wo denn ein brennend heißer, ins allgemeine drängender Liebestrieb, zuweilen zu Rändern von Abgründen führt, ja, den Liebenden dort, mit einer Verfluchung der Welt auf den Lippen, hinunterzieht. Denn die wilden Umarmungen, mit denen man das heiße Leben in Zeiten der Jugend zu fangen gedenkt, finden nicht ſelten einen ganz anderen Gegenſtand, und das Quietiv der Liebe wird in einem ganz anderen Bette erlangt, als es die Sucht dem Knaben vorgaukelte.

Es iſt durchaus nicht alles bekannt, was Kurt Simon und Emanuel Quint an dieſem Abend miteinander geredet haben, jedenfalls trat Frau Scheibler ohne Kurt in Begleitung eines Knechtes, den Krauſe hielt, den Heimweg an. Sie hatte ſich auch nach der Rückkehr vom Kirchhof im Zimmer der Lehrersleute noch weiter über Emanuel aufgeregt und beſonders behauptet, wie gleichſam der Segen Gottes immer bei ſeinem Erſcheinen zurückweiche.

„So," ſagte ſie, „hat er auch in den häuslichen Kreis der allzuguten, allzuvertrauenden Heidebrands nur Verwirrung gebracht. Der junge Beleites iſt bitter unglücklich. Die arme, verleitete Ruth von einem fremden, trotzigen Geiſt erfüllt, deſſen Urſprung ſchwerlich im Himmel zu ſuchen iſt. Und übrigens geht er niemals zur Kirche."

Frau Scheibler erlebte, daß die Lehrerstöchter den Narren verteidigten. Sogar Marie, obgleich ihre Stärke mehr das Zuhören, als das Reden war. Sie vermaß ſich, indem ſie lebhaft errötete, für den reinen, gottgefälligen Wandel Emanuels Bürgin zu ſein.

Von nun an erſchien Emanuel wöchentlich mehrere Male im Lehrerhaus. Obgleich Frau Scheibler, ſo oft ſie kam, die-

ſelben Bedenken äußerte und ſich auf jede Weiſe fern von dem Narren hielt, war er im Kreiſe der Lehrersfamilie ein immer willkommener Gaſt geworden. Man ſah ihn oft ſtundenweit mit Marien an den Rainen der abgeernteten Felder dahinwandeln, und die Eltern des Mädchens machten ſich allbereits mit dem Gedanken vertraut, eines Tages die beiden am Altar vereinigt zu ſehen. Herr Krauſe, der freilich bisher den Mut nicht gefunden hatte, gewiſſe Erwägungen vor Quint zu verlautbaren, hatte ſich die Zukunft der beiden ſogar einigermaßen zurecht gemacht. Warum ſollte Emanuel, deſſen Lernbegierde in dieſen Wochen und Monden beſonders rege war, nicht die Begabung zum Miſſionar haben, und warum ſollte er nicht eines Tages, von Herrnhut geſendet, mit Marien als Ehefrau an der Seite, als Heilandsapoſtel unter die Heiden gehn.

Zwiſchen Quint und Kurt Simon hatte ſich eine Art Freundſchaft entwickelt. Wenigſtens hatte Kurt Simon den Sonderling zweimal in Miltzſch beſucht und war auch von ihm zu Spaziergängen abgeholt worden. Wiederum zeigte ſich Quintens ſeltſame Anziehungskraft, die ihre Wirkung vielleicht gerade deswegen ausübte, weil die Abſicht zu wirken an Emanuel niemals zu ſpüren war. Kurt laborierte immer noch mit für und wider an einer gewiſſen Abart des proteſtantiſchen Chriſtentums, wie es im Kreiſe der Scheiblers gepflegt wurde. Hier wurde ihm nämlich gleichſam täglich die Piſtole auf die Bruſt geſetzt und ewiger Fluch oder ewiger Segen, ewiger Tod oder ewiges Leben, ewige Seligkeit oder Verdammnis in alle Ewigkeit zur Wahl geſtellt. Die Verwirrung des Jungen war grenzenlos. Dabei hatte die unzulängliche Nachtruhe, die ihm beruflich gegönnt werden konnte, die Nerven des Jünglings überreizt. An beiden Enden durch das Leben auf eine geringe Spanne Zeit

zuſammengedrängt wurde ſein Schlaf von Leben, in Geſtalt des Traums, überſchwemmt. Seine Träume gaben den Ideen, die am Tage erörtert worden waren, zuweilen eine furchtbare Wirklichkeit. Düſtere Landſchaften, gleichſam vor Erſchaffung der Welt, das jüngſte Gericht mit Poſaunenſtößen und nahem Weltuntergang, Qualen der Hölle wurden Ereignis und entließen den Träumer morgens mit einer bleiernen Müdigkeit. Aus dieſen ſchwülen Gewittergärungen zuckte der befreiende und erlöſende Blitz des Gedankens noch nicht. Es war alles ein dumpfes Schwelen und Hingären. Die ſchreckliche Mitgift der Todesfurcht, verſtärkt durch die Angſt vor Höllenſtrafen, hatte Kurt Simon noch nicht aus dem Blute geſchwitzt. Dazu war ihm das Leben verbarrikadiert worden. Wenn ſich in heißen, libidinöſen Träumen das Erwachen der Liebe ankündigte und mit einer entzückenden Wonne das Paradies in die angſtvollen Schatten der Nächte ſich eindrängte, ſo ward Kurt Simon, weil er dies alles für Lockung des Teufels hielt, in noch weit höherem Maße von Gewiſſensängſten gefoltert. Man ſah ihn nach ſolchen Nächten ſcheu umher ſchleichen, gleichſam gezeichnet und ſchuldbewußt, als wie jemanden, der ein Verbrechen verheimlichen muß.

Emanuel Quint, etwa zehn Jahr älter als Kurt, wurde für dieſen zur Autorität. Der ganze ruhig gelaſſene Einfluß ſeines Weſens, wie es in jenen Zeiten war, die lautere Menſchenliebe, die es ausatmete, gab Kurt ein Gefühl der Erneuerung und Geborgenheit. Es war kein drohender Zug in Quint. Das wenige, was er den endloſen Jugendbeichten des neuen Freundes entgegenſetzte, hatte für dieſen die befreiende Kraft des: „Deine Sünden ſind dir vergeben". In Kurt erwuchs ein Gefühl unendlicher Dankbarkeit, nicht allein deshalb, weil er die Achtung ſeiner ſelbſt, das Bewußtſein des eigenen Wer-

tes durch den Schwärmer wiedergewonnen hatte, ſondern auch weil ihm dieſer, als erſter unter den Menſchen, wie gleich und gleich begegnet war. Und mehr noch: Kurt, der das edle und befreiende Glück der Freundſchaft bisher nicht kennen gelernt hatte, ward eben von dieſem Glück und von dem Stolz auf dies Glück durchaus erfüllt, womit ein leidenſchaftlicher Geiſt, eine leidenſchaftliche Liebe ſich einſtellte, die ihn mit ſeinem Idol verband.

Quint wurde zuweilen eingeladen. Nicht allein weil ſeine ſonderbare Apoſtellaufbahn unvergeſſen, ſondern hauptſächlich weil er der Gaſt des Gurauer Fräuleins war, wurde ſeine Perſon an vielen Honoratiorentiſchen im Umkreis von Miltzſch Geſprächsgegenſtand. Man konnte ſich über ihn nicht einigen, hatte ſich doch der allgemeinſten Geringſchätzung das Urteil des Gurauer Fräuleins, der Heidebrands und endlich des allgemein beliebten und geachteten Lehrers Krauſe entgegengeſtellt. Im Volke wurde Emanuel nie anders als der Miltzſcher Narr genannt. Das war ihm ſelbſt nicht verborgen geblieben. Und jene große Partei, die im Streit der Meinungen ihm entgegenſtand, hatte reichlich Gelegenheit, ſich auf die vox populi zu berufen, die ja die Stimme Gottes iſt.

Man weiß in Schleſien ebenſowohl als in gewiſſen anderen Provinzen Oſtelbiens, daß hie und da ein adliger Gutsbeſitzer überaus kirchengläubig und doch zugleich von einer reizbaren Härte iſt, die nichts von der Milde des Heilands atmet. Wenn ſolche Leute, deren es in der Miltzſcher Gegend einige gab, gelegentlich zu hören bekamen, wie Quint in dieſer und jener Geſellſchaft, etwa beim Apotheker von Krug oder beim Rittergutsbeſitzer Salo Glaſer, zu ſehen geweſen ſei, ſo konnten ſie ſich kaum genügend entrüſten. Beſonders ein Herr von Kellwinkel, deſſen Eigentum an die Herrſchaft Miltzſch grenzte

wurde, ſo oft er dergleichen vernahm, ja ſchon durch den Namen Quints in Wut verſetzt.

Er war bereits über die ſechzig hinaus. Sein bebrilltes Geſicht, das unter der Naſe ein weißer, gewaltiger Schnurrbart zierte und das ſich im Zorn martialiſch mit weißen buſchigen Brauen zuſammenzog, ſprach vornehmlich von Härte, Intelligenz und rückſichtsloſer Unduldſamkeit. Er hatte ſich durch eine Reichstagsrede vorübergehend in das Bewußtſein der Nation gebracht, in der er die Prügelſtrafe verteidigte. Gelegentlich ſelbſt im Bereich ſeines Gutsbezirks mit Prügeln zur Hand, ſuchte ſein ſcharfes, geiſtiges Auge nach gewiſſen ſuſpekten Zeichen der Zeit umher, von denen er fürchtete, ſie könnten das Bereich ſeines herrſchenden Arms einſchränken. Soziale Fürſorge liebte er nicht. Not wollte er niemals anerkennen. Dazu gezwungen, führte er ſie ausſchließlich auf die Schuld des Betroffenen zurück und nannte ſie eine verdiente Strafe. Die ewige Mahnung zum Mitleid und zur Barmherzigkeit hätte er nicht nur am liebſten aus allen, auch frommen Schriften, ſondern auch von den Kanzeln verbannt. Schilderungen gewiſſer arger und ſchlimmer Mißſtände, Darſtellungen von Beiſpielen himmelſchreiender Dürftigkeit, wie ſie mitunter in Büchern oder Journalen vorkommen, machten den Autor, dem ſie entſtammten, in ſeinen Augen zuchthausreif. „Schloß und Riegel" — in Sätzen wie: „der Kerl gehört hinter Schloß und Riegel!" — war ſein Lieblingswort. Er ſagte: „wenn Schiller heut gelebt hätte . . ." und dann brachte der Nachſatz: „Schloß und Riegel". Kurz, Herr von Kellwinkel hätte, wenn es nach ihm gegangen wäre, die ganze deutſche Herzens- und Geiſteskultur hinter Schloß und Riegel geſetzt.

Ohne daß er ihn jemals geſehen hatte, nährte er einen wütenden Haß gegen Quint. Er war nicht nur durch den

Schlächtermeiſter und Viehhändler geſchürt worden, an den Kellwinkel ſein Maſtvieh perſönlich verhandelte und der, anſäſſig in Quintens Heimatsdorf, den nächtlichen Überfall auf den Toren in Jeſu mitgemacht hatte. Ebenſowenig hatte dieſen Haß allein der kirchenfeindliche Sektierergeiſt in Brand geſetzt, ſchließlich war es auch nicht der Kaſtenhochmut allein, der ſich in Wut umſetzte, weil, nach Meinung von Kellwinkels, etwas von Sklavenaufſtand in Quintens Verhalten zu wittern war: vielmehr lag in der bitteren Feindſchaft des Edelmanns die Erbſchaft des alten Räubers gebunden, der ſich durch Quintens bloße Exiſtenz in ſeinem Gewaltmenſchentum beleidigt fand.

Aller Augenblicke nahm er an etwas, das man ihm aus der Nähe Quintens zutrug, Ärgernis. Vor allem war es die, leider von Emanuel eigenſinnig feſtgehaltene, Wunderlichkeit, weder Geld zu nehmen noch auszugeben, die ihn immer wieder erheblich aufreizte. Es würde von Emanuel klüger geweſen ſein, wenn er nicht durch eine ſolche verrückte Sepflogenheit immer wieder, auch im niederen Volk, den Ruf ſeiner Narrheit erneuert hätte: es zeigte ſich aber, daß über dieſen Punkt auf keine Weiſe mit ihm zu markten war. Von Kellwinkel nahm aber auch an dem Zulauf, den der Miltzſcher Schäfer durch Quint erhielt, Ärgernis. Das Gurauer Fräulein bekam mehrere heftig gefaßte Briefe von ihm, worin er auch allerlei Baſſermannſche Geſtalten erwähnte, die ſich im Umkreis von Miltzſch bemerklich machten und vielfach auch ſeine Grenzen beunruhigten. Arbeiten wollten dieſe Leute nicht. Von ihm oder ſeinem Inſpektor geſtellt, hatten ſie ordnungsmäßig ihre Papiere vorgewieſen, hatten auch im Wirtshauſe, ohne zu betteln, ihre beſcheidene Zeche bezahlt, aber über den Grund ihres verdächtigen Umherſtreichens bekam man, wie Herr von Kellwinkel ausdrücklich hervorgob, nicht das Geringſte aus ihnen

heraus. Er ſtellte dem Surauer Fräulein anheim, dem ganzen Quintiſchen Unfug zu ſteuern, der eine Plage der Gegend ſei.

Emanuel ahnte die Gerüchte und Machenſchaften, die gegen ihn im Umlauf waren, in ihrem ganzen Umfange nicht. Sein Gefühl, in einem Verſteck von der Welt getrennt und vor ihr geborgen zu ſein, erfuhr indeſſen einige Störungen. Es war gegen Ende Februar, als ihm zum erſten Male, auf einem Gange nach Dronsdorf, Zeichen eines unter der Oberfläche ſchwelenden Volksunwillens bemerkbar wurden und zwar mitten in einer Wolke ſogenannter Kirchleute, die ihm, es war Sonntag und gegen die Mittagszeit, entgegenkam.

Es wurden ihm Schimpfworte nachgerufen, ja Hohn, Wut und Gelächter waren bald allgemein.

Als erſte hatte ein altes Weibchen hinter ihm drein gelacht. Ein Bauer im ſchwarzen Begräbnisrock und Zylinder hatte: „Achtung paßt auf" geſchrieen, mehrere Stimmen durcheinander: der „Miltzſcher Narr" und der „Siersdorfer Heiland" gebrüllt. Es war ein milder Vorfrühlingstag. Das Gelärm der Spatzen in den nackten und naſſen Pappeln, die in Reih und Glied die Straße begleiteten, miſchte ſich mit dem Glockengeläute der Dorfkirchen: wozu das gehäſſige Rufen der Menſchen den ſchneidendſten Mißton gab. Quintens Seele verſtummte in ſchmerzlicher Bitterkeit. Es war ein Gram ohnegleichen, der ihn anwandelte, als er das Rudel hinter ſich ließ und die Beleidigungen nochmals durchkoſtete, womit ihn die fromme Gemeinde bedacht hatte. Hatte ſich nicht ſchon einmal jemand, dem er den Frieden bringen wollte und dann gebracht hatte, der alte Scharf, als ſähe er Satan ſelber, abgewandt? und womit konnte er es verdient haben, daß ihm von jungen Burſchen heiß ins Geſicht der Name des „Gottſeibeiuns" gebrüllt wurde.

„Das ist der Teufel! der Gottseibeiuns! Ihr Leute, ihr Leute, nehmt euch in acht!" und einige Tagelöhnerweiber, die sich besonders hervortun wollten, wiesen mit Fingern auf ihn hin und kreischten: „er hat einen Pferdefuß". Es war aber damit noch nicht genug. Quint glaubte schon mit seiner Bestürzung, mit seinem Gram allein und dem Pöbel entronnen zu sein, als er von irgend etwas hinterrücks gewaltsam getroffen, für einen Augenblick die Besinnung verlor und zu taumeln begann. Ein Triumphgejohl und andere Zeichen belehrten ihn, daß man ihm mit voller Wucht eine harte Erdscholle, untermischt mit Gestein, gleichsam zum Abschied, nach, und gegen den Nacken geschleudert hatte.

Die Ursache dieses Ausbruchs stand mit vielen unsichtbaren Gegnern Quints im Zusammenhang: Gegnern, die zumeist nur durch das Andersein Emanuels ihm erwachsen, zum Teil aber auch durch den Neid auf die Gunst des Gurauer Fräuleins bewegt waren. Er ging indessen vor allem auf die eine und andere Predigt des Pastors Beleites zurück, unter dessen Kanzel auch jene Gemeindemitglieder soeben erst das Wort Gottes genossen hatten, denen der Narr zu seiner bittren Belehrung begegnet war.

Am gleichen Tage, als Emanuel vor Marien auf sein Erlebnis zu sprechen kam, konnte er recht wohl merken, wie durch seine Erzählung ein gewisser, lange verschwiegener Kummer in der Brust des Mädchens geweckt wurde. In ihrem Grame verriet sie sich. Die still und reichlich fließenden Tränen, die von einigen bitter schmerzlichen Worten begleitet wurden, machten es Quinten plötzlich klar, daß man ihr den Umgang mit ihm zum Vorwurf gemacht hatte.

Wirklich hatte der Lehrer Krause, allein, und mehrere Male

ſogar in Mariens Gegenwart, ſcharfe Verhöre, Emanuels wegen, zu beſtehen gehabt. Wie ein von Gewiſſensängſten gejagter Geiſt erſchien eines Tages in der Schule Bruder Nathanael und füllte das winterlich warme, behagliche Zimmer der Lehrersleute ſtundenlang, gleichſam bis an den Rand, mit ſeinen leidenſchaftlichen Reden an, in denen das Ärgernis, zu dem Emanuel Quint den Anlaß gegeben hatte, aufgebauſcht und verurteilt ward. Der Bruder ſchien von Dämonen gejagt. Der Glaube von ehemals, den er dem armen Toren entgegengebracht, die heilige Handlung der Taufe, die er an ihm vollzogen hatte: beides laſtete jetzt wie Verbrechen auf ihm! Er ſah den Jünger und Meiſter von einſt als einen von Gott Vorworfenen und vom Teufel Verführten an und war überzeugt, durch allerlei angſtvolle Träume beunruhigt, der Richter der Welt, zur Rechten des Vaters, werde die Seele dieſes Verirrten von ihm fordern am Jüngſten Tag.

Krauſe verſuchte ihn zu beruhigen. Nicht nur gegenüber Bruder Nathanael, ſondern auch Paſtor Beleites, ja ſogar gegenüber dem eigenen Kirchenpatron, ſtand er entſchieden bei dieſer Meinung: daß Emanuel Quint ein Menſch ohne Arg und nichts als ein ſchlichter Bekenner des Heilandes ſei.

Aber die Stimmen der Gegner, derer, die ſich in ihrem Glauben verletzt fühlen, derer, die ſich in ihrem Standesbewußtſein gekränkt, über das „Glück" des Narren ärgerten — und vieler anderer, mehrten ſich. Die Protektion des Gurauer Fräuleins erweckte den Neid. Man ſchreckte durchaus nicht davor zurück, ſie nicht allein unbegreiflich zu finden, ſondern man näherte die Gunſt der Dame eigner Faſſungskraft dadurch einigermaßen an, daß man Quint zum Betrüger ſtempelte.

Alle dieſe feindlichen Stimmen widerlegte und bekämpfte

Lehrer Krauſe mit dem ſchlichten Freimut ſeiner Natur, immer unentwegt, mitunter gelaſſen, mitunter heftig.

Von alledem erfuhr nun Quint und ſchloß daraus, wie ſein im ganzen eingezogenes Leben, niemand zulieb, niemand zuleid, ihn vor den gehäſſigen Mächten der Welt nicht bewahren konnte. Sogar die Autorität des Surauer Fräuleins ſchützte ſeinen ſtillen und wortkargen Wandel nicht. Das ſchöne Aſyl, das ihm die Dame bereitet hatte, erſchien ihm plötzlich von böſen, lauernden Mächten umſtellt, die er auf eine, ihm ſelber nicht bewußte Art und Weiſe beleidigt hatte. Man gönnte ihm auch das andere Aſyl in der Familie des Lehrers Krauſe nicht. Hier, noch mehr als in der Familie Heidebrand, hatte Emanuel die Harmonie eines klugen und ſonnigen Chriſtentums durch Wochen und Monate eines ſchönen Herbſtes und Winters hindurch kennen gelernt. Hier war der Glaube etwas Lebendiges, das eher den blühenden Aſtern im Garten, dem Geſchmetter des Harzer Kanarienvogels im Fenſter, als einem auf Gebot des ſtrengſten Lehrers eingeprägten und hergeleierten Penſum glich. Der Lehrer Krauſe pflegte zu ſagen: jede Religion iſt falſch, die den Menſchen finſter macht. Er ſagte, man könne dem Teufel vielleicht aus Zwang, aber Gott nur aus freiem und frohem Herzen dienen. Deshalb herrſchten am Krauſeſchen Herde meiſt fröhliche Laune und Geſang. Die Liebe des Lehrers zu ſeinem Beruf war aus der Liebe zu Kindern entſtanden. Krauſe ſelbſt war ein großes Kind, deſſen luſtige Blicke und ſchalkhafte Worte von dem friſchen Behagen Zeugnis ablegten, das ihm, durch die Güte Gottes, ſchon hier auf Erden beſchieden war.

Obgleich nun Krauſe im weiten Umkreis bei hoch und niedrig reſpektiert wurde, fiel man ihm doch, Emanuels wegen, immer wiederum mit der Tür ins Haus. Er mußte allerlei

Dinge erfahren, vor denen gleichermaßen ſeine unantaſtbare Berufstreue wie ſeine ſtarke Perſönlichkeit ihn bisher bewahrt hatten. Niemals hatte zum Beiſpiel Paſtor Beleites, der die Schulaufſicht führte — und überdies ſich mit Krauſe duzte! — bis zu dem Zeitpunkt irgend etwas zu rügen gehabt, wo er es ganz entſchieden tadelte, daß der Lehrer den gefährlichen Narren Emanuel zuweilen während des Unterrichts im Schulraum geduldet hatte. Feſt und energiſch, wie er war, hatte Krauſe der Mahnung des vorgeſetzten Duzbruders zwar ſeinen lachenden Eigenſinn gegenübergeſtellt, aber dadurch den verletzenden Strom zudringlicher Ratſchläge nicht aufgehalten. Vielmehr hatte der Paſtor den Umgang Quints und Mariens wie eine ſchwere Gefahr berührt und damit die alte Freundſchaft beinahe jählings zum Bruch gebracht, die ihn mit dem Lehrer verband.

An jenem ſchneeloſen Nachmittage im Februar, als dem Narren in Chriſto alles dieſes, durch Marien, bei einem Spaziergang über Feld, auf entlegenen Pfaden eröffnet wurde, tat er, ohne daß man ergründen konnte, was in ihm vorging, dieſe Ausſprüche: „Wenn ſie ſich jetzt ſchon an mir ärgern, wie erſt werden ſich dieſe Menſchen in der Zukunft an mir ärgern!" Dann ſagte er: „Gott iſt bei mir und ich bin bei Gott!" und außerdem: „ich habe gepredigt, wie Johannes und zur Buße gerufen öffentlich! Wenn ſie mich deshalb verfolgt haben, will ich nicht klagen. Daß ſie mich aber jetzt verfolgen, wo Licht und Leuchter unter dem Scheffel verborgen iſt, wer will dies deuten?" Vor ſich hinſtarrend ſagte er mehrmals gedankenvoll: „Vergib ihnen, Herr, ſie wiſſen nicht, was ſie tun". Er ſeufzte mehrmals: „Schweigen heißt ſündigen". Dann wieder erklärte er: „es iſt Zeit" und fügte nach mehreren Seufzern an: „des Menſchen Sohn muß

ein Pilger bleiben auf dieſer Welt und der uns voranſchritt, hatte auf ihr keine bleibende Stätte, es heißt von ihm, er hatte nicht, wo er ſein Haupt hinlegte auf dieſer Welt".

Marie Krauſe war mit Quint um die Veſperzeit in die Schule zurückgekehrt. Während Emanuel einige Bücher durchblätternd im Wohnzimmer ſaß, hatte ſie ihrem Vater berichtet, was Emanuel widerfahren war und was er geſagt hatte. Krauſe begab ſich, betroffen und erregt, ſtehenden Fußes zu Quint hinein.

In einer nun ſich entſpinnenden, durch einige Stunden währenden Ausſprache hatte Krauſe mit vielen klaren und klugen Worten Emanuel ſeine Lage den lokalen Mächten gegenüber nicht nur bis ins letzte deutlich gemacht, ſondern er war noch weiter gegangen und hatte dem Toren, als offenherziger älterer Freund, anheimgeſtellt, ob es nicht möglich ſei, erſtlich die Marotte von wegen des Geldablehnens einzuſtellen, durch die nun einmal die Leute gereizt würden. Überdies empfahl er Quinten, doch gelegentlich Sonntags einmal, und womöglich zu Paſtor Beleites, in die Kirche zu gehen. Daß er dort niemals geſehen wurde, war nämlich der hauptſächlichſte Anlaß allgemeiner Erbitterung.

Der kluge Freund und Berater traf indeſſen bei Emanuel Quint auf einen unerſchütterlich feſten Widerſtand.

Mit vieler Vorſicht, aber trotzdem mit herzlicher Dringlichkeit, verſuchte der Lehrer auf die, ſeiner Anſicht nach, ſchwächſte Seite im Weſen Emanuels einzuwirken: ein Beginnen, wozu der lange erwartete Anlaß nun endlich gekommen war. Das Mundſtück der langen Tabakspfeife bald hier, bald da zwiſchen die Zähne geklemmt, ernſte Rauchwolken aus beweglichen Nüſtern blaſend, rückte er ſein geſticktes Käppchen temperamentvoll bald gegen das rechte, bald gegen das linke

Ohr und ſchien ſo in ſeiner nüchternen Friſche alles andere eher, als ein Freund von Verſtiegenheit. So war es denn auch nicht das Abenteuer mit den Kirchleuten, das ihm die ſtärkſte Beſorgnis einflößte, ja nicht einmal die hinter dem Vorgang lauernde Gegnerſchaft, ſondern es waren die abgeriſſenen Worte, die Quint gebraucht hatte.

Zum Unterſchiede von vielen frommen Leuten ſeiner Umgebung miſchte Krauſe in ſeine alltägliche Rede niemals oder ſelten ein Bibelzitat. Und auch Emanuel hatte in dieſer ganzen, ſtillen Epoche ſeines Daſeins kaum einen Anlaß dazu gefunden: und niemals in Krauſes Gegenwart. Aber nach und nach unterrichtete ſich der Lehrer unter der Hand genau von Quintens Vergangenheit und konnte ſich alſo nicht verhehlen, daß große und heilige Worte im Munde zu führen Quintens beſondere, ärgerniſtiftende, üble Gewohnheit war. Hier lag ein Keim, aus dem der Lehrer jedwede Gefahr für das ſonſt ihm ſo angenehme Weſen Quintens herleitete. Als er nun aber auf die, von jenem, vor Marien, gebrauchten Heilandsworte zu ſprechen kam, indem er gedachte, das Gottesſchickſal des gebenedeiten Heilands der Welt, von dem ſchlichten Erlebnis Quintens zu ſondern, fehlte dem ſonſt ſo gewandten Manne ſelbſt das Wort. Unter dem Blicke der großen und ruhigen Augen Quints vermochte er jenen, ſeiner Anſicht nach nötigen, ärztlichen Schnitt nicht auszuführen, wodurch er den Rückfall in eine Krankheit, die gefürchtete, ſchon beinahe überwundene Narrheit des Narren, verhüten wollte.

Sechzehntes Kapitel

Zu Anfang des Monats März erschien in der Gärtnerei ein entsetzlicher Kerl, der einem Affen, ja einem Pudel fast ebenso sehr als einem Menschen glich. Die Gärtnerburschen, die eben, weil die Märzsonne einen klaren Tag begann, die langen Reihen der Frühbeete lüfteten, schrieen einander lachend an und verspotteten ihn. Der böhmische Josef fragte nach Quint und als man ihm das Haus des Obergärtners und das Giebelzimmer, das der Schützling des Gurauer Fräuleins bewohnte, gewiesen hatte, schritt er, plumpen Ganges, mit seinen gebogenen Beinen gegen die Eingangstür. Hier traf er auf die schlanke Gestalt der bleichen Ruth Heidebrand, die er lange anstarrte und dann ebenfalls nach Emanuel Quint fragte. Zurechtgewiesen, begab er sich über die knarrende Stiege zu jenem hinauf.

Der böhmische Josef war der vierte oder auch fünfte Bote, den die Talbrüder an Quinten gesandt hatten. Dieser hatte den Sendlingen allen nach der Reihe sehr bestimmt erklärt, wie es seine und aller christlichen Brüder Pflicht in Jesu sei, geduldig des kommenden Tages zu harren. Jeder, riet er, solle einstweilen an seine ihm nach Gestalt der Dinge zugewiesene Arbeit gehn: ein Rat, den sie indessen nicht befolgt hatten.

Als nun der arme Messias designatus der Talbrüder, Quint, den Boten nach seinem Begehren fragte, rückte dieser beinahe dummdreist trocken mit der Frage nach Quintens Geheimnis, dem Geheimnis des Reiches Gottes, heraus.

Emanuel ſah ihn an und lächelte.

Dieſes liebe, kaum merkliche Lächeln, das zuweilen um Emanuels Lippen ſpielte, war etwas, das ihm unwiderſtehlich viele Herzen gewann. Martha Schubert, die barmherzige Schweſter Hedwig Krauſe, Ruth Heidebrand und Marie Krauſe träumten davon. Dies ſtumme Lächeln, das ſo viel zu verſtehen, ſo viel zu vergeben ſchien, glich einem Frühlingsſonnenblick, der zu gleicher Zeit das Eis zerſchmilzt und die Blume zum Blühen bringt. Dies Lächeln lockte die Schar der Kinder, von denen Emanuel, wo er ſich blicken ließ, immer ſogleich umgeben war. Es war ein verführeriſches Lächeln, das auch den böhmiſchen Joſef wehrlos auf die Knie und zu einem keuchenden Handkuß zwang.

Quint wurde ernſt und anſtatt zu antworten, forſchte er den ſeltſamen Boten nach dem Leben der Brüder und nach dem Anlaß ſeiner plötzlichen Fragen aus.

Joſef ließ ſich dahin vernehmen, es ſei, um dieſes Geheimniſſes willen, ein großer Streit unter ihnen entbrannt. Der eine ſage: denen, die an die Sendung Quintens glaubten, ſei allbereits das Geheimnis ſchon offenbar. Denn es beſtünde eben juſt darin, daß Quint der neue Meſſias wäre! Der andere meinte, er glaube, Emanuel ſei in einem gewiſſen Betracht der wiedergekehrte Erlöſer ſelbſt, aber wer ſeine Worte, die er bei dieſer und jener Gelegenheit geſprochen habe, beherzigt hätte, der müſſe auch wiſſen, wie es noch ein letztes Geheimnis gäbe, das Emanuel Quint für ſich behielt. Beide Meinungen hatten Anhänger. Andere erklärten, und wagten es, zu erklären, trotz des fanatiſchen Glaubens der Brüder Scharf, es ſei überhaupt noch nicht erwieſen, ob Quint der wahre Geſalbte ſei. Dieſe Frage bedecke Quintens Geheimnis.

Die letzte Anſicht hatte einen wütenden Kampf entfacht.

Der böhmiſche Joſef begann ihn nach ſeiner Art, ernſthaft und pfiffig zugleich, zu ſchildern. Die Brüder Scharf, er verhehlte es nicht, hatten mit raſenden Stimmen den Lärm der Streitenden überſchrieen und einen Menſchen, der ſich ſo deutlich erklärt habe wie Emanuel Quint, falls er dennoch das Blut des Sohnes, den Geiſt des Vaters, nicht in ſich trage, den größten Betrüger der Welt genannt.

Der arme Emanuel war ein Gottſucher. Jede andere Bemühung, jeder andere Zweck ſeines Daſeins trat hinter dieſes Suchen, dieſes Gottfinden, Gottergreifen, Gottbehalten zurück. Aber nicht mit dem Verſtande ſuchte er Gott, ſondern er ſuchte ihn mit der Liebe. Und dieſe Liebe, gleichſam in den Beſitz der Gottheit gelangt, ſtrömte, nicht anders wie eine Sonne der Gnade, über Brüder und Schweſtern, Kinder und Greiſe, Lahme, Taube und Blinde aus. Das göttliche Licht weckte göttliches Licht! und dann war zwiſchen Quint und dem Bruder, Quint und der Schweſter die Fremdheit wie ein Nebel zerſtört und die reine Einheit in Gott gewonnen. So ward er zu Zeiten mit Marie, zu Zeiten ſogar mit der ſomnambulen Ruth Heidebrand heimlich unter die gleiche Illumination, unter die gleiche Erleuchtung geſtellt.

Ebenſo auch mit den Brüdern Scharf und mit allen jenen mühſeligen und beladenen Menſchen, mit denen gemeinſam er ſich in irgendeiner Stunde der Andacht, auch nur ahnungsweiſe, im Bereich der göttlichen Liebe gefunden hatte.

Aber nun hob ſich mitten aus dieſer Schar eine ſchwielige Fauſt und bedrohte ihn.

Quint litt ſeit Wochen ſchlafloſe Nächte. Bis dahin hatte der ſtille Friede, das geſicherte Gleichmaß der Seßhaftigkeit, hatten gewiſſe Annehmlichkeiten des Lebens ihn in eine Art harmoniſcher Ruhe eingelullt. Sie hatten auch die Leidenſchaft

ſeines Gotterlebens vermindert. Eben aus dieſem und keinem anderen Grunde ſtand er bei allen, die ihn damals gekannt hatten, ſpäter in angenehmſter Erinnerung. Denn er näherte ſich, außer durch den Äther des Göttlichen, ſeinen Mitmenſchen eigentlich nicht: weder dadurch, daß er etwa eigene, perſönliche Angelegenheiten zur Sprache brachte, noch etwa an ſolchen Geſchicken anderer Anteil nahm. Naturen wie Marie Krauſe ſchien dieſe perſönliche Unnahbarkeit des Sonderlings gerade etwas wie göttliche Nähe zu ſein.

Aus dieſem Halbſchlaf war nun Emanuel gleichſam durch eine Folge von harten Schlägen gegen die Tür ſeines Hauſes erweckt worden. Ein Nebel zerriß und er fand ſich mit ſeiner Liebe und Gott im Herzen, nackt, den Forderungen ſeiner leidenden Brüder und Schweſtern, dem unbarmherzigen Haß der Welt und dem gebietenden Ruf ſeines eigenen Gewiſſens oder auch Dämons gegenübergeſtellt.

Das Wort Betrüger erſchütterte ihn, obgleich er ſich von irgendeiner Schuld des Betruges vollkommen frei fühlte. Ja es ſtieg in ihm eine Wallung jäher Entrüſtung auf, die aber gleich darauf in Verſöhnung endete. Dieſe Menſchen irrten, waren betört, aber ſie hatten mit der gleichen Leidenſchaft wie er ſelber Chriſtum geſucht und ſo blieb er ihnen in Chriſto verbunden.

Er fühlte wohl den Bann der Gefahr ihrer Zähigkeit. Die Gebrüder Martin und Anton Scharf liefen wie die Leithunde einer nach Erlöſung lechzenden Meute hinter ihm her. Seit ſie auf dem Markte der kleinen Stadt, wo er ſeine erſte Bußpredigt hielt, ſeine Spur aufgenommen hatten, ließen ſie ſeine Fährte nicht los und folgten ihm über Flüſſe und Abgründe. Dennoch ſah er ſie nicht als jagende Raubtiere, ſondern mehr als gehetzte Schafe einer verirrten Herde an und

war ihnen, wie gesagt, mehr in Kameradschaft und Liebe in hirtenhafter Verantwortlichkeit als durch Furcht verbunden.

Immerhin erlebte der arme Designatus schon jetzt und bei der Erzählung des böhmischen Josef das kurze Entsetzen eines ahndevollen Augenblicks: eines Augenblicks, wo er sich selbst als das Wild fühlte, das mehr und mehr von unbarmherzigen Jägern umgeben war. Er spürte die unsichtbaren Feinde, die sich um seine Stätte sammelten. Oder waren es Richter und hatte er irgendeine Schuld abzutragen an die Welt?

Nein! Er hatte sich höchstens schuldbewußt gegen Gott empfunden, bevor seine Rechnung mit ihm durch Jesum, den Mittler, beglichen wurde. Durch Jesum, der in ihm, ja der seine Seele war.

„Nicht ich lebe, sondern Christus lebet in mir," dieses apostolische Wort war ihm zur eigenen Natur geworden.

Doch leider aus dieser Wiedergeburt stieg, wie der Keim aus dem Mutterboden, das traurige Schicksal des Toren hervor.

Ich habe die mystische Hochzeit gefeiert, sagte er sich und der Traum im Kerker, wo der Heiland in ihn hineingegangen war, stand täglich vor ihm, mit der Kraft einer Wirklichkeit. Bin ich Jesus, so trage ich seine Verantwortung. Ich bin Jesus und trage sie, schloß er weiter. Die Talbrüder, die mich den Heiland nennen und die seine Werke von mir fordern, haben in diesem Sinne recht. Man könnte sagen, daß sich das Heilandsbewußtsein Quintens in dem Maße vergröberte, als er genötigt war, es den rohen und grellen Forderungen der niederen Bedürftigkeit seiner Gemeinde anzupassen.

Die Unterredung zwischen Quint und Josef, der übrigens Ruth Heidebrand hinter der Tür zur Dachkammer, wo die Blumenzwiebeln aufbewahrt wurden, gelauscht hatte, wäre nun wohl mit Quintens gelassenen Worten geschlossen ge-

weſen, durch die er die Brüder, ohne die Frage nach dem Geheimnis zu beantworten, grüßte und zur Geduld ermahnen ließ; aber der böhmiſche Joſef fing nach einigem Zögern aufs neue zu reden an, immer weiter und weiter ausholend, bis ein höchſt ſonderbarer Bericht zutage kam, deſſen Schluß Emanuel Quint, entrüſtet von ſeinem Sitze aufſpringend, durch einen Schlag auf den Tiſch begleitete.

Nie hatte Ruth, die an der Türſpalte das Antlitz des Narren in Chriſto beobachten konnte, ihren Abgott im Zorne, geſchweige in einem ſo heiligen Zorne wie jetzt, geſehen.

„Man ſoll nicht neuen Wein in alte Schläuche füllen wollen," rief Emanuel. Und mit einer mehr gewöhnlichen, gar nicht bibliſch gezirkelten Redeweiſe ſagte er heftig etwa dies.

„Geh und ſage den Brüdern: was ſie da treiben iſt Unfug, aber nicht Gottesdienſt. Sage ihnen, der Heiland iſt in Gott und Gott in ihm und erkläre ihnen, wie er weder zur Rechten Gottes noch Gottvater zu ſeiner Linken ſitzt. Wenn ſie ſich um den Vorrang im himmliſchen Reiche ſtreiten wollen, ſo iſt es das gleiche, als wenn ſich die Kriegsknechte ſtreiten oder würfeln um die Kleider des toten Chriſtus am Kreuz. So lüfte ich mein Geheimnis, ihr verwilderten Knechte der Gier! Ihr hölliſch Wahnwitzigen. Habt ihr des Menſchen Sohn zum Richter am jüngſten Tage gemacht, ſo ſeid ihr ſelbſt zu Verbrechern geworden! Habt ihr ihn zu einem König mit Zepter und Schwert und zum Herrn der Erde gemacht, ſo habt ihr ihm eine blutige Narrenkrone aufgeſetzt und ihn als König der Himmel entthront! Ihr Narren und Narrenknechte, dient ihr um Lohn? So zieht den Pflug und freßt euer Futter! Wollt ihr euch Schätze ſammeln, Sold und reiche Kleider verdienen, ſo geht und dient dem Mammon, nicht Gott! Was wollt ihr mit euren tauſend irdiſchen Jahren, dieſem einen

kurzen Tag vor Gott? Freſſen, ſaufen, huren, bei Tafel obenanſitzen, verfluchen, verdammen, Bluturteil ſprechen, zitterndes Lob ſingen einem ſchrecklichen Adonai, deſſen Linke euch ſtreichelt, deſſen Rechte eure Brüder, Schweſtern, Väter und Mütter Myriaden um Myriaden aus den Gräbern reißt, lebendig macht und in den hölliſchen Abgrund ſchleudert? Siert ihr nach dieſen tauſend Jahren mehr als nach dem Leben in Jeſu Chriſto von Ewigkeit zu Ewigkeit? Und wehe, wenn euch das Himmelreich nichts weiter als ein erquickender Trunk für die brennende Glut eurer Rachſucht iſt. Sage den Brüdern, im Himmel werden die Letzten ſoviel wie die Erſten, die Erſten ſoviel wie die Letzten ſein."

Es war der erſte Gedanke Quints, die zudringlich lächerliche Gefolgſchaft dieſer Talbrüder abzuſchütteln, die ihn zum Gegenſtand eines ſchreienden Aberglaubens gemacht hatte. Gleich darauf aber reute es ihn und jene Stimme, die es ihm eben geraten hatte, wurde zwar als eine Mahnung geſunder Vernunft erkannt, aber doch wurde ihr Schweigen geboten: im Namen deſſen, wie Emanuel meinte, der ganz Mitleid, ganz Liebe und der Inbegriff göttlicher Weisheit iſt.

Und dieſer, nämlich der Wille des Heilands ſelbſt, befahl Emanuel, noch am gleichen Abend den Weg zu den Talbrüdern anzutreten.

Er ſchickte den böhmiſchen Joſef voraus, damit er ihn in der Talmühle anmelde. Er ſelber verließ die Gärtnerei, ohne von jemand Abſchied zu nehmen, bei nachtſchlafener Zeit. Seine Seele in dieſer Stunde war wehmütig. Obgleich er wiederzukehren gedachte und auch nach einigen Tagen wiederkam in das Gärtnerhaus, fühlte er doch den nahen Abſchied für immer ſchon heut im Herzen. Mit leiſen Schritten trat er, nicht ohne vor-

her an der Schlafkammertür der kleinen Ruth gezögert zu haben, in die einsame Klarheit des Mondes hinaus. Aber er fühlte, trotzdem er auch an dem Mauerpförtchen des Parkes noch einmal gedankenvoll stehen blieb, daß seines Bleibens in diesem Garten nicht länger war, wohin man ihn, wie einen Baum, aus steinigtem Boden verpflanzt hatte.

Anfänglich ward ihm traurig, aber schon auf der Landstraße hinter dem Park ward ihm entschlossen und frei zumut und er hatte nicht nur erkannt, was er hinter sich ließ, sondern auch, was er vor sich hatte. Emanuel Quintens Brust war voll Dankbarkeit. Er erkannte die Güte des Surauer Fräuleins, der Krauses, der Heidebrands und aller derer, die ihm den Zugang in das Bereich einer höher gesitteten Lebensführung eröffnet hatten: dennoch ging er jetzt mit einem festeren, freieren Schritt seine Straße dahin, als jemals seit Monaten.

Er handelte wieder unter eigner Verantwortung. Er trat die, allen gemeinsame, Muttererde und hatte den, allen gemeinsamen, Raum des Himmels über sich. Er genoß kein Asyl, er genoß kein Almosen. Alle die sanften Fesseln und Rücksichten, die ihn im Laufe des Herbstes und Winters heimlich immer dichter und fester umstrickt hatten, fielen nun plötzlich von ihm ab. Es war ihm zumute, als ob der Gast, Freund, König und Gott seines Innern nun erst wieder in einer seiner würdigen, weiten, geräumigen Wohnung wäre.

Er selbst schritt dahin wie Gott.

Emanuels Wesen war im Göttlichen demütig. Allein es gibt einen hohen Stolz der Berufung, der ihn jetzt mit neuer Stärke erfüllte und der mit göttlicher Demut vereinbar ist. Er fühlte wohl, die laue Güte der im Kreise des Surauer Fräuleins gewonnenen Freunde, hatte ihn aus der feurig strömenden Bahn seines Daseins in ein stilles, kühles, stehendes,

ſeichtes Waſſer hineingezogen, wo weder Strudel noch Tiefe und alſo auch keine Gefahr des Ertrinkens iſt. Alle dieſe Leute, bieder und rechtſchaffen, übten an ihm, wie ſie meinten, die anbefohlene Chriſtenpflicht der Barmherzigkeit, dabei ſelbſt nicht ahnend, wie ſie es, nach Emanuels Anſicht nur unter der Bedingung oder wenigſtens nur in der Hoffnung getan hatten, daß er Jeſum Chriſtum verleugne.

Er ſchwenkte die Arme, er hieb, als wenn er wie Petrus das Schwert des Malchus in der Fauſt hielte, durch die Luft. Faſt liebte er nun, im heiligen Zorn ſeines ſeltſamen Gottesſtreitertums, mehr jene Feinde, die ihn aus ſeinem Aſyl verjagten, als die Freunde, die es ihm bereitet hatten und die ihn darin behalten wollten.

Den Talbrüdern drohte ein Strafgericht. Aber der Irrtum, den Quint in dieſen armen Leuten vernichten wollte, erhöhte ihn. Sie hingen an ihm mit ihrem ganzen, törichten Glauben, mit ihrer ganzen törichten Hoffnung, mit allen ihren törichten Wünſchen und mit einer wilden und blinden Leidenſchaft. Die hinter ihm blieben, die er im Rücken ließ, duldeten ihn. Es iſt ein anderes, aus gutem Herzen geduldet zu werden, oder, wenn auch in Einfältigkeit und Torheit, erſehnt, geliebt, ja vergöttert zu ſein.

Freilich hatte der Narr von alledem keine Vorſtellung, was ſich mittlerweile in den Zuſammenkünften der Talmühle ereignet hatte.

Hier herrſchte die ärgſte Verwilderung.

Mit Kommen und Gehen, Hoffen und Harren, mit Beten und Singen, mit Brotbrechen und „Trinken des heiligen Blutes Jeſu", wie ſie ſagten, hatten ſie den Winter in der Mühle des Müllers Straube zugebracht. Dieſer, ein Mann,

wie geſagt, deſſen ſchweigſames Weſen nicht leicht zu durchſchauen war, ſchien ſich nicht übel dabei zu ſtehen, obgleich er vielleicht auch ſonſt, mit dem Zug ins Abenteuerliche, der ihm eigen war, den Talbrüdern die Tür ſeiner verfallenen und entlegenen Mühle geöffnet hätte.

Dibiez, der entlaufene Leutnant der Heilsarmee, hatte nach und nach von den orgiaſtiſchen Andachtsübungen ſeiner Sekte dieſes und jenes bei den Talbrüdern eingeführt, die ſich übrigens nach dem Vorſchlage Anton Scharfs und nach der Epiſtel an die Epheſer, die Gemeinſchaft des Geheimniſſes nannten.

Die Entartung, wie ſie nach und nach in den Verſammlungen um ſich griff, wurde zum Teil durch das Tamburin und die Davidsharfe der Heilsarmee und mehr noch durch den geheimbündleriſchen Zug der Gemeinſchaft verurſacht. Dem romantiſchen Trieb zur Bildung geheimer Vereinigungen gaben Evangelien und Apoſtelgeſchichte von jeher Vorwände in Fülle an die Hand. Der in der Menge Verlorene ſondert ſich gern im Geheimnis von ihr, wobei er ſich ſelbſt als einen Wiſſenden fühlen kann, die Maſſe der anderen als die Unwiſſenden. Er wird eine Kunde, wird ein Kundiger und, mit einer größeren oder geringeren Zahl von Genoſſen erachtet er ſich und darf ſich erachten als berufen und auserwählt: wo er doch ſonſt, ein Tropfen im Meer, nur als ein Geringer und, nach ſeinem geringen Verdienſt, unbeachtet dahinzuleben gezwungen wäre. Schon Kinder, die ein Geheimnis gemeinſam haben, gewinnen damit ein Gefühl von beſonderer Wichtigkeit. Durch Dibiez war es auch üblich geworden, in den Verſammlungen laut zu beichten und dabei Zeugnis abzulegen für die Erleuchtung durch die Gnade Jeſu Chriſti, deren man gewürdigt worden war. Aber dieſe ziemlichen flachen und etwas mechaniſchen Betätigungen religiöſer Erweckung, wie ſie

bei gewiſſen Sekten ſeit Jahrhunderten üblich ſind und noch jetzt im Schwange gehen im großen Lager der Heilsarmee, wurden bald von anderen Bekundungen eruptiven Wahnſinns verdrängt und in Schatten geſtellt.

Die Brüder und Schweſtern ſprachen „in Zungen".

Auf dieſem Gebiet zeigte ſich Schneider Schwabe beſonders als großer Matador vor dem Herrn. Er war es, der unter allen zuerſt eines Tages weisſagte und ebenſo den apokalyptiſchen Ton, die apokalyptiſche Raſerei und Phantaſterei in die Gemeinde der Heiligen einführte. Er zuerſt hatte überdies ſich ſelbſt, die Gebrüder Scharf, den Weber Schubert im apoſtoliſchen Geiſte, wie er meinte, Heilige genannt. Je mehr ſich dieſes Bewußtſein der Heiligkeit und des Auserwähltſeins bei Sprechern und Hörern der kleinen Gemeinde befeſtigte, um ſo maßloſer wuchs der Schwärmergeiſt ihrer frommen Übungen an.

Wer dieſe Menſchen früher gekannt hätte, als ſie noch gedrückt und ſchweigſam unter dem Joche täglicher Mühe und Not dem Erwerb ihrer kümmerlichen Nahrung und Notdurft nachgingen, würde bei ihrem jetzigen Anblick über die unerhörte Wandelbarkeit der Menſchennatur belehrt worden ſein. Der Schneider Schwabe, früher ein Bild betulicher Schüchternheit, war jetzt und an dieſem Ort ein Geiſt von gebietendem Range geworden. Gewiſſe Verzückungen, denen er, wie geſagt, angeſichts der Gemeinde als erſter anheimgefallen war, hatten ihn einſtweilen beinahe zum unbeſtrittenen Führer des Kreiſes gemacht. Er eröffnete auf der Tenne des Müllers ſeine Andachten immer nur mit den gleichen Worten: „Stille! Stille! Volk des Herrn! Da, wo ſein Wort verkündigt wird, iſt er gegenwärtig! Ruhe! Gott iſt gegenwärtig!" Und in ähnlichem Tone ging es fort. Man kann ſich denken, daß im

Klange der Stimme des Heroldes Gottes von der ſcheuen Beſcheidenheit des ehemaligen armen Schmugglers nichts mehr zu merken war.

Wenn die Brüder nicht beteten oder Verſammlungen abhielten oder ſchliefen, ſo ſtritten ſie über dem bibliſchen Gotteswort und man wird ſich nicht wundern, wenn ſich an den Texten der Evangelien, der Apoſtelgeſchichte und der Epiſteln ihre harten und groben Köpfe nur mehr und mehr verwirrten, ſelbſt wenn man die Offenbarung Sankt Johannis und die Schriften des alten Teſtaments nicht in Rechnung zieht. Viele Worte, die aus den lodernden Seelen der Apoſtel ſtammten, richteten in den qualmenden Häuptern dieſer Unmündigen ſchlimme Verwüſtungen an.

Die mehr und mehr gefährliche Narrheit der Brüder gewann an Sicherheit, als der böhmiſche Joſeph eines Tages, den dicken Finger unter der Zeile, das Wort buchſtabiert hatte: „Wer will die Auserwählten Gottes beſchuldigen? Gott iſt hier, der da gerecht macht." Ein anderer hatte zur Not dieſe Zeilen aufgefaßt: „So iſt nun nichts Verdammliches an denen, die in Chriſto Jeſu ſind." Ein dritter ähnliches. Endlich ſchlug dieſen übelberatenen, plötzlich in die üppigen Freuden des tauſendjährigen Reiches aufbegehrenden Hungerleidern alles und alles zum Schlimmen aus: ihre Hoffnungen wurden eine ſtarre, unbewegliche Einbildung. Das Liebesgebot der Schrift trat aus dem allzugeringen Bereich, das in ihrem Weſen dem Geiſtigen übrigbehalten war, in die Tiernatur ihrer Leiber aus, deren eingeſchläferte Triebe es aufreizte. Das ängſtliche Harren und die Sehnſucht der Kreatur nach Erlöſung ward in einen glühenden Durſt, ward in ein Fieber der Sier, in eine unſtillbare Sucht verwandelt, die einer verzehrenden Krankheit glich.

Und eines Nachts, nachdem man viele, lange Stunden hindurch Himmel und Hölle, ewige Seligkeit, Sünde, Strafe, Gnade, Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geist, das neue Zion und das Jüngste Gericht in Bewegung gesetzt hatte, artete alles in einen bösen, ja schrecklichen Paroxysmus aus.

Erscheinungen, Umgehen von Gespenstern, Manifestationen Verstorbener, Klopfgeister, hatte der Seuchenherd der Talmühle längst zur Genüge ausgeheckt. Was nun hinzutrat, war der Ausbruch einer physischen Krankheitsform von der Art, wie sie in den glaubenseifrigen Zeiten des Mittelalters oft epidemisch gewesen sind. Es nahm seinen Anfang mit diesem Ereignis.

Ein starkes, blondes Bauernmädchen von achtzehn Jahren, die den Namen Therese Katzmarek trug, begann plötzlich in der Zerknirschung, unter dem Eindruck glühender Zurufe, wunderlich ihren Kopf zu schütteln, anfangs langsam, später mit einer solchen unaufhaltsamen Schnelligkeit, daß viele der bäurischen Brüder und Schwestern es merken mußten, wo sie denn ihre Andacht unterbrachen, um diesem sonderbaren Betragen des Mädchens womöglich Einhalt zu tun. Aber da war durchaus kein Halt. Anruf, ja, selbst der schraubstockartige Griff von schwieligen Bauernfäusten, fruchtete nicht. Der Kopf der Therese Katzmarek bewegte sich. Das wiederbefreite, unschuldig kindlich hübsche Mädchenhaupt flog, krampfhaft geworfen, hin und her, das starke Kinn von Schulter zu Schulter, und zwar so schnell, daß der Blick nicht folgen konnte, und der Eindruck für das Auge verwirrend war. Der arme Kopf schien ein Wesen für sich geworden zu sein, eine Art gefangenen Vogels, der sich aus einer Schlinge loswürgen wollte; genau so, schien es, wollte hier der Kopf unter jeder

Bedingung vom Körper los. Natürlich entſtand eine allgemeine Aufmerkſamkeit und damit eine allgemeine Stille. In dieſer Stille nahm ſich der hilflos geſchleuderte Kopf des armen Kindes, verbunden mit dem Geräuſch, das er machte, noch grauenerregender aus. Erſt klatſchte der Zopf ihr um Bruſt und Schultern; als die Bewegung wilder wurde, peitſchte das aufgelöſte Haar ihr ziſchend ums Geſicht. Der offene Mund, die ſtarr geöffneten Augen des Mädchens, ſahen in ihrem entſetzten Staunen unendlich rührend aus. Es ſchien keine Rettung. Es war jeden Augenblick, als müſſe die Verbindung zwiſchen dem vollen, knirſchenden Hals des Mädchens und dem Rumpf nun endlich zerriſſen ſein.

In dieſem Augenblick fing es an einer anderen Stelle der von drei oder vier Laternen beleuchteten Tenne zu rumoren an. Alles wandte ſich nach der anderen Seite, wo allbereits das bleiche, faltige Haupt eines alten Weibchens in gleicher Weiſe ſich toll und wild zu gebärden begann. Kaum hatte man ſie ins Auge gefaßt, ſo ward eine dritte zur Erde geworfen: die Frau eines Ziegelſtreichers, die ſelber das gleiche Handwerk ausübte, in einer Ziegelei der Nachbarſchaft. Sie bog ſich, lallte, ſprang auf eine eigentümliche Weiſe ſchnellend, wie ein großer Fiſch, der ins Trockene geraten iſt. Als dieſe drei Opfer des langen Wachens, Betens, Singens, der Selbſtanklage, der Zerknirſchung und jeder erdenklichen, himmliſchen, ſowie hölliſchen, beſeligenden oder angſtvollen Einbildung gefallen waren, hub ſich ein allgemeines Schreckensgeſchrei, das durch den unwillkürlichen Ruf einer einzelnen Stimme einen verheerenden Sinn gewann.

Dieſe Stimme ſchrie, das Ende der Welt und der Jüngſte Tag ſeien angebrochen.

Jetzt war in dieſer Verſammlung nicht einer, den langen

dunkelhaarigen Müller Straube ausgenommen, der nicht von der gleichen ſinnloſen Raſerei ergriffen ward. Die Nacht war finſter. Die Bäume rauſchten. Die Zahl der ſich Wälzenden mehrte ſich, andere rannten, einander das leere Gebälk der Scheune weiſend, gegen die großen Tore und kleinen Pförtchen der Scheunentenne, drängten ins Freie und, wie durch ein Schlupfloch, ein und aus.

Von denen aber, die ins Freie gelangt waren, horchten einige, ob ſie nicht durch das Ohr die erſten Laute des nahenden Welt- und Strafgerichts erhaſchen könnten. Andere fielen erſt hier zur Erde und ſchrieen, indem ſie gen Himmel wieſen, ſie ſähen dort, auf Thronen, von Engeln umgeben, über Wolken, Gott den Vater, den Sohn und den Heiligen Geiſt. Man ſtieg auf Bäume. Die Kinder weinten. Martin und Anton Scharf wateten, um irgend etwas genauer zu ſehen, bis übers Knie in den dunkel gurgelnden Mühlbach hinein.

Wer wüßte nicht, in welchem Umfang allein die Nacht die Dämonen im Innern der Menſchen entfeſſeln kann und wie dagegen die ſchöne Klarheit der Sonne die Abgründe deckt und die Seele zu Licht und Ordnung verklärt. Was in dieſen Minuten des allgemeinen Taumels geſchah, das hätte der Tag nie zugelaſſen. Man denke, wie das Bindemittel aller Gemeinden in Jeſu Chriſto die Liebe iſt. Wie Paulus ſagt, wird eine Mauer oder Wand zwiſchen Menſch und Menſch durch den Namen des Heilands hinweggenommen. Man erkennt die Gefahr, die mit dem Niederreißen von dergleichen Mauern gegeben iſt. Weh aber, wenn außerdem, durch Unberufene, apoſtoliſche Worte wie dieſe gepredigt wurden: „daß jedermann allein durch den Glauben gerecht werde, daß der Glaube Berge verſetzte und daß dem Gerechten kein Geſetz gegeben iſt".

Kurz, die Angſt, das Entſetzen, der Jubel, die Raſerei brachte viele dazu, daß ſie ſich, Hilfe flehend, oder nicht wiſſend, was ſie taten, umklammerten, andere fielen einander in die Arme und küßten und herzten ſich. Im kleinen Gemüſegärtchen des Müllers ſah man, beleuchtet von einem ſchwachen Lichtſchein, der durch ein Fenſter fiel, einen Bruder und eine Schweſter ſich mit einander im Tanze drehen. Frauen, oder war es immer dieſelbe Frau? rannten, mit fliegenden Haaren und Röcken, geſpenſterhaft ſuchend, um das Mühlgebäude herum und einige, die ſich aus irgendeinem Grund im Sturm der Nerven das grobe Hemd von den Schultern, den Rock von den Lenden geriſſen hatten, rannten, vielleicht in irgendeinem paſſiven Opferdrang, ſplitterfaſernackt über die Böſchung hinauf und ins Feld hinein. Hier ſpukte wohl irgendeine Idee aus dem Gleichnis der törichten und klugen Jungfrauen und des himmliſchen Bräutigams. Man muß nun ſagen, daß durch die Liſt des böſen Feindes hier der himmliſche Bräutigam in einigen Fällen durch einen ebenfalls orgiaſtiſch verwirrten Bruder erſetzt wurde.

Der Müller Straube nahm ſich der wiederberuhigten Thereſe Katzmarek an. Der böhmiſche Joſef ſchlich ſchweigend herum, mit glühenden Augen und was er im Dunkel und in der Verwirrung alles verrichtet hatte, wußte man nicht.

Religiöſe Orgien dieſer Art wiederholten ſich. Gerüchte davon, die langſam durchſickerten, waren eines Tags auch zu Nathanael Schwarz gelangt. Der Unfug machte ihm ſchlafloſe Nächte. Endlich hatte er den Entſchluß gefaßt, und zwar trotz der Gefahr, die er lief, mit ſeinem ehrlichen Namen in das läſterliche Treiben verwickelt zu werden, perſönlich zum Rechten zu ſehn und womöglich dem Ärgernis zu ſteuern. So nahm

er denn eines Abends, nachdem der verrückte Schneider Schwabe eine Menge illuminierten Unsinns gepredigt hatte, am Rednertische in der Scheune der Talmühle seine Stelle ein.

Was er vorbrachte, würde unzweifelhaft eine im ganzen heilsame Wirkung getan haben, besonders hatte er auf die Scharfs, die durch Quintens Abwesenheit und durch das Treiben der Brüder beunruhigt waren, mit seinen Mahnungen, seinen Warnungen, seinen heftigen Apostrophen, ja starken Drohungen einen beinahe befreienden Eindruck gemacht. Leider ließ sich der Bruder verleiten, den Nerv der Torheit der Talbrüder anzutasten, wodurch er ihre Verrücktheit, der er, ganz gegen seine Absicht, nur Nahrung gegeben hatte, zu seinem Entsetzen, in ihrer ganzen nackten Gewalt, zu schmecken bekam.

„Ich habe," sagte er, „euren Emanuel Quint gekannt, wahrscheinlich bevor irgend jemand von euch etwas von ihm erfahren hatte." Und nun malte er seinen Hörern aus, wie dieser Emanuel, leider, nach Aussage seines Vaters und seiner Mutter sogar, nicht nur nach dem Zeugnis vieler gewichtiger Leute, von Jugend an, gelinde gesagt, in die Irre gegangen sei. Er wollte dann, wie er sagte, die Gläubigen dieses Kreises nicht schelten, wenn sie der Täuschung verfallen wären, in Emanuel einen begnadeten Diener am Wort zu sehen: er selber, Nathanael, sei durch ein gewisses, schlichtes und sanftmütiges Wesen des falschen Propheten, fast ebensosehr, wie sie, getäuscht worden. Er setzte hinzu: er sei sogar eine Sünde, die er an sich selbst und Emanuel Quint begangen habe, zu beichten bereit, um deretwillen er von Gott schon mit vielen heißen Gebeten Vergebung erfleht habe. Dann fügte er einen treuen Bericht von dem Morgengange mit Emanuel und von dem Vorgang am Bache ein, der ja in der Tat beinahe einer Taufe

geglichen hatte. Er behauptete, daß eigentlich er durch Emanuel zu dieſer ihm unbegreiflichen Aufwallung verführt worden ſei. Dagegen wollte er freimütig zugeben, wie dieſe Taufe, nicht im rechten Sinne erteilt, noch weniger im rechten Sinne empfangen, Emanuel zum Verhängnis geworden wäre. So wolle er auch ſeinen Teil der Schuld an dem Ärgernis, das der Tor gegeben habe, hiermit eingeſtehn. Denn ſchwerlich hätte ſich ſonſt der Ärgerniſtifter in ſeinem läſterlich überheblichen Wandel durch irgend etwas ſo ſicher beſtätigt gefühlt.

Als der letzte Laut dieſer Worte nur gerade eben verklungen war, erhob ſich ein Gemurmel des Unwillens, und zugleich die Stimme eines Handelsmannes und Lumpenſammlers, der ſich Quintens Gemeinde erſt in Giersdorf angeſchloſſen hatte und bei dem Überfall zugegen geweſen und zu Schaden gekommen war. Dieſer Menſch war über die fünfzig, durch zahlloſe kleine Schachergeſchäfte profitwütig gemacht und im übrigen bleich und zuſammengeſchrumpft. In ſeinen Blicken lag der fieberhafte Glanz eines inneren Leidens, im übrigen aber ängſtliche Ungeduld, und irgendeine verzweifelte Gier. Es iſt erſtaunlich, bis zu welchem Grade der hypochondriſche Menſch, wenn er ſich gleich nur durch bitteren Frohn vor bitterem Mangel einigermaßen ſchützen kann, am Leben hängt und das Ende fürchtet. Es iſt Todesangſt, die den Menſchen nach der Phantasmagorie des ewigen Lebens greifen läßt. Feigheit iſt es, die immer wieder naive Naturen Quackſalbern Leibes und der Seele in die Garne treibt.

Dieſer Lumpenſammler hatte nach den Illuſionen und Mythen, die ſich um Quinten gebildet hatten, mit verzweifelter Hand gegriffen, dem Ertrinkenden gleich, der den Strohhalm ergreift.

Er ſchrie, daß Quint entweder das, was er ſich ſelbſt ge-

nannt habe, oder der größte Schurke, der größte Betrüger ſei, der je und je auf Erden gelebt habe. Aber er kehrte ſogleich ſeine Waffe um, wandte ſie gegen den Wanderbruder und fiel ihn an, mit einer ſo leidenſchaftlichen Wut, mit einem ſo wilden Strom von Worten, daß alle, die zugegen waren, nicht zuletzt den Betroffenen, ein Grauſen befiel.

So wurde Bruder Nathanael, der Reihe nach, Lügner, Verräter, Satans Apoſtel und zuletzt ſogar Judas genannt und dieſes Wort fiel, einem zündenden Funken gleich, in ein Pulverfaß und brachte ſomit eine Wirkung hervor, der ſich Bruder Nathanael nur durch ſchnellen Rückzug und Flucht zu entziehen vermochte.

Der Beſuch und die Flucht des Bruders Nathanael, der Judasruf und das Wort vom Betrüger, das von dem tobenden Lumpenſammler gebraucht worden war: dies alles hatte doch, trotzdem ſich die Atmoſphäre allgemeiner Verrücktheit täglich verdickte, jene Diskuſſion der tonangebenden Gläubigen über Quintens Sendung zur Folge gehabt und eben die Botſchaft, die man durch den böhmiſchen Joſef an Emanuel hatte gelangen laſſen.

Seit der böhmiſche Joſef mit dem Beſcheid, Emanuel werde ſelber kommen, bei den „Talbrüdern" oder in der „Gemeinſchaft des Geheimniſſes" eingetroffen war, nahm die Aufregung dieſes Kreiſes natürlich wiederum die ſeltſamſten Formen an. Man weinte. Der Jubel ſchlug hohe Wellen. Man grüßte einander mit den Worten: „Gelobt ſei, der da kommt im Namen des Herrn". Man erzählte einander Quintens „Wunder". Man ging die Ereigniſſe ſeines Wandels, ſeit der Predigt auf dem Markt der Kreisſtadt in phantaſtiſcher Weiſe nochmals durch, alles wiederum glorifizierend. Es wurde

dabei eine geradezu erschreckliche Summe verrückter Einbildungen zu Tage gebracht. Die Scharfs erklärten, sie fühlten sein Nahen körperlich. Weiber und einige Mädchen, die sich ein wenig von der stundenlang Kyrie Eleison und Halleluja singenden, etwa aus fünfzig Personen bestehenden Menge entfernt hatten, kamen atemlos schreiend zurückgelaufen, die eine hier, die andere dort, und schwuren, sie hätten den Heiland — die eine über die Wiese, die andere über den Acker hinter dem Mühlwäldchen, die dritte über den Bach heranschweben gesehen.

Soweit der böhmische Josef Quintens strafende Äußerungen verstanden hatte, wurden sie dem engeren Kreise der Brüder, zu dem, außer den Scharfs, Schneider Schwabe, Schubert, Krezig, der choleriſche Handelsmann, der Müller und noch einige andere gehörten, in der Mühlstube überbracht. So erfuhren die angstvoll und gierig Lauschenden zwar, wie ihr Idol über irgend etwas, worin sie gefehlt hatten, entrüstet gewesen wäre, aber sie wurden doch, durch die Schilderungen des böhmischen Josef im Ganzen ihres tollen Glaubens noch sichrer gemacht.

Siebzehntes Kapitel

Um neun Uhr des Abends, als man dem Narren in Chriſto ſehr viele Male vergeblich entgegengezogen war, kam endlich Martha Schubert gelaufen und richtete mit dem unzweideutigen Ruf: er kommt! zunächſt die ärgſte Verwirrung an. Sie erklärte den Scharfs, ſie erklärte dem Vater, ſie erklärte es viele Male dieſem und dem, Emanuel käme den Feldweg, der hinten über das Brückchen führt in den Mühlhof herein.

Als nun nach einigen bangen Minuten die allgemeine Erregung verſtummte und, unter dem Schweigen einer Erwartung, die das Herz eines jeden faſt ſtillſtehen machte, eine dunkle Geſtalt in den offenen Torweg der Mühle trat und dann in jenem Bereich des Gewölbes erſchien, der durch das vorn einfallende Mondlicht erleuchtet wurde, kam für Quinten ſelbſt und alle übrigen ein ebenſo verhängnisvoller, wie erſchütternder Augenblick. Quint — und er war es! — langſam und forſchend näher tretend, ſah, wie eine ſchweigende Menge mitten im Hof, einige die Stirn auf der Erde, einige das Geſicht im Mondſchein emporgerichtet, einige weinend, andere mit Beben Gebete murmelnd ... wie eine Menge vom Wahnwitz betörter Menſchen, ſag ich, reihenweis, mit gefalteten Händen, vor ihm auf den Knieen lag.

Sogar der Müller Straube erklärte — dem ſonſt in Sachen des Glaubens wenig zu trauen war und der ſich dazu auch wenig äußerte — er habe, bei dieſer Ankunft Quints, vergeb-

lich mit ſeiner ganzen Vernunft gegen die Mächte, die ihn zur Erde niederzwangen, anzukämpfen verſucht.

Ein Doppelbetrug dieſer Art, ja ein eigentlich dreifacher, — womit die Menge ſich ſelbſt und den Narren, der Narr aber nur ſich ſelber betrog! — iſt aber vielleicht trotzdem nicht ſchlechthin verwerflich, noch lächerlich: erſtens waren ſie alle betrogene Betrüger! und zweitens lag doch im Innerſten dieſes nächtlichen Vorgangs verborgen, wenigſtens Augenblicke lang, etwas wie ein Myſterium. Gott iſt ein Geiſt: Jeſus, der Nazarener, gilt nicht ſo ſehr als Gottes Inkarnation, ſondern er wird für ſein Gefäß gehalten. Quint wußte in ſich, oder glaubte in ſich, den Gottesgeiſt, den Geiſt des Herrn. Die tölpelhaften oder derben Gemüter ſahen in ihm zwar nicht dieſen Geiſt, aber das längſt zerſchellte Gefäß: den Zimmermannsſohn aus Nazareth. Was ſie indeſſen, mit bebenden Schauern vor Quintens Erſcheinung niederzwang, war eine tiefe Erfahrung von Geiſt und ward vom Geiſte Quintens empfangen. Wer könnte nun mit Gewißheit behaupten, Gott, Chriſtus wäre in dieſem leiblichen Irrtum nicht als geiſtige Wahrheit zugegen geweſen?

Deshalb aber ward dieſer Vorgang für Quinten und viele ſeiner Anhänger verhängnisvoll, weil er das Band zwiſchen allen aufs neue knüpfte und ihm eine neue myſtiſche Weihe gab.

Emanuel ſtand im Hofe ſtill und betrachtete lange die Schar der Knieenden. Seltſamerweiſe erſchienen ihm dieſe betörten Menſchen, auch nachdem er das erſte Staunen, die erſte Erſchütterung überwunden hatte, weder ſchrecklich in ihrer Tollheit, noch lächerlich. Es gehörte zu Quintens Beſonderheit, daß ihm in jeder Lage des Lebens eine bewunderungswürdige Faſſung eignete: eine ſicher wirkende Selbſtdiſziplin, die ihm angeboren war, oder wenigſtens keinen Zug von Angeflogenem

oder Erlerntem an ſich hatte. Dieſer eigentümliche Menſch ohne Bildungsgang hatte ſich, aus ſich ſelbſt, zum Herrn ſeiner ſelbſt emporgerungen. Er beherrſchte in ſich, ausgenommen die Liebe zu Gott und dem Göttlichen, jede Leidenſchaft und auf ſeinem Geſicht, wie in ſeinem Betragen jedwede Äußerung, wodurch denn, ohne ſeine Abſicht, von den Bewegungen ſeiner Seele ſich nichts verriet.

In Wahrheit kam ihn eine tiefe und ſchmerzliche Rührung an, die ihn indeſſen daran nicht hinderte, mit gelaſſener Frage Martin und Anton Scharf herauszufinden. Mit dieſen beiden Männern begab er ſich, — ſchwebte er, wie die Knieenden meinten! — ohne daß er etwas weiteres ſagte, an dem demütig winſelnden Kettenhunde vorüber ins Haus.

Mit ſeiner Gegenwart in der Talmühle trat, wie durch ein Wunder, Ruhe und Stille ein. Der Orgiasmus machte einem demutsvollen und eingeſchüchterten Warten Platz. Alles Singen und laute Beten ward in ein ſtilles Flüſtern verkehrt, geſchweige, daß ſich das Tamburin und die Zionsharfe Dibiezens auch nur im geringſten mehr geregt hätte.

Nicht anders wie aus einem Hauſe, darin der König zu Tafel ſitzt, bei Hungersnot, wurde, durch Marta Schubert und andere, von Zeit zu Zeit, der an der Türe darbenden Menge Bericht erſtattet. Selbſt Müller Straube, der für gewöhnlich dem ganzen Treiben mit einer undurchſichtigen, zuweilen ironiſchen Reſerve begegnet war, zeigte ſich ernſt, ja feierlich. Zum erſten Male ſchien er, aus einem ſelbſtbewußten und gnädigen Wirt, nur eben wie alle andern, zu einem beſcheidenen Gaſt geworden.

Emanuel hatte ſich in ein beſonderes, kleines Zimmer zurückgezogen, und die im Hausflur und vor der Türe ängſtlich

harrende Schar erfuhr, er wolle zunächſt nur mit dem engeren Kreiſe der Auserwählten, und zwar mit einem jeden allein, verhandeln. Und ſo geſchah es, weshalb die Mühle, die noch vor kurzem ein Schauplatz tumultuariſchen Lebens geweſen war, plötzlich wie ausgeſtorben erſchien.

Zuerſt von allen wurde Martin Scharf durch die Magd des Müllers zu Quinten ins Zimmer gerufen. Als er nach etwa einer halben Stunde wiederkam, gingen nacheinander Anton Scharf, der Weber Schubert, Dibiez, Krezig, der Handelsmann, Weber Zumpt, der Müller Straube und Schneider Schwabe, ein jeder vor Erregung kaum ſeiner mächtig, zu dem „Siersdorfer Herrgott" hinein.

Auf ihren Stirnen ſtand kalter Schweiß. Ihre rauhen Hände waren wie Eiszapfen.

Liebe, Gehorſam, Andacht, Glaube, blinde, urteilsloſe Hingabe wurden aber durch dieſe nächtlichen Unterredungen unter vier Augen erſt recht zur Blüte gebracht, und zwar trotzdem Emanuel das geſamte Treiben in der Talmühle, das ſie ihm hatten darlegen müſſen, aufs ſtärkſte verurteilte. Es war, als hätten ſie alles dieſes, bevor er noch ſprach, allein durch ſeine Gegenwart eingeſehen, als hätten ſie mit ſeiner Perſon ſogleich das ſchlichte und rechte Maß aller Dinge, Lot, Waſſerwage und Winkelmaß, um ſogleich ihr ſchiefes Haus zu erkennen, in Händen gehabt.

Er ſagte dem Dibiez, der ihn nicht verſtand, wie das Reich Gottes nicht mit äußerlichen Gebärden verbunden iſt. Er verwarf, zum großen Erſtaunen aller, wodurch er jedoch an Autorität gewann! — nicht nur das Tamburin der Heilsarmee, die Gitarre des Dibiez, die bacchantiſchen Halleluſageſänge, ſondern auch den einfachen Kirchengeſang. „Als Jeſus," ſagte er, „vor beinahe zweitauſend Jahren das erſte Mal über die Erde

wandelte, ſang er nicht. Er hat das lautere Gotteswort aus ſchlichtem, heiligem Munde geſprochen."

War es nun, weil Quint den krankhaften Seelenbrand in der Talmühle unter allen Umſtänden auslöſchen wollte: jedenfalls riet er den Brüdern, mit ſehr beſtimmten Worten, von allem Predigen, allem lauten Beichten, allem ſogenannten Weisſagen, ja allen öffentlichen Gebeten abzuſtehen. Wollt ihr und müßt ihr aber beten — die Jünger Johannes des Täufers beten! die Jünger Jeſu indeſſen beten nicht! ſo tut es allein, in eurer Kammer. Ich ſage euch aber, es wäre um euch und euren himmliſchen Vater ſchlimm beſtellt, wüßte er nicht, wes ihr bedürfet, ehe ihr ihn bittet darum.

„Der Geiſt des Herrn," ſo ſagte er ihnen, „iſt ein Geiſt der Weisheit, ein Geiſt des Friedens, ein Geiſt der Gerechtigkeit. Wenn etwas in euch Bilder der Angſt und des Entſetzens, oder Bilder der Wolluſt, oder Bilder der Grauſamkeit ſchafft und anbetet, ſo iſt es der Geiſt des Vaters nicht. Was von den Abgründen eurer Natur die Brücke des Lichtes reißt, daß die giftigen Dämpfe der Krankheit, die beſinnungsraubenden Dünſte des Todes in die Klarheit des Lebens in Jeſu Chriſto aufſteigen, ſo iſt es der Geiſt des Vaters nicht."

Der Müller, als er vor Emanuel ſtand, konnte vor dieſem und ſeinen einfachen Fragen nicht ganz die richtige Faſſung finden. Emanuel ſah ihn ſchuldbewußt. Über den Paroxysmus befragt, der ſich mit den Frauenzimmern ereignet hatte, gab er widerſprechende Antworten und ſeine Reden hatten keinen ſchlichten Zuſammenhang.

Hierauf wurde Thereſe Katzmarek Emanuel Quinten vorgeführt.

Das Mädchen, mit Quinten allein geblieben, fing, nachdem ſie unter körperlichen Schauern und vielen Tränen ihm Hände

und Füße geküßt hatte, von ihm beruhigt, zu beichten an. Die katholiſche Inbrunſt und Sündenwolluſt ihres Herzens befreite ſich, und Emanuel, der das Mädchen nur in einem menſchenfreundlichen Sinne beraten wollte, fand ſich durch ſie zum Mitwiſſer aller ihrer Vergehungen, unter denen die letzte eine Verſündigung gegen die Keuſchheit, und zwar mit dem Talmüller ſelber war! — ja zum Herrn über Leben und Tod gemacht.

Emanuel mußte erſchüttert ſein durch alle Beweiſe faſt hündiſcher Liebe und Anhänglichkeit, die ihm von dieſen, bis zu Tränen durch ſeine Segenwart beglückten, Menſchen entgegengebracht wurden. Und wenn er nun auch entſchloſſen war, ſoweit an ihm lag, das Neſt zu ſäubern, in das er ja zu keinem anderen Zwecke gekommen war, ſo hatte er doch den heißen Wunſch, ſoweit immer möglich, dieſen irren, hilfloſen Lämmern ein Hirte zu ſein.

Hatten doch alle dieſe Menſchen, ſo lange ſie lebten, einen leiblichen Hunger nach des Müllers Brot: und war es nicht ſonderbar, wie ſie trotz leiblichen Mangels und ſorgenbelaſteter Lebensnot dennoch nach geiſtigem Brote hungerten? Konnten da ihre unberatenen Einbrüche in die Vorratskammern der Schrift und die Wahl ihrer Nahrung von einem beſſeren Inſtinkte geleitet und anders als unbeholfen ſein?

An dieſem Abend wurden die Darbenden an den Türen mit leiblichem Brote geſpeiſt, und es wurde ihnen zugleich eröffnet, wie dies zunächſt die letzte Verſammlung auf der Dreſchtenne des Talmüllers geweſen wäre. Sie entfernten ſich, leiblich geſättigt, ohne daß im übrigen ihre Hoffnung, den vergötterten Fremdling reden zu hören, oder auch nur nochmals zu ſehen, erfüllt worden war. Inzwiſchen wurden alle, mit denen Emanuel einzeln geſprochen hatte, gemeinſam in Quintens Zimmer gerufen.

Dieſer erhob ſich von einem runden Tiſch, an dem er geſeſſen hatte und auf dem eine brennende Kerze ſtand, und der kleine Raum ward wohl eine halbe Stunde lang von dem gutturalen Klang ſeiner eher hohen als tiefen, weichen und doch jugendlich feſten Stimme durchdrungen.

In ſeiner Belehrung, die in der Hauptſache gegen den Aberglauben gerichtet war, hatte ſich Quint vom Ernſt, bis zu einem, den Brüdern an ihm ganz fremden Zorne geſteigert.

Was er ſagte, war etwa dies:

Heute noch, wie zu Zeiten Jeſu von Nazareth, ſei die Erde von wüſtem Geſtrüpp überwuchert. Man könne ſich kaum eine übertriebene Vorſtellung davon machen, wie in der Menſchenwelt die Pflanze des Aberglaubens verbreitet ſei. So ſei noch heut das Geheimnis des Reiches eben dasſelbe tiefe Geheimnis, wie zu Jeſu Zeit, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil es in Höhlen, in Schächten, unter den Wurzeln eines Waldes von Aberglauben verborgen wäre. „Von Zeit zu Zeit kommt Jeſus," ſagte er, „ganz verlaſſen, außer von Gott, durch dieſe Wälder einhergewandelt. So ſeht ihr mich verlaſſen und einſam, der ich berufen bin vom Vater unter die, die gleich ſein ſollen dem Ebenbilde ſeines Sohnes, auf daß derſelbe der Erſtgeborene ſei unter vielen Brüdern, wie Paulus ſagt. Von dieſem Geheimnis, des ich gewürdigt worden bin, wißt ihr nichts! ich kann es euch auch nicht offenbaren! Allein der Vater kann es euch offenbaren, der in mir iſt. Und wenn es der Vater euch offenbart, ſo kommt und nennet euch meine Brüder."

Und er gebot ihnen, daß ſie ihn vom Grauen des morgenden Tages an, aus ihren Gedanken entlaſſen, ihm nicht mehr nachfolgen ſollten. Da ſchrieen ſie aber alle, faſt weinend: „Herr, Herr, verſtoß uns nicht und verlaß uns nicht."

Er aber fuhr fort etwa ſo zu ſprechen:

„Ihr habt geſehen, wie auch Bruder Nathanael, deſſen Taufe ich habe, abgefallen iſt. Ihr habt ihn mit Unrecht Judas geheißen. Zwar ſteht geſchrieben, daß, wer zu ſeinem Bruder ſagt: Du Narr! ſchuldig des hölliſchen Feuers iſt! Aber ich ſage euch, dieſer Nathanael iſt nicht mein Bruder, denn er iſt vom Vater, das Geheimnis des Reiches zu wiſſen, nicht gewürdigt worden."

Der Schneider Schwabe rief ihm zu: „Sage uns das Geheimnis, Herr!" Die Bezeichnung, Herr! hatte ſich in der Erregung des Wiederſehens und wohl auch mit durch die beſſere Kleidung und das gepflegtere Ausſehen Quintens eingebürgert.

„Das Himmelreich gleicht einem Senfkorn," antwortete Quint, „es gleicht einer Perle, für die ich alles hingebe, es gleicht einem Schatz im Acker, den ich gekauft habe, es iſt inwendig in mir, das Eigentum eines Kindes iſt das Himmelreich. Aber dein Zion, das aus den Wolken herniederfällt mit Häuſern von Gold, mit Tälern aus Jaſpis, Saphir und Smaragd iſt es nicht! Warum denn wollt ihr, daß Vater, Sohn und Geiſt unter Gewitter und Poſaunenſchall furchtbar aus Wolken niederſteigen, wo doch Vater, Sohn und Geiſt unerkannt unter euch iſt?"

Und nun verrichtete Emanuel Quint, der arme Narr in Chriſto, jene hoffentlich unbedachte Tat der Läſterung, die ſpäter, als er eines ſchweren Verbrechens beſchuldigt unter Anklage ſtand, die Herzen der Richter ſo ſehr verhärtete.

Nämlich: er packte ein Bibelbuch, das einer der Brüder Scharf, wie früher gebräuchlich, neben das Licht auf den Tiſch gelegt hatte, und warf es, ſo daß es in Fetzen ging, wider die Wand.

Die armen Tagelöhner, trotzdem ſie erſchraken und eigentlich im erſten Augenblick dachten, es müſſe Feuer vom Himmel herabfahren, regten ſich nicht.

Und: „ich verbiete euch dieſes Buch! hört ihr! ich verbiete euch dieſes Buch!" rief nun, gar nicht im Sinne Luthers, Emanuel. „Ich verbiete es euch, weil es eine Scheuer voll Unkraut, eine Scheuer voll Tollkraut, eine Scheuer voll Taumellolch mit nur wenigen Ähren guten Weizens iſt. Das Reich Gottes iſt wiederum auch hier nur ein Senfkorn darin.

Was leſet ihr euch aus dieſem Buch? was erntet ihr euch von dieſem Acker des guten Hausvaters? in den der böſe Feind im Finſtern Scheffel und Malter Unkraut geſäet hat? Ihr füllt euch das Blut mit quälenden Ängſten, quälenden Wünſchen und Fieberbildern, die lügneriſche Hoffnungen ſind, bis zum Berſten an! Ihr meinet, wenn ihr vom Gifte des Taumelmohns trunken ſeid und in läppiſcher Eitelkeit zu Affen der Allmacht aufgeſchwollen, mit Handauflegen und Wundertun, ihr hättet den heiligen Geiſt empfangen! Was ihr empfangen habt, iſt die Peſt der Gier! der Durſt der Tollheit! Meint ihr, daß die Liebe zu Jeſu eine unbezwingliche Wut der Habſucht iſt? Was wollet ihr denn von Gott erbitten? Wälzet ihr euch und zerrüttet ihr euch und macht eure armen Kehlen heiſer, damit der himmliſche Vater das Zepter mit euch teile? Und meint ihr, daß es in euren blinden Händen beſſer aufgehoben, als in den ſeinigen iſt?

Was reißet ihr doch an Gottes Stuhl? Was zerrt ihr doch an Gottes Gewandzipfel? Was heult ihr? Was kreiſcht ihr? Warum ſchlagt ihr mit euren Fäuſten, euren groben Abſätzen gegen die Himmelstür? Wahrlich ich ſage euch, ihr werdet nicht mit der Türe ins Haus brechen und es liegt auch da-

hinter weder Brot, Speck, noch das kleinſte Fäßchen Branntwein für euch!

Was leſet ihr euch aus dieſem Buch? Lügen, Lügen und wieder Lügen! Wie denn die Lüge noch immer auf allen Gärten und allen Äckern am geilſten wuchert! wie denn die Lüge noch immer Säulen, Tore, Türme und Tempel — die höchſten Säulen, die höchſten Tore, die höchſten Türme, die gewaltigſten Tempel von Gold, Jaſpis und Edelſteinen auf unſerer Erde beſitzt."

Es war wohl nicht allzuviel, was die mit hochgezogenen Brauen lauſchenden Brüder von dieſen heftig geſprochenen Worten begriffen. Es folgte ihnen auch eine große Menge anderer warnend, ja drohend nach, die Quinten doch wohl von dem Wunſche eingegeben wurden, dieſen Unfug der Talbrüder abzuſchütteln. Jene Monate, die er in der Gärtnerei, in der Bibliothek des Suraner Fräuleins, beim Miltzſcher Schäfer als Samariter, in der Familie Krauſe und in anderen chriſtlichen Bürgerhäuſern zugebracht hatte, konnten nicht ſpurlos an ihm vorübergehn. Dennoch ſah er die Brüder nicht von einem neuen Kaſtenſtandpunkt an und nicht ein ſolcher war es, der den Abſtand zwiſchen ihm und ihnen vergrößerte. Dagegen konnte man aus der Art und mutigen Kraft ſeiner Reden ſchließen, daß ſich die Kraft ſeines eigenſinnigen Wahnes in der Stille vervielfacht hatte.

Jedenfalls zerſtörte er die ſtarre und fixe Idee ſeiner Anhänger nicht, wonach er ihnen als Retter aus jeder Not, als neuer Meſſias gelten mußte. Ja, dieſen Irrwahn beſtärkte er nur. Seine Zuhörer ſpürten recht wohl, wie ſich bei ihm in irgendeiner Form das Einheitsgefühl zwiſchen ihm und dem Heiland befeſtigt hatte: und wie ſollten ſie nicht, wo er ſich doch ausdrücklich, als in Beſitz des Geheimniſſes Jeſu gelangt, ihnen darſtellte.

In Wahrheit ſah Emanuel Quint den Heiland kaum mehr im Bibelbuch, das er ja auch mißhandelt hatte, ſondern, ſchrecklich zu ſagen, nur noch in ſich ſelbſt und als ſich ſelbſt. Der heilige Wahn ward zurückgedrängt und hatte dort, ſeit jenem Kerkertraume, wo Chriſtus in Quinten buchſtäblich hineingegangen war, Zeit gefunden, ſich feſt zu niſten. Damit hatte ſich etwas im Betragen des Narren in Chriſto eingeſtellt, was keineswegs von dem Schlage ſeiner früheren Beſcheidenheit und Demut war. Gegner, die es ſpäter bemerkten, nannten es einen lächerlichen Hochmutsgeiſt von Unfehlbarkeit, er ſelbſt die Freiheit der Kinder Gottes.

„Machet euch frei von dem Dienſte des vergänglichen Weſens, zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes," ſagte er oft, wenn ſeine Freunde ihm eine gewiſſe heitere Sicherheit und Sorgloſigkeit, trotz des ihm eigenen Ernſtes, zum Vorwurf machten.

Während des Mahles, das die ſeltſamen Quint-Apoſtel und Müller Straube gemeinſam mit Emanuel in der Backſtube einnahmen, zeigte es ſich, wie wenig die weſentliche Abſicht von Quintens Beſuch erreicht worden war. Bald war es Martin, bald Anton Scharf, bald der Lumpenſammler, bald der bucklige Schneider Schwabe, die mit allerhand vorſichtig ängſtlichen Fragen an ihm herumhorchten und herumtaſteten.

„Herr," ſagte zum Beiſpiel der Schneider Schwabe, „du haſt doch an dem alten Scharf, an Marta Schubert, an dem kontrakten Baudenweibe, an der ſterbenden Frau und an vielen anderen ebenfalls Wunder getan."

Was er ohne Abſicht und ohne Wiſſen verrichtet habe, antwortete Quint, wenn er überhaupt etwas verrichtet habe, das ſei nicht durch ihn, ſondern durch den Vater vollendet worden.

Jeſus habe doch ebenfalls Wunder getan.

„So wie ich," ſagte Quint, „in dieſem und keinem anderen Sinne."

Obgleich er nun eine Erklärung gab, konnte er ſeine grobſchlächtigen Tiſchgenoſſen doch nicht mehr von der Meinung abbringen: Jeſus und er, er und Jeſus hätten die gleichen Wunder getan.

So aber lautete ſeine Erklärung:

„Was wolltet ihr je von Gottes Wundern begreifen, da ihr doch bis jetzt von all den ungeheuren Wundern, mit denen der Vater euch umgeben hat, nichts begriffen habt! Ihr Läppiſchen! O ihr Lächerlichen! Seht ihr den Wald vor Bäumen nicht? Was ſeid denn ihr? Was bin denn ich? Sind wir denn um ein Haar Geringeres, als das größte Wunder iſt? Könntet ihr etwas, oder wüßtet ihr etwas von Gott zu verlangen, das auch nur den tauſendſten Teil ſo wunderbar, als eine einzige Lilie oder Kornblume auf den Feldern, die Kehle oder die Feder einer einzigen Nachtigall, geſchweige die ganze, große, felſige, blühende Erde oder der unendliche Himmel mit allen ſeinen Geſtirnen wäre?"

„Wer es faſſen mag, faſſe es," endete er: „der Wanderſüchtige iſt von Mutterleibe an taub, ſtumm und blind geboren! Ihr wiſſet, daß einem ſolchen Geſchlecht kein Zeichen gegeben werden kann."

„Herr, wenn wir nicht im rechten Sinne gebetet haben, lehre du uns!" wandte ſich Anton Scharf an Quint.

„Betet: zu uns komme dein Reich!" bekam er zur Antwort.

Es war für Weib und Kinder des Müllerknechts, die außen am Fenſter der Backſtube ſtanden, wo auch der Vater zu-

weilen hinter ſie trat, ein ſeltſam bibliſcher Anblick, wie drinnen Emanuel Quint, dem Heiland beim Abendmahle gleich, unter ſeinen Jüngern ſaß. Sie konnten ihre Blicke nicht abwenden. Der längliche Tiſch, auf dem zwei gewaltige Schüſſeln dampften, war ſauber mit einem bunten Tuche bedeckt. Ein dunkler Wein, den der böhmiſche Joſeph gebracht hatte, ward von dem ab und zu gehenden, feierlich ſtrahlenden Anton Scharf, vom Fäßchen in Gläſer gefüllt. Zuweilen ſah man den Heiland trinken. Wenn er an jemand die Rede richtete, ſprang der Angeſprochene voll Eifer und auch zugleich voll Ehrfurcht vom Sitze empor.

Zuweilen ging durch die ganze Gemeinde ringsherum eine herzlich lachende Heiterkeit. Es ſchien, als ob ſich nicht ſelten die Lippen des neuen Meſſias über einem Scherzwort kräuſelten.

Plötzlich ſahen die Kinder des Knechtes, ein Mädchen von vierzehn, ein Knabe von zwölf, ein anderer von neun Jahren, unter ſich eine fremde Nachbarin. Sie hatten das dunkelhaarige, ſeltſame junge Mädchen nicht kommen hören und blickten es aus großen, einigermaßen dummen, erſtaunten Augen an. Die Fremde achtete ihrer nicht. Übrigens ſchien ſie nichts andres zu wollen, als ebenſo ungeſtört, wie die Kinder des Knechts, das Innre der Backſtube zu beobachten.

Das Mädchen war ſchlank, hatte feine Gelenke und längliche Finger, die mit Halbhandſchuhen aus ſchwarzen Seidenfäden bedeckt waren. Ein dunkles Mäntelchen, mit rot gefütterten Capuchon, war um die noch ſchmalen Schultern gelegt. Ihr länglich-ovales Geſichtchen, mit großen befranſten Augen, hatte alle zarten Reize unverſehrter, beginnender Jungfräulichkeit. Sie hielt eine ſogenannte Kapotte, mit dunklen Bändern, in den Händen. Nicht ganz bis zu den feinen Knöcheln der

ſchmalen Füße ging der Saum ihres ſchlichten Kleides, das über den ſchlanken Hüften von einem breiten Gürtel, aus ſchwarz lackiertem Leder, zierlich zuſammengeſchloſſen war. Wenn ſie ſich wandte, wurden zwei dicke, dunkle Zöpfe vom Lichte beſchienen, die bis zu den Fingerſpitzen, bei ausgeſtreckten Armen, herunterreichten und von denen der eine über die Schulter nach vorn genommen war.

Man mußte erſtaunen, das Mädchen in ſolcher Umgebung zu ſehen, das unzweifelhaft ein Kind aus gebildeten Kreiſen war.

Indeſſen blickte ſie nicht anders, oder mehr noch als die Kinder des Knechts, mit heißen, verlangenden Augen und verfolgte das ſonderbare Mahl mit ſeinen meiſt ungeſchlachten Teilnehmern, das hinter den Scheiben vor ſich ging.

Es ereignete ſich nach einiger Zeit, daß der böhmiſche Joſeph innen von ungefähr in die Nähe des Fenſters geriet und ſein ſcheußliches Antlitz in nächſter Nähe vor der kleinen Gemeinſchaft der Späher auftauchte. Bei dieſem Anblick trat die kleine Fremde, merklich erſchrocken, ins Dunkel zurück.

Ob nun das Scheuſal die Fremde erblickt hatte, jedenfalls trat er nach einigen Augenblicken ins Freie heraus, um die Kinder des Knechtes durchzumuſtern. Die Fremde aber, die ſich noch immer im Dunkel verborgen hielt und die ihn von dort genau beobachtete, fanden ſeine ſuchenden Augen nicht.

Er ſchien die Kinder fragen zu wollen, kehrte indeſſen plötzlich um und begab ſich wieder ins Haus hinein.

Emanuel ward indeſſen in der wachſenden Zutraulichkeit der feſtlichen Stunde — eine feſtliche Stunde war die Wiedervereinigung mit dieſen erſten Freunden und im Grunde kreuzbraven Seelen auch für ihn! — er ward alſo über allerlei Dinge weiter befragt, die hungrig harrenden Chriſtenſeelen immer noch brennende Anliegen ſind.

So trat ihn der eine und andere an: ob er nicht ihm das Geheimnis des Reiches unter vier Augen sagen wolle? Schwabe meinte beunruhigt, daß doch wahrscheinlich immer noch die alten Apostel und der Kreis der Zwölf zu Richtern des Jüngsten Gerichtes berufen wären. Ungeduldig wollte man wissen, wann ungefähr der Beginn des tausendjährigen Reiches zu setzen wäre. Wann sich Vater, Sohn und Geist endlich zeigen würden, nicht mehr in Niedrigkeit, sondern in ihrer ganzen Herrlichkeit.

Emanuel aber lächelte nur und wollte auf keine Frage mehr eingehen. Die braven Leute und schlechten Christen, wie er sie im geheimen nannte, dauerten ihn. Zuweilen sah man ihn traurig den Kopf schütteln. Dann zeigte sich wiederum um seinen Mund eine durch die drolligen Ängste der einfachen Seelen belustigte Heiterkeit, wo dann der blinde Blindenleiter mit einer herzlichen Ironie den Brüdern Scharf über ihre struppigen Scheitel strich oder dem buckligen Schneider sanft auf die Wange klopfte.

Bevor er aber, nachts um die zwölfte Stunde, sich niederlegte, nahm Emanuel der ganzen Versammlung das feste Versprechen ab, morgen mit Tagesgrauen auseinander zu gehn.

Emanuel Quint erwachte, als er kaum eine Stunde geschlafen und der Zeiger der Uhr die Eins überschritten hatte. Er rieb sich die Augen, aber er sah trotzdem eine dunkle Gestalt an dem kleinen Fensterchen seines Zimmers stehn, unter dem der Strahl des Mühlbaches rauschte. Er fragte die übliche Frage, ob jemand da wäre, doch die schanke Gestalt am Fenster regte sich nicht und antwortete nicht. Da pochte des Narren Herz gewaltig. Er sprang aus den ungeheuren Deckbetten, kleidete

ſich in Eile an, entzündete Licht und erkannte — oder hatte bereits erkannt — Ruth Heidebrand.

Es muß geſagt werden, daß dieſe Entdeckung dem armen Quint mit beinahe lähmender Kraft in die Seele ſchlug. Er ſagte ſpäter, er habe damals ſchon die unentrinnbaren Folgen dieſes unverſchuldeten Umſtands vorausgefühlt, obgleich das Verhängnis Wege ſuchte, die er unmöglich vorauszuſetzen imſtande war.

Übrigens war ſeine Beziehung zu Ruth in jedem Betrachte wunderlich.

Man hat ſpäter gefunden und hat es aus Äußerungen geſchloſſen, es ſei in der Seele des Tiſchlerſohnes für die ohne Zweifel hyſteriſche Gärtnerstochter eine verſchwiegene Neigung vorhanden geweſen, ſonſt hätte ſich ein gewiſſer Verdacht nicht auf Quinten gelenkt. Jedenfalls gehört die unbeſonnene, dazu krankhafte Tat der kleinen Ruth, durch die ſie ihm bei dem Gurauer Fräulein, bei ihren Eltern, bei Krauſe und vielen Freunden faſt alle Sympathien verdarb und ſeinen Gegnern Waffen lieferte, nicht in das Schuldbuch des armen Quint.

Nicht vorher, nicht nachher in ſeinem Leben hat Emanuel je mit ſo heftigem Ausdruck, heftige und ſtrafende Worte gebraucht, als es in den erſten Minuten der kleinen Ruth Heidebrand gegenüber jetzt geſchah, als er ſich endlich zum Reden ermannt hatte.

Die kleine Ruth aber ſah ihn unbeirrt aus ihren ein wenig zu großen, feuchten Augäpfeln an, als wollte ſie ſagen: den Zorn meines Heilandes, meines guten Hirten, der das verlorene Schaf in die Arme nimmt, den Zorn deſſen, der die ewige Güte ſelber iſt, deſſen Strahl mein Auge trifft und mit heiligem, ſtolzem Feuer daraus zurückleuchtet, den Allerbarmer fürchte ich nicht.

Der Glaube und das Vertrauen, wie es Quinten aus den

Augen jener grobſchlächtigen Anhänger entgegenleuchtete, denen er, wie Paulus, nur das Zeugnis geben konnte, „daß ſie eiferten um Gott, aber mit Unverſtand," ſchon dieſer Glaube, dieſes Vertrauen legte um ihn — um ſeine Gedanken, um ſeine Entſchlüſſe, alſo um ſeine Stirn und Hände! — ein hinderndes Band: obgleich die Macht dieſes ſtarken Vertrauens durch den lauernden Ausdruck der Gewinngier und eines verſteckten, nach Beruhigung drängenden Mißtrauens beeinträchtig wurde. Sofern dieſer Bann nicht geweſen wäre, hätte wahrſcheinlich der arme Quint Mittel und Wege zu finden gewußt, dieſe Gläubiger, durch das trockene Geſtändnis der Wahrheit über ſich, abzuſchütteln: er aber bewirkte, daß er, unſchuldig ſchuldig, ihr Schuldner blieb. — Hier aber ſprach Vertrauen und Glaube zu dem noch nicht neunundzwanzigjährigen Quint aus holdem und ſüßem Mädchengeſicht und aus Tiefen der Seele heraufkommend, in welche nie auch nur der leiſeſte Schatten eines Zweifels gedrungen war.

... Es war die Liebe ſelbſt, die ihn anblickte.

So fühlte denn der Narr die Gefahr und die ganze Folgenſchwere des Augenblicks.

Dies gab ihm Kraft ſich emporzuraffen.

Schnell nacheinander tat er mit harter Stimme die Fragen: „Was willſt du? Mit weſſen Erlaubnis biſt du hier? Was willſt du hier? Was ſuchſt du hier?"

Ruth aber ſchlug die Augen nieder und ſchien die gleichen Worte zu flüſtern, die einſt ihre bibliſche Namensſchweſter geſprochen hatte: „wo du hingeheſt, da will ich auch hingehen; wo du bleibeſt, da bleibe ich auch. Dein Volk iſt mein Volk, und dein Gott iſt mein Gott. Wo du ſtirbſt, da ſterbe ich auch; da will ich auch begraben werden. Der Herr tue mir dies und das, der Tod muß dich und mich ſcheiden"

Und wieder richtete ſie mit einer reinen, ſchlichten Gewißheit im Blick, er könne doch ganz unmöglich gegen dieſes Bekenntnis etwas einwenden, die Augen zu Emanuel auf.

Die wenigen Worte, mit denen die bibliſche Ruth ſich ihre ewige Krone, über alle Zeiten und Völker hinausglänzend, geſchmiedet hat — und die, auf eine Schale gelegt, allein Neunzehntel aller Worte der Bibel aufwiegen, ja aller Bibliotheken der Welt! — hörte nun zwar Emanuel nicht, aber er ſpürte die Kraft des Bekenntniſſes! deshalb rang er, noch tiefer erbleichend, wie in der Erkenntnis der Nutzloſigkeit jedes Widerſtandes, mit krampfhaftem Griffe Hand in Hand.

Jedermann in der Mühle war ſchlafen gegangen. Es war eine abgelegene, nur durch viele Gänge und Treppchen zu erreichende Kammer, in der ſich Quint mit Ruth befand. Er ſenkte den Kopf, entrang die Hände und begann im Raum auf und ab zu ſchreiten.

In dieſer Minute — man hörte den Gang ſeiner bloßen Füße nicht! — wo er bald die Sardine, bald den gelben, mit allerlei Tand und bäuriſchen Raritäten gefüllten Glasſchrank ſtreifte, fand er ſich nicht nur mit der Flucht der kleinen Ruth aus dem Elternhauſe, ſondern auch mit dem Umſtand ab, deſſen er völlig ſicher war, daß man keinem andern als ihm die Schuld dieſes Streiches zumeſſen würde. Dann ſagte er nur: „du haſt uns in eine ſchlimme Lage gebracht".

Ruth wandte ſich um und ſagte dagegen:

„Wie kann ich anders, wenn ich nicht meinen Bräutigam verſäumen ſoll?"

Er ſagte:

„Ihr alle ſeid unverſtändig!"

„Lehre mich," ſagte ſie, „daß ich verſtändig bin."

Er dagegen:

„Ehre Vater und Mutter und betrübe ſie nicht! Gedenke der Ängſte, die ſie jetzt ausſtehen. Im beſten Falle wird man uns finden und bringt dich und mich durch Gendarmen nach Hauſe zurück."

Ruth ſagte, das werde der „Vater" nicht zulaſſen. Als Emanuel ſie befremdet muſterte, fügte ſie noch die Worte an: „ich meine den Vater, der in dir iſt".

Emanuel wurde ungeduldig.

Er begann: „Was ſuchſt du? Was willſt du von mir? Von den Legionen Engeln eures himmliſchen Vaters weiß ich nichts. Ihre Schwerter ſtehen mir nicht zu Dienſten! Ich bin keines irdiſchen Königs, noch eines ſchwertgewaltigen Gottes Sohn. Ich bin nur ein armer Menſchenſohn. Wer mir nachfolgt, deſſen nackte Füße werden über ſcharfe Steine gehen. Der Regen wird ihn durchnäſſen, der Hagel auf ſeinen Scheitel ſchlagen. Er wird Almoſen nehmen, wo man ſie gibt! Er wird, wie ich verachtet, verdorben und am Ende einem ſchmachvollen Tode überliefert ſein."

In dieſem Augenblick hatte Ruth in Haſt ihre durchlaufenen Schuhe von den Füßen gelöſt, den Mantel und ihr kleines dunkles Mieder heruntergeriſſen und warf ſich wildſchluchzend mit den Worten: „kreuzige mich, ich will vor dir ſterben!" an Quintens Bruſt.

Quint begann ihren Scheitel zu ſtreicheln, aber er hielt ſeine Lippen fern von der ſchmalen weißen Rinne, die ihm ſo nahe war und von der aus das Haar zu beiden Seiten in einem dunklen und duftigen Glanze das Haupt umfloß. Seine Hände mieden die kindlichen Schultern, die ſich zuckend an ihn anſchmiegten, ſo daß er an bebende Flügelrücken eines jugendlichen, verſtoßenen Engels denken mußte oder eines verflognen vielleicht: eine Vorſtellung, die ihm durch die liebliche und

berauſchende Fremdartigkeit dieſes ganzen, neuen Erlebens aufgedrängt wurde.

Emanuel biß die Zähne zuſammen und wehrte ſich mit der ganzen, ihm eigenen, bewußten Kraft, gegen die Welle, die in ihm aufbrandete. Er rang mit ihr und beſiegte ſie. Die Arme der lieblichen Gärtnerstochter mit Zartheit löſend und an den heiß umklammernden Händen herunterziehend, hatte er bald durch den gütigſten Zuſpruch das Mädchen einigermaßen zur Ruhe gebracht.

Mit eigenen Händen zog er ihr dann die Stiefelchen an, half ihren nackten Armen in die Ärmel ihres Mieders hinein, verdeckte darin die ſchönen Schultern und legte auch noch den Mantel, den er vom Tiſche nahm, ſorgſam darum.

Endlich ſagte er: „Ruth, nun komm, jetzt wollen wir ohne Verzug zurück zu den armen Eltern gehen."

Da ſtand das Kind und regte ſich nicht und ſprach geraume Weile kein Wort. Aber wie Quint, überwältigt von Mitleid, die Hand um ſie legte und ihr Haupt herauf an den kummervollen Strahl ſeines ernſten Antlitzes bog, war ihr Geſicht von Tränen gedunſen.

Achtzehntes Kapitel

In dieſem Augenblick quietſchte die Zimmertür und der Kopf des böhmiſchen Joſef ſtreckte ſich durch den geöffneten Spalt, mit einem pfiffig grinſenden Ausdruck herein. Dann ſchien es, als wollte er ſich zurückziehen, aber nun fragte ihn Quint, in einem erſtaunlichen Ton von Gelaſſenheit, was er wünſche und was ſein Begehren wäre.

Der böhmiſche Joſeph war durch den Anblick, der ſich ihm eben geboten hatte, ſprachlos gemacht. Quint munterte ihn indeſſen auf und zwang ihn, am Tiſche Platz zu nehmen.

Der böhmiſche Joſeph hatte in ſeinem Zimmer das Holz der Möbel auf eine entſetzliche Weiſe knallen gehört, Fenſter und Lampe hatten geklirrt, nicht anders wie bei ſtarkem Gewitter oder wenn ein ſchwerbeladener Rollwagen über ſtädtiſches Pflaſter fährt, oder noch ſchlimmer, wie bei einer unterirdiſchen Erſchütterung. Dabei habe er über ſich Lärm und vorher auf der Treppe Atmen und tappende Schritte vernommen.

„Wenn ich nun ein einziges kleines Knöchelchen von einem Gehängten hätte," ſagte Joſef, „ſo machte ich euch alle beide jetzt unſichtbar und brächte euch, ohne daß es die Leute merken, nach Miltzſch in eure Betten zurück."

Ruth ſchien durch die Anweſenheit des böhmiſchen Joſef merklich beunruhigt und auch Quint war durch den neuen Ton einer gewiſſermaßen dreiſten Vertraulichkeit etwas unangenehm berührt. Dennoch ermangelte ſein Betragen, als er nun Joſef

um einen Dienſt erſuchte, nicht der gewohnten, freundlichen Höflichkeit. Dieſer ſollte, und zwar ſogleich, in das nächſtgelegene Dorf vorangehen und einen Bauern erſuchen, daß er Wagen und Pferd zur Beförderung Ruths nach Miltzſch bereit ſtelle.

In der Backſtube, als der böhmiſche Joſef gegangen war, mußte ſich Ruth auf Quintens Drängen mit Brot, Butter und Kaffee ſtärken, deſſen man eine reichliche Menge, in einem Bunzlauer Topf, noch heiß, in der Röhre fand. Dann traten beide, leiſen Tritts aus der Haustür gehend, von niemand in der Mühle bemerkt, den Rückweg an.

Im Beginne der Reiſe waren ſie einſilbig. Noch immer mit gedunſener und wie erſtarrter Miene ſchritt die kleine Ruth neben Quint, während der Narr, grübleriſch und betreten, das Schweigen nicht brechen mochte. Die kleine Heilige, die triebhaft und opfermutig ihren irdiſch-himmliſchen Hochzeitsflug unternommen hatte, ward wie gelähmt, weil ſie annahm, Liebe und Opfer ſei nun durch den ſüßen Freund und himmliſchen Bräutigam verworfen worden.

Nach und nach aber, während des Wanderns, das Quinten die eigentlich angemeſſene Form des Daſeins war, ſtieg in ihm jene volle und große Empfindung auf, die zweifellos religiöſen Charakter hatte, wenn auch ſie es vornehmlich war, die ihn immer wieder über die berechtigten Forderungen der ihn umgebenden Welt erhob. So weit man dieſe Empfindung — und man bedenke, wie das bewußte Leben ſelber nichts anderes als eine Empfindung iſt! — ſo weit man ſie zu ſchildern vermöchte, würde man das eigentliche Urphänomen im religiöſen Leben dieſes wunderlichen Separtiſten zu begreifen imſtande ſein.

Das Leben in der geſamten Natur, die wir kennen, inſonderheit alles organiſche Leben, vollzieht ſich für uns in Form von Bewegung, inſonderheit durch Geburt, Tod und Wiedergeburt. So war denn auch in Quintens Seele die tiefſte Erfahrung immer wieder das göttliche Sterben und das göttliche Auferſtehen. Von allen Bildern im Reich der Erſcheinungen, die ſein Auge zu faſſen verſtand, war ihm die Sonne, die aufging, und die Sonne, die unterging, das gewaltigſte und zugleich das tiefſte Symbol. Wie ſie hinabſteigt und wieder erſteht, ſo ſtarb und erneute in ſeinem Geiſt ſich das Licht, und wenn es heraufkam, ſah er voll wahrhaft heiligen Jubels die Welt, nicht in Flämmchen, ſondern in der ganzen Glorie, in der ganzen glückſeligen Tageshelle des, wie er meinte, heiligen Geiſtes ſtehen.

Wie nun aber die wirkliche Sonne, wenn ſie aufgeht, allein die Freiheit des Himmels über ſich hat, nicht aber die Dächer der Hütten, Paläſte und Kathedralen, ſo war es auch bei dem Sonnenaufgang im Herzen Quints: nämlich, es kam eine faſt quälend erhabene, faſt ihr Gefäß zerſprengende Empfindung von Größe in ihn, die ihn auf die Spitzen der höchſten Türme wie auf das winzige Werk einer Ameiſe herabblicken machte. Dieſe Empfindung war ſo umfaſſend, daß er ſich ſelbſt im allwiſſenden Geiſte Gottes zu wohnen ſchien und keine andere als dieſe war es, an die er dachte, ſo oft er die Einheit von ſich und dem Vater, von ſich und dem Sohne, von ſich und dem heiligen Geiſt behauptete.

Die Gefahr leuchtet ein, die entſtehen mußte, wenn er mit einer ſolchen Empfindung, darin das Bewußtſein ſeiner ärmlichen Körperlichkeit und überhaupt jeder Körperlichkeit wie Schnee in der Sonne zerſchmolzen und aufgeſogen wurde, unter die Dächer der Hütten, der Paläſte, der Kathedralen kam. So

war, ſchon jetzt auf der Wanderung, das Bewußtſein der Kalamität, in die ſich ſelber und ihn die liebliche Gärtnerstochter gebracht hatte, in Schauern von Größe untergetaucht.

Quint vergaß aber nicht, daß Ruth neben ihm ging.

Sie hat bekannt, daß der Sonderling, den ſie den Heiland nannte, ihre Hand ergriffen, noch bevor ſie das Dorf und den Wagen erreichten und bis dahin, etwa eine Stunde Wegs, nicht mehr freigegeben hat. Sie hat ferner verſichert, wie es denn auch der Wahrheit entſprach, ſie ſei dadurch wie durch einen himmliſchen Zauber geſtärkt, getröſtet, ja mit der Gewißheit eines ewigen himmliſchen Glückes erfüllt worden. Sie hat ſchließlich behauptet, daß der arme Narr verzückt und in einer heiligen Glorie mit Jeſus, Moſes und Elias geredet habe: trotzdem doch, nach ihrer Meinung, Emanuel ſelber der Heiland war.

Die Urſache ihres Irrtums war dieſe.

Emanuel fing nach einiger Zeit, während er ihre Hand in der ſeinen hielt, in beinahe hymniſcher Weiſe zu reden an, wobei ſie der tiefen, immer heller werdenden Röte des Sonnenaufgangs entgegenpilgerten. Er ſprach von der ſtrahlenden Kraft des Geſtirns, das mit demſelben Glanz und derſelben Freude ins Leben trete, als es nach vollbrachtem Tag ſich zum Opfer darbringe. Die Sonne wandere, ſagte er. Sie ruhe in Gott, aber ſie ruhe auf ihrem Wege, geſchweige in den Hütten und Häuſern der Menſchen, nicht aus. Was göttlich ſei, ſagte er, das wandere. So wandert der Heiland, wandert der Gottesſohn, wandert der Menſchenſohn, über die Welt, wandere ein Jeglicher, der aus dem Geiſt geboren wäre, unbehauſt, ohne bleibende Stätte, ohne Vermögen, ohne Dach, ohne Weib, ohne Kind, ohne auch nur eine Ruheſtätte für ſein Haupt.

Und als die Sonne wirklich heraufgestiegen kam, riß Quint, der verzückt und entrückt, wie es von Kindheit an immer wieder ein Zwang in ihm forderte, niederfiel, auch die kleine Ruth auf die Knie nieder.

Nach diesem Vorgang, der den stammelnden und lallenden Quint in dem an ihm bereits bekannten, ausgesprochen krankhaften Zustand zeigte, worin er der exaltierten Ruth als im Gespräch mit Jesus und den Propheten erschien, beruhigte sich sein Wesen zu einer friedlichen Heiterkeit. Es verharrte hierin, als er mit Ruth in den Bretterwagen des Bauern holperige Feldwege, lange Chausseen und bei leidlichem Märzwetter durch eine Anzahl von Dörfern und Marktflecken fuhr.

In den letzten zwei, drei Ortschaften an der Landstraße, die vor Miltzsch lagen, wußte man von dem Verschwinden Ruths und Quints, denn es war nach Ruth überall gesucht worden, und so erregte die Fahrt der beiden, denen ein Bund Stroh zum Sitz diente, wie sie mit ihrem mageren Pferd, ihrem groben Kutscher und klappernden Brettwagen daherkamen, lebhaftes Aufsehen.

Waren die beiden im ersten Flecken hie und da durch Johlen begrüßt worden, in den nächsten eilte die Nachricht ihrer Annäherung voraus und es bildeten sich bereits größere Aufläufe. Quint hatte eben den Vorschlag gemacht, das Bäuerchen, das übrigens große Augen ob der Empfänge machte, die seinem Gefährt zuteil wurden, möge ein wenig, etwa bis ans Ende des Dorfs, den Braunen frisch ausgreifen lassen, dort wolle er aussteigen und mit Ruth, unauffällig, quer über Feld, die letzte halbe Meile bis Miltzsch zu Fuße gehen:

Da rollte hinter ihnen, in lebhaftem Tempo, eine offene Kutsche, sehr herrschaftlich, mit zwei jungen feurigen Schimmeln heran.

In dieſer Karoſſe ſaß Herr von Kellwinkel.

Ohne daß der betreßte Kutſcher das Tempo mäßigte, ſtachen die Schimmel, Schaumflocken von den Kandaren ſchleudernd, zunächſt an dem Armeſünderwägelchen Quintens und Ruths vorbei. Aber Kellwinkel, deſſen grauer Schnauzbart noch eben, träumeriſch, ziemlich tief im breiten Kragen ſeines Fahrpelzes ſelbſtgeſchoſſener Füchſe geſteckt hatte, fuhr plötzlich aus dem Fond der Kaleſche empor, bog ſich herum, erkannte Quint und während er und der Wagen kleiner wurden, ſah man, wie er ſeinen Kutſcher heftig am Ärmel zog.

Der Wagen hielt an und Herr von Kellwinkel ſtieg, den Fuchspelz im Sitze zurücklaſſend, höchſtſelbſt auf die Straße heraus.

Der Kutſcher empfing eine Inſtruktion, drehte und folgte in langſamem Tempo dem energiſchen Schritte ſeines Herrn, der weniger als eine Minute brauchte, um hochrot und wütend vor Ruth und Quint zu ſtehen.

Natürlich waren die Worte nicht ſanft, mit denen er Ruth von der Angſt ihrer Eltern verſtändigte. Auf ſein kurzes, ſcharfes Gebot mußte ſie Hals über Kopf von ihrem Bund Stroh über das Ortſcheid auf die Straße herab und ebenſo in die Kaleſche einſteigen. Er duldete keinen Widerſtand. Sie mußte wie eine Puppe bald ſitzen, bald wieder aufrecht ſtehen, bis er die, wirklich ein wenig vor Kälte klappernde, kleine Heilige, faſt gänzlich in ſeinem Fuchspelz verborgen hatte.

Jetzt erſt nahm er Quinten aufs Korn, den er zunächſt nicht beachtet, ja ſcheinbar nicht eines Blickes gewürdigt hatte und begab ſich an ſein Gefährt, neben dem der Narr, nun ebenfalls umgeben von einer Menſchenmenge, auf der Straße ſtand.

„Lümmel, infamer!“ ſchrie er ihn ſchon von weitem an, „Schmarotzer, verfluchter, nun, denke ich, wird es doch ſelbſt

bei denen, die nicht alle werden, mit deinem Kredit zu Ende ſein! Schurke! Wenn es noch mit rechten Dingen zuginge in der Welt: dir müßte man auf gut ruſſiſch kommen. Jede Viertelſtunde fünfundzwanzig auf den bloßen Hintern gezählt! Blödian! Lümmel! Infamer Halunke! Du gehörſt in ein Idiotenhaus! Dir wollte ich ſchon die Flauſen austreiben!" Emanuel ſchwieg und Herr von Kellwinkel wandte ſich. Es hatte den Anſchein, als wolle er in die Kaleſche einſteigen. Er kehrte indeſſen wieder um.

„Kretin!" So begann eine neue Kette von Schimpfworten. „Bube! kriechender, feiger, hinterhältiger, ſchmarotzeriſcher, geiler, arbeitsſcheuer, ſchleichender Schuft! Warum laſſen wir keine Galgen aufrichten, daß ein ſolch ſchandbarer Affe und öffentlicher Schänder unſeres Heilands kurzer Hand daran aufgezogen wird. Dummkopf! Eſel! Blödes Kamel! Du bildeſt dir ein . . . du wagſt es, dir in deinem Drei-Unzen-Sperlings-Gehirne einzubilden . . . du Vogelſcheuche willſt uns weismachen, daß du Gott weiß was: Apoſtel, Prophet, womöglich der Heiland ſelber biſt? Ein Gauner biſt du, ein Anarchiſt! Du gehörſt hinter Schloß und Riegel!"

Emanuel hatte mit einer ſchmutzig-blaſſen Geſichtsfarbe dageſtanden. Der Lärm des wütenden Landedelmannes lockte noch immer mehr Weiber und Kinder aus den Häuſern und Arbeiter von den nahen Feldern herbei. Da ſagte zu ſeinem Schaden der Narr: „Habe ich denn eine Sünde begangen?"

„Das wirſt du wiſſen!" ſchrie Herr von Kellwinkel. „Du wirſt wiſſen, was du an der Familie deines Wohltäters, was du an dieſem betörten Mädchen begangen haſt! Welche Mittel, welche Schliche, welche niederträchtigen Lügen, welche Lumpereien und Betrügereien mußt du angewandt haben, nichtsnutziger, fauler, arbeitsſcheuer Rumtreiber du, bis dieſes wohl-

erzogene Bürgerkind ſo weit gebracht war, Anſtand und Sitte ſoweit außer Acht zu laſſen, daß ſie mit dir, bei Nacht und Nebel, das Haus ihrer ſchwergeprüften Eltern verließ und ſo vollkommen in die Gewalt deiner ſchmutzigen Pfoten geriet."

Bei dieſen Worten nahmen die Bauernweiber und Landarbeiter gegen Quint eine drohende Haltung an.

Ein gewiſſer Tagelöhner, mit dem Quint zuweilen bei Gelegenheit ſeiner Feldgänge einige Augenblicke philoſophiert hatte, benutzte jetzt die Gelegenheit, um ſich bei Kellwinkel einzuſchmeicheln. Indem er vortrat, behauptete er: Quint halte die Leute vom Arbeiten ab. Er mache ſie unluſtig, mache ſie aufſäſſig, indem er Weiber und Kinder gewöhnlich frage, ob denn das Zuckerrüben-Hacken oder das Heil ihrer Seele wichtiger ſei?

Dieſe Frage hatte Quint allerdings im Verlaufe gelegentlicher Geſpräche mit dieſem und jenem geplagten Feldarbeiter zuweilen getan und gerade ſie war es, die man Kellwinkel zugetragen und die ihn beſonders aufgebracht hatte. Jetzt nun, beim Anblick des ihm, wie Emanuel meinte, befreundeten Arbeiters, der ihn mit frecher Stimme verriet, fühlte er, wie Judas nicht etwa ein geſtorbener Menſch, ſondern eine lebendige, furchtbare Macht in der Menſchengeſellſchaft iſt.

„Kerls wie du verdienen den Galgen," brüllte nun in verdoppelter Wut faſt erſtickend der Edelmann. Dies ſchien ein Merk- oder Stichwort geweſen zu ſein, das viele wütend geſchwungene Fäuſte dicht vor das Antlitz Quintens heranführte.

Er aber ſagte mitten in dieſe ſeltſam durcheinanderfahrenden, knotigen Schlegel aus ſchwieligen Menſchenhänden mit bebender Stimme: „Welcher unter euch Menſchen kann mich einer Sünde zeihen?"

Man ſtutzte. Man brach bei dieſem Heilandszitat, in dem man eine Probe der beſondren Verrücktheit des Narren zu haben glaubte, in ein allgemeines, wildes Gelächter aus. Und dieſes Gelächter war ſeine Rettung.

Der Gerechte muß Schmach leiden, dachte Quint. Und als er es dachte, bemerkte er noch, wie Herr von Kellwinkel Ruth auf dem halben Wege zu ihm, Quint, zurück, energiſch mit beiden Armen fing und das weinend widerſtrebende Mädchen in die nahe Kaleſche brachte, die ſogleich vom Flecke weg, in ſchnellſter Gangart von dannen fuhr.

Der Bauer, der Quinten und Ruth gebracht hatte, ſchimpfte auf beide und ſchlug dabei am Wegrand ſein Waſſer ab. Er ſagte, er ſei um ſein Fuhrlohn geprellt worden: denn er hatte vergeblich verſucht, von Kellwinkel mit der Frage zu ſtellen, wer ſeine Unkoſten tragen würde. Quint, angewidert durch ſo viel Häßlichkeit, ſo viel Sinnloſes um ihn her, verwies ihn nach Miltzſch an Heidebrand und verbürgte ſich, daß er beim Herrn Obergärtner ſein Geld, und zwar Heller für Pfennig, erhalten würde.

Dann ging er mit feſtem, eiligen Schritt, nicht weiter verfolgt von dem abergläubiſchen Dorfpöbel, über Feld davon.

Begreiflicherweiſe hatte das Verſchwinden der kleinen Ruth Heidebrand — wie man glaubte, in Gemeinſchaft mit Quint — in der ganzen Gegend bis hinein zur Kreisſtadt, ſtarke Erregung hervorgerufen. Beſonders hatten die Eltern in der begründeten Angſt um ihr Kind den Vorfall ganz allgemein bekannt gemacht. Nahezu vierundzwanzig Stunden lang waren nicht nur die Eltern ſelbſt, die Krauſes, die Familie Scheibler, ganz zu geſchweigen von Paſtor Beleites und ſeinem Sohne, auf das furchtbarſte aufgeregt, ſondern es bildeten ſich auch in

ſolchen Köpfen, die dem Ereignis ferner ſtanden, Gerüchte von Blut und Verbrechen aus.

Als es ſich dann zum Glück herausſtellte, wie die kleine Ruth mindeſtens noch am Leben war, drückte ſich doch noch immer in den kaſernenmäßigen Worten und Urteilen eines Mannes, wie Herr von Kellwinkel, das allgemeine Urteil aus, das über Emanuel Quint gefällt wurde.

Dieſer war entſchloſſenen Mutes und mehr als furchtlos in ſein ehemals ſo geliebtes Aſyl zurückgekehrt. Es hatte ſich damals in ihm ſchon längſt, obgleich in der Stille, jener Umſchwung vollzogen, der ihn unaufhaltſam, um im Bilde zu reden, aus den ſtillen Seen des Friedens gegen die ſchnellen, ja reißenden Strömungen ſeichterer, aber breiter und wilder Flüſſe trieb.

So war ihm ſeltſamerweiſe bereits jene rüde Mißhandlung durch Herrn von Kellwinkel trotz allen Ekels, den er dabei empfunden hatte, eine erwartete, ja willkommene erſte Prüfung zum Beginn einer neuen Bahn.

Man hatte Emanuel Kaffee, Butter und Brot auf ſein Zimmer gebracht und er war eine Stunde und länger allein geblieben, ehe der Obergärtner bei ihm erſchien. Natürlich machte der Vater ihm Vorwürfe! Und weil es auf eine herzzerreißend bittere und dabei mehr klagende als ſcheltende Art und Weiſe geſchah und die Stimme des braven Mannes zuweilen von Tränen gehindert wurde — und endlich, weil er das Ganze zum Teil als ſelbſtverſchuldete Strafe des Himmels auffaßte, ſo fühlte Emanuel eine peinvoll ſchmerzliche Liebe zu ihm.

Der Gurauer Dame war auf ihren telegraphiſchen Wunſch die Rückkunft Ruths ſogleich nach Berlin depeſchiert worden. Das Fräulein, mit der in gewiſſen Fällen ſchlecht Kirſchen

eſſen war, hatte auf die Anfrage Heidebrands: Muß ich Quint im Hauſe behalten, wenn er wiederkommt? die lapidare Antwort gegeben: Setzt ihn auf der Stelle hinaus.

Aber was die ſchlimmſte Befürchtung anbetraf, ſo war doch Heidebrand durch den reinen Freimut im Weſen des Narren in Chriſto beruhigt worden und ſo fühlte er bald, wie die Flucht der kleinen Ruth ohne ſeinen Willen, wahrſcheinlich auch ohne ſein Wiſſen geſchehen war, und mußte ſich ſagen, wie eigentlich, wenn dies ſich wirklich ſo und nicht anders verhielt, eine Schuld Emanuels nicht zu erweiſen wäre.

Aber es kamen fortgeſetzt viele entrüſtete Freunde ins Haus, deren beſtimmte Meinung, Quint ſei verbrecheriſch oder wahnſinnig und müſſe ſofort aus dem Hauſe hinaus, nicht zu beſchwichtigen war. Und wenn nun der immerhin einſichtsvolle Heidebrand den Befehl der Surauer Dame zunächſt nicht ausführte, ſo ſah er doch ein: der arme Menſch hatte irgendwie ſein Aſylrecht verſcherzt.

Es kam hinzu, daß der Landarzt, den man ans Bett der erkrankten Ruth gerufen hatte, aufs ſtrengſte jedes Wiederſehen zwiſchen dem Mädchen und Quint verbot. Sonſt, ſagte er, könne er für nichts einſtehen. Frau Heidebrand ſelber hatte indeſſen ſo furchtbare Stunden, während des Suchens nach der verſchwundenen Tochter, durchgemacht, daß ſie von ſich aus nach einem Wiederſehen mit demjenigen, der ihre Schmerzen verurſacht hatte, durchaus kein Verlangen trug.

So ward denn Emanuel fallen gelaſſen. Der junge Beleſtes hatte Tag und Nacht in einem verzweifelten Krampfe von Wut, Angſt, Eiferſucht und Beſchämung zugebracht. Er hatte im Gärtnerhauſe geweint und weder gegen Frau Heidebrand noch den Gärtner ſelbſt ein Blatt vor den Mund genommen. Er hatte dabei, ohne alle Umſtände, ſeine Liebe be-

kannt, ſein verletztes Recht hervorgekehrt und Vorwürfe über Vorwürfe über die eingeſchüchterten künftigen Schwiegereltern ausgeſchüttet.

In der Familie des Lehrers Krauſe gab es Emanuels wegen Tränen und Kämpfe, denn auch Krauſe wollte nun, im Widerſpruch zu Marien, nichts mehr mit dem Narren zu tun haben. Marie dagegen verteidigte ihn. Bei ihrer Verteidigung blieb ſie nicht gerade gerecht in ihrem Urteil über Ruth Heidebrand, die ſie ein überſpanntes Mädchen nannte. Sie fügte hinzu: die krankhafte Überſpanntheit der kleinen Ruth wäre ja doch vielmehr etwas Altbekanntes, als eine Neuigkeit.

Alle ihre Einwände halfen Marien indeſſen nichts. Ihr Vater hatte im Schrecken der Nachricht von Ruths Verſchwinden den feſten Entſchluß gefaßt, nun ebenfalls von dem gefährlichen Narren abzurücken. Ob er trotzdem noch etwas für ihn fühlte, wußte man nicht.

Übrigens hatte der arme und außergewöhnliche Dorfſchulmeiſter, deſſen friedliche und behagliche Exiſtenz in dem Wohlwollen vieler Freunde wurzelte, nach dem, was vorgefallen war, keine Wahl mehr in ſeinem Verhalten zu Quint. Es war nicht ratſam, ja überhaupt nicht tunlich, ſich dem allgemeinen Urteil, das ihn richtete, entgegenzuſtellen. Man lief Gefahr, mit dem Narren als eine Perſon genommen, gebrandmarkt und aus der Geſellſchaft verſtoßen zu werden.

Emanuel wurde nicht empfangen, als er am Gründonnerstag — wo die Kinder in allen Dörfern in Scharen mit ihrem Bittgeſang und ihrem Gründonnerstag-Bettelſäckchen von Tür zu Tür herumliefen . . — an die Tür der Krauſeſchen Schule kam. Dagegen ſah er, als er ſich annäherte, Nathanael Schwarz aus der Türe gehn, von dem es bekannt war, daß er vor einigen Jahren um die Hand Mariens geworben hatte.

Schwarz machte einen großen Bogen um Quint und verſchwand in Eile durch ein Quergäßchen. Emanuelen wurde nun von der Magd der kurze, ihn von der Schwelle weiſende Beſcheid überbracht; ſie hatte eben die Türe vor ſeiner Naſe zugeſchloſſen, da fiel aus einem Manſardenfenſter, von unſichtbarer Hand geworfen, ein Umſchlag mit einem Kärtchen herab, das Quint erſt draußen im Feld entzifferte: es trug die Worte „ich glaube an Dich!"

Neunzehntes Kapitel

Als am Oſterſonntag die Magd des Gärtners am frühen Morgen die Läden öffnete, fand ſie zu ihrem großen Erſtaunen ſowohl den Platz vor dem Gartentor, als auch Feldweg und Brachfeld hinter der Mauer, von einigen Hunderten fremder Leute beſetzt. Nun pflegten zwar an jedem Sonntag Patienten in einer gewiſſen Anzahl, mitunter bis vierzig, zum Schäfer zu kommen, von denen ſich einige, um den Vortritt zu haben, auch wohl ſchon im Morgengrauen einſtellten, woher aber dieſe zweihundert Menſchen kamen und was ſie wollten, begriff die Magd, die in ihrem Staunen mit ausgebreiteten Armen noch immer die Fenſterladen hielt, einſtweilen nicht.

Die Gärtnerburſchen, die an den Frühbeeten arbeiteten, taten eben die Frage an ſie, die der verdutzten Perſon durch die Seele ging. Sie wußte aber durchaus nichts zu antworten. Die Zahl der Wartenden mehrte ſich. Und wie die Magd ihre Blicke ausſchickte, ſah ſie, wie allenthalben, da und dort, ein Mann, ein Weib, ein Kind über Feld heran und gegen die harrende Menſchenmenge näher lief.

Die Sonne war eben aufgegangen. Frau Obergärtner Heidebrand, die durch die Magd geweckt worden war und nun, den Blick mit der Hand vor dem Lichte ſchützend, die ſich immer vermehrende Menge muſterte, begriff ebenfalls den Vorgang nicht. Sie ſah, wie der Schäfer, augenſcheinlich nicht minder befremdet, unten bereits mit der Menge verhandelte.

Er rief herauf: er wiſſe durchaus nicht, was den Leuten in die Glieder gefahren ſei. Es wären nur wenige Kranke darunter und zu ihm kämen ſie jedenfalls nicht.

Als der Herr Obergärtner erwachte, an dieſem Oſterſonntag nicht ganz ſo früh, als es ſonſt geſchah, wußte er ebenſowenig als die anderen für die Gegenwart dieſer Menge von Landsleuten einen Erklärungsgrund. Es wollte ſich auch nichts herausbringen laſſen, bis gegen die neunte Stunde eine ſeltſame Deputation von bärtigen Männern im Hauſe erſchien, die ſich nach Emanuel Quint erkundigten.

Sie ſtanden im Hausflur — übrigens waren es beide Brüder Scharf, der böhmiſche Joſef, Weber Schubert, Diblez, Schneider Schwabe, Weber Zumpt, der Handelsmann Krezig und der Hufſchmied John! — ſie ſtanden im Hausflur, lebhaft redend und geſtikulierend und es war ſeltſam, wie ſehr ihr erregtes Betragen mit dem mehr als beſcheidenen, dürftigen Äußeren dieſer Leutchen in Widerſpruch ſtand.

Heidebrand ſelber war ſogleich, durch die mit Entſetzen fliehenden Mägde, von dem Eintritt des wunderlichen Beſuches verſtändigt worden: Sie ſagten, es wären Menſchen gekommen, bei denen unbedingt etwas nicht ganz in Ordnung ſei.

Als Heidebrand ſchon geraume Weile, nicht ohne ſtarke innere Unruhe, unter der durcheinander ſprechenden, ihn mit wirren Fragen bedrängenden Rotte, ſtand, konnte er ſich noch immer weder von ihrem Zuſtand, noch ihren Abſichten einen Begriff machen.

Ihr Betragen war ebenſo aufgeregt als feierlich. Sie ſchienen dabei vorauszuſetzen, daß man wiſſen müſſe, weshalb ſie kämen und weshalb das Gärtnerhaus des Miltzſcher Schloſſes heut von Menſchen belagert ſei. In allen dieſen ebenſo dürftigen

als verſchiedenartigen Mannsgeſtalten, lebte, wie es ſchien, ein doppeltes Bewußtſein von Wichtigkeit: nämlich der Wichtigkeit des gegenwärtigen Augenblicks und der ihrer eignen Perſönlichkeit.

Was der Herr Obergärtner zuerſt begriff, nachdem er den Gedanken, es möchten ſchlechthin Betrunkene ſein, verworfen hatte, war: Sie ſind von einem gemeinſamen Wahn bewegt; und dieſer mußte, erkannte er weiter, im Zuſammenhang mit dem Oſterfeſte entſtanden, alſo ein religiöſer ſein. Dieſe Leute betrugen ſich, als ob ihnen das Gerücht von einem außerweltlich ungeheuren Ereignis zu Ohren gekommen wäre und als ob ſie nun da wären, um es, nach tagelangem und atemloſem Lauf, mit ihren eigenen Augen zu ſehn.

Der Gärtner ſah, daß dieſe haſtig atmende, ſtoßweis redende, mit fieberglänzenden Augen vagierende Rotte eigentlich ein Kehricht von Menſchen war. Ja, das Geſicht des böhmiſchen Joſefs ließ ihn einen Augenblick lang an ausgebrochene Sträflinge denken. Dem Inhalt ihrer Rede nach konnten es aber weit eher Flüchtlinge aus der Provinzial-Irrenanſtalt, aus dem Dasdorfer Rettungshaus oder aus Trinkerasylen ſein. Joſef rief in einem fort: „Chriſt iſt erſtanden". Er rückte mit ſeinen ſtechenden Pudelaugen ekelhaft nahe an des Herrn Obergärtners Geſicht und wiederholte: jeder Menſch auf Erden müſſe doch wiſſen, daß Jeſus Chriſtus von den Toten erſtanden iſt. — „Jeſus, er mein Heiland, lebt!" wiederholte der gedrungene Hufſchmied John redeweiſe. „Sie iſt gefallen, ſie iſt gefallen, die große Babel!" äußerte Schwabe bald gegen den Gärtner, bald gegen die Scharfs, bald gegen John, Schubert, Dibiez, bald gegen Zumpt und bald für ſich ſelbſt. Gefragt, was ihr Begehren wäre, ſagte Anton Scharf dem bedrängten Gärtner dreimal hintereinander mit weitgeöffneten

Augen und Naſenlöchern die Worte: „Wir haben den gefunden, von welchem Moſes im Geſetz und die Propheten geſchrieben haben!" ins Geſicht. Und wieder: „Wir haben den gefunden . . .", was immer mit wilder Freude durch den faſt ſchreienden Chorus: „Wir haben den Meſſias gefunden!" beſtätigt ward.

Indeſſen ſtanden im Garten draußen, vor der geöffneten Tür, die Gärtnerburſchen, hielten ſich vor Lachen die Seiten und krümmten ſich.

Ein Wort, das man immer wieder im Durcheinander überſpannter Redensarten dieſer verrückten Deputation zu hören bekam, war: „wir haben ein Geheimnis entdeckt". Mit dieſem Ausſpruch ſchienen ſie, wie nach Übereinkunft, den eigentlichen Zweck ihres Kommens verdecken zu wollen. Er drückte denn auch in der Tat in zwiefacher Hinſicht, nämlich in der eben bezeichneten Weiſe und noch in einer anderen, tatſächlich eine Übereinkunft aus. Sie glaubten nämlich erkannt zu haben, was das eigentliche Geheimnis Quintens ausmache.

Ohne auf die einzelnen Umſtände einzugehen, ſei nur geſagt, daß ſie ſich nach Quintens Verſchwinden wieder und wieder im engeren Kreiſe verſammelt hatten. Zudem hatte das Gerücht vom Erſcheinen des Wundertäters der Talmühle einen geradezu hundertfältigen Zulauf verſchafft. Es iſt natürlich, wenn dieſer Umſtand wie etwas Wunderbares auf die Verſammlung derer, die ſich als Jünger und Auserwählte fühlten, zurückwirkte. So hatten ſie denn eines Tages, in der närriſchen Phantaſtik ihrer mehr und mehr ſich von dem nüchternen Gange der Wirklichkeit entfernenden Seelen, gemeinſam, wie durch Erleuchtung, Quintens Geheimnis erkannt und ſich, einer dem andern, zur Wahrheit bekräftigt: nämlich Quintens nun über jeden Zweifel erhabenes Meſſiastum, deſſen

Kraft, Leib, Blut und Geist über allen Worten der Bibel sei, über allen Wahrheiten der Verheißungen. Er war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Er war gekommen und würde das Reich in einer von niemand geahnten, auch nicht durch die Bibel vorhergesagten Art und Weise aufrichten. Kurz, die Gegenwart Quintens hatte den hellen Wahnsinn zum Ausbruch gebracht.

So traten sie vor die Menge hinaus, die, wie gesagt, sich täglich in größerer Anzahl um die Mühle versammelte, und predigten das Geheimnis des Reichs. Sie verrieten Emanuels Aufenthalt. Sie sprachen in Zungen und John, der Schmied, der vielleicht wirklich an diesem Tage über den Durst getrunken hatte, tat sich um Ostern dadurch hervor, daß er eine wunderbare, letzte Enthüllung des Geheimnisses für den Auferstehungstag, ja eine doppelte Auferstehung und Offenbarung des Heilands im Gärtnerhause zu Miltzsch fanatisch weissagte.

Während sie noch im Innern des Hauses wirre Dinge mit dem Obergärtner verhandelten, fing die versammelte Menge draußen mit gewaltigem Ausbruch den ersten Vers eines Osterliedes zu singen an:

Triumph! Triumph! Der Herr ist auferstanden,
er ist nicht hie! er ist nicht hie!
der weiland lag in Todes Strick und Banden,
er ist erstanden heute früh.

Ein solcher Gesang ist überaus eindrucksvoll, und Frau Heidebrand hielt es für ein Glück, daß Ruth nicht im Hause war. Man hatte das Kind, weil man Emanuel doch nicht so Hals über Kopf vor die Türe setzen wollte und um sie auf andere Gedanken zu bringen, bei befreundeten Apothekers-

leuten untergebracht, deren Tochter im gleichen Alter und früher mit Ruth befreundet war. So war ſie den Eindrücken dieſes Morgens genugſam entrückt, die ſonſt vielleicht wiederum Kriſen nervöſer Natur bei dem Kinde zum Ausbruch gebracht hätten.

Frau Heidebrand, durch den elementaren Zug des Ereigniſſes ebenſo wie ihr Gatte verdutzt, hatte dennoch, eher als dieſer, den unglückſeligen Penſionär als Urſache dieſes Übels, gleichſam als den Magneten, der es herbeigezogen hatte, erkannt. Sie bedauerte nun, daß ſie ſelbſt und ihr Gatte nur an Emanuels Mutter geſchrieben hatten, ſie möge den Sohn nach Hauſe holen, anſtatt dem Narren ſelbſt gegenüber, im Sinne des Surauer Fräuleins, entſchloſſen und offen zu ſein.

Emanuel war an dieſem Morgen, der kühl, ruhig und ſonnig einſetzte, erſt durch den Geſang vor den Fenſtern geweckt worden. Er hatte am Abend vorher ein kleines Bündel mit Habſeligkeiten zuſammengepackt, nachdem er einig geworden war, in Gottes Namen ſeines Weges am kommenden Morgen von dannen zu gehen. Kaum war er notdürftig angekleidet, er hörte dabei ein Trampeln von Füßen und Laute rauher Stimmen im Haus, da pochte es, und Herr Heidebrand drang, gefolgt von den Talbrüdern, bei ihm ein.

„Dieſe Leute wollen zu Ihnen, Emanuel!" ſagte in vorwurfsvollem Tone, die Röte des Unwillens im Geſicht, Herr Heidebrand. Worauf Emanuel kühl mit „Ich weiß es!" antwortete. Die Talbrüder aber waren verſtummt und drehten, ein jeder mit einem Ausdruck, der in ſeiner bebenden Devotion etwas Verwirrendes an ſich hatte, verlegen die Mütze in der Hand.

Der Obergärtner hat ſpäter erzählt, das Verhalten Quints, das Betragen der Talbrüder, wie es bei dieſer erſten Be-

gegnung zwiſchen Verführer und Verführten, der er beiwohnte, zutage trat, habe ſeinen eigenen geſunden Menſchenverſtand in Gefahr gebracht.

Herr Heidebrand ſtand vor dem Narren Quint, und es war ihm nicht anders zu Sinn, als wenn man ihm ſein Konzept durcheinander gebracht hätte. Es lag wie ein Zwang, wie ein Druck um ſeine Stirn. Er fragte ſich, ob er an Tollkraut gerochen hätte, und meinte, der Satan habe ihm ein Blendwerk, eine ſcheußliche Gaukelei, eine höhniſche Spottgeburt der Wiederkunft Jeſu und ſeiner Jünger eingebildet, die doch in mancher Beziehung von einer betörenden, ja überzeugenden Treue war.

Es war in Emanuel, nach vielen Kriſen, ein ſtarrer, unbeirrbarer Wille, verbunden mit einer Idee, zur Herrſchaft gelangt, und was er dadurch gewonnen zu haben glaubte, war, wie der Narr in Chriſto es nannte: die kühne Freiheit des Gotteskindes zu chriſtlicher Tat und zu chriſtlichem Tod.

So war denn ein Feuer in ſeinen Augen, womit er die armen Jünger anblitzte. Er wies ihnen das Bündel mit einer befehlenden Weiſung der Hand, die keinesfalls ohne eine gewiſſe Hoheit war: worauf ſie ſich alle zugleich auf die Habſeligkeiten Emanuels ſtürzten, eiferſüchtig beſtrebt, ihm zu Dienſten zu ſein. „Ich gehe mit euch," ſagte der Narr, „obgleich ihr euch an mir ärgern werdet. Doch ich weiß, der Sohn Gottes kann bei euch jederzeit eines Trunks, eines Lagers und eines Biſſen Brotes ſicher ſein."

Dann verließ er mit ihnen das Haus ohne Umblicken.

Hofknechte und Gärtnerburſchen, zwiſchen denen der von Quint mit ſtarken Schritten geführte, lächerlich ſtolpernde Trupp von Erweckten hindurch mußte, blieben zunächſt ver-

dutzt und lachten nicht. Man wartete ab, was geſchehen würde. An den Grenzen jener ſingenden Gemeinde von „Kindern und Unmündigen", die in der Einfalt und gläubigen Torheit reiner Herzen auf den Eintritt des Wunders warteten, wodurch „das ängſtliche Harren der Kreatur" endlich, endlich in eitel Freude verwandelt werden ſollte, hatte ſich bereits ein Zulauf feindlicher Elemente bemerklich gemacht.

Bei dieſem faſt blinden, aber entſchloſſenen Schreiten ins Unbekannte fühlte Emanuel etwas wie den felſenharten Druck einer Macht, die er herausfordern wollte und die ihm entgegenſtand.

Nun iſt es klar, ich fühle deutlich, wie ich dem Feind entgegenſchreite, dachte Emanuel. Ich habe den Feind nie ſo Bruſt an Bruſt gefühlt, habe ihm nie ſo, wenn auch mit blinden Augen, ins Auge geſehen. Dieſer Feind iſt ſo alt wie die Menſchenwelt, und ich unterfange mich, als ein zweiter Chriſtus, auszuziehen und ihn zu beſiegen. Und es war ihm, Quinten, als richte ſich am Horizont, wie ein Gebirgswall, von grimmigen Rieſen bewohnt, der Feind empor! Oder war es die breite und unwiderſtehliche Woge eines Armeeres, die ſich ihm drohend, ſintflutartig, entgegenwälzte? Was würde ſein Lichtlein, unter dem Scheffel hervorgeholt, wie würde die kleine Gemeinde der Hoffenden dieſer Flut gegenüber ſtandhalten? Wir werden, ſprach es in ihm, unrettbar hinweggeſchwemmt.

Aber „das ſchwankende Rohr wird er nicht zerbrechen, und das glimmende Docht wird er nicht auslöſchen . . ." —? Und wie dem auch ſei: der Schritt war geſchehen und Emanuel dachte nicht an ein Zurück.

Wie es bei Wallfahrten üblich iſt, einige Pilger hatten,

trotzdem nur ein allgemeines, wunderbares Ereignis vorausgesagt worden war, dennoch die Kranken ihrer Familie mitgebracht. Sie versuchten mit ihnen Quint nahezukommen, weshalb sogleich ein Gedränge entstand, als der falsche Heilige endlich erschien. Man brachte einen Menschen heran, der ganz einfach das delirium potatorum hatte, ein Leiden, dessen Erscheinungsform jedem Arzte bekannt, auf den Laien indessen zuweilen von einer grausigen Wirkung ist.

Wer hat nicht schon den Gedanken gehabt, daß weit mehr noch als hinter den Gittern eines Gefängnisses, hinter den eisernen Stäben einer Irrenanstalt, das Inferno, die Hölle ist. Unter allen Zuständen, die dort behandelt werden, steht wohl das Trinkerdelirium an Furchtbarkeit obenan. Der breite und muskulöse Mensch, der, von einem schrecklichen Tremor geworfen, von vier Männern gehalten, vor Quinten stand, stieß angstvoll gepeinigte Laute aus und hatte schreckliche Visionen, wie aus seinen frostgeschüttelten Worten deutlich wurde, von Erdbeben und von Weltuntergang. Wo er hintreten wollte, riß sich ein Rachen des Abgrundes auf. Mitunter ward er hinuntergeschleudert, wo dann wiederum andere Abgründe unter ihm Flammen heraufloderten, oder er sich im Schlamm, überkrochen von Schlangen, Eidechsen und allerhand ekten Reptilien, fand.

Die Qual dieses Menschen wirkte ansteckend. Die übermenschliche Angst, die er litt, bewirkte etwas in der Menge, wie eine allgemeine, hilfeflehende Bangigkeit.

Als Emanuel, seiner nicht achtend, an dem gemarterten ehemaligen Hausknecht, oder Küfer, oder Bierkutscher, was er nun sein mochte, vorüberschritt, hörte man dessen Stimme rufen, aber so, daß es dem Heulen eines Hundes weit ähnlicher als einem menschlichen Laute war: „Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich meiner".

Der häßliche und vielleicht auch komiſche Laut, deſſen Bedeutung von den Fernerſtehenden nicht verſtanden wurde, löſte im Kreiſe der Unbeteiligten, deren Zahl ſich ſtändig vermehrte, ein koloſſales Gelächter aus.

Aber es ſchien an dieſem Tage nichts in Quint zu ſein von Mitleid und von Barmherzigkeit, wie er denn dieſe Tugenden überhaupt bisher nur als die natürlichen und gelegentlichen Äußerungen einer reinen Menſchlichkeit geübt hatte. Alles an ihm ſchien heute Feuer, ja entſchloſſene Herzenshärtigkeit. Dabei ſchien ſeine Stunde noch nicht gekommen. Er redete da und dort, mit dieſem und jenem einige Worte, ſchritt aber plötzlich, nur an der Spitze ſeiner neun Talbrüder, eiligen Sangs in die Felder fort.

Es war ein Brachfeld, das ein hügeliges Gelände überzog, auf dem er durch eine von allen Seiten ſtrömende Menſchenmenge geſtellt wurde. Nicht nur Landleute, die auf dem Wege zur Kirche waren, eilten herbei, ſondern auch bürgerliche Geſtalten zeigten ſich, und ſpäterhin ſah man ſogar Jagdwagen heranfahren, die junge Söhne von Gutsbeſitzern, ja die Väter ſelbſt herbeibrachten, um das ruchbar gewordene tolle Ereignis nahe zu ſehen.

Kurt Simon hatte ſich eingefunden. Der junge Beleites erſchien bei den Heidebrands. Neugier, oder irgendein anderes Gefühl, hatte den Obergärtner bewogen, der Menge und Quinten nachzugehen, als ſich der ganze Unfug feldein wälzte. Eben fing Emanuel Quint ſeine weit berüchtigte Rede an, als ſich auch Paſtor Beleites im Wagen mit Herrn von Kellwinkel einſtellte.

Wie ſehr gegen früher das Weſen Quintens verwandelt war, das konnte man ſchon am Ton ſeiner Stimme bemerken,

mit der er Ruhe gebot, an der Art, wie er drohend und furchtlos die Faust erhob und herrisch mit seinem Fuße aufstampfte. Noch mehr aber trat es durch den Inhalt der Rede hervor, die der Tor in flammenden Worten hinausschleuderte.

„Ihr Heuchler," rief er, „die ihr Mücken seiget und Kamele verschlucket, höret die Worte Jesu Christi, des Gottessohns! Höret die Worte des Menschensohns, wie sie ihm der Vater gibt auszusprechen. Der Vater ist bei mir, der mich gesalbet hat und gesandt: aber nicht, daß ich Frieden bringe, sondern das Schwert!

Wehe euch Heuchlern! Was seid ihr anders als ein ungläubiges, lügnerisches, betrügerisches und habgieriges Geschlecht? einer des andern Feind, geheim oder öffentlich! einer des andern Räuber: geheim oder öffentlich! Diebe! Ehebrecher! Verräter! Mörder! geheim oder öffentlich! Ich sage euch, ihr Knechte des Antichrist: ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeiset! Ich war durstig, und ihr tränktet mich nicht! Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich nicht gepflegt! Ich bin gefangen gewesen, und ihr habt mich aus dem Kerker, der ein Fenster hatte, hinab in den lichtlosen Keller zu Skorpionen und Schlangen gestoßen! Ihr habt mich geviertteilt, aufs Rad geflochten, habt mir mit glühenden Zangen den Leib zerfetzt! Ihr habt mich an den Galgen gehängt, geköpft, geschunden, geprügelt, geheim oder öffentlich . ."

Bei diesen Worten lief um die Peripherie der Menge ein helles und tolles Lachen herum, und eine Stimme ließ sich vernehmen: „hätten sie dich doch gepökelt, gebacken, eingesalzen, in Fässer verpackt und zum Satan in die Hölle geschickt".

Quint rief dagegen: „Ich kenne dich, Stimme. Wundere

dich nicht, du armer, verblendeter, grober Ackerknecht, daß dieſe Stimme durch deine Kehle gedrungen iſt! Sie ſtammt dorther, wo alles das herſtammt, was Gott nicht gereinigt hat. Es geht aus dem Munde hervor und machet dich, nicht mich, unrein. Du weißt, und es iſt uns geſagt und iſt wahr, daß nur, was aus dem Munde hervorgeht, den Menſchen unrein macht. Aber wiſſe: nicht du biſt's, der da ſpricht, ſondern es iſt die Macht, ſo alt wie die Welt, die ihre Tage in Roheit verfinſtert."

Unbeirrt fuhr der Narr dann fort:

„Ihr Heuchler! Öffentlich habt ihr meinen Namen und mich euren Herrn genannt, heimlich mich täglich ans Kreuz geſchlagen! Berge, ja Gebirge von roſtigen Nägeln genügten euch zu jahrtauſendelanger Henkersarbeit nicht.

Ihr nahmt mich unzähligemal vom Kreuz, ihr ſchnittet mich vom Galgen herunter und verkauftet mich: Stück um Stück meines verweſenden Fleiſches wurde verkauft! Stück um Stück meiner bröckelnden Knochen! Jeder Span meines Kreuzes! Jeder Flicken meines Gewands! Alles und alles habt ihr zehntauſendemal, ſamt Gott dem Vater, Gott dem Sohn und Gott dem Geiſte, dem Mammon geopfert! Aber die mich kauften, betrogen ſich, die mich kauften, wurden durch euch betrogen. Zwar habt ihr den wahren Heiland unzählige Male ans Kreuz geheftet, aber den vom Kreuze herabzunehmen euch gegeben iſt, iſt des Menſchen Sohn und der wahre Heiland nicht."

Herr von Kellwinkel war aus der Kutſche geſprungen und hatte den jungen Beleites herangewinkt. „Hören Sie, Doktor," ſagte er ihm, „wenn dieſer Verrückte ſo weiter ſpricht, dann müſſen Sie mir den Gefallen tun, ſich freundlichſt in meinen Wagen zu ſetzen, nicht wahr? und Sie fahren dann ſchnell

in meinem Auftrag zum Landrat hinein, denn es könnte zur Pflicht werden, ihn zu verständigen."

„Was seid ihr? Meinet ihr etwa Christen? Dann war Pilatus, dann war Judas, war der Hohe Priester, der ihn verdammte, waren die Kriegsknechte, die ihn verspotteten, war ein Jeder von ihnen ein Christ! Dann war es christlich, ihn geißeln, christlich, ihn mit der Faust ins Gesicht schlagen, christlich, ihm mit einem Tuche die Augen verbinden, ihm eine Narrenpritsche in die Hand geben, ihm eine Narrenkrone aus Dornen auf das Haupt drücken und rufen: rate, Christe, wer dich schlug."

„Es ist ein Skandal," sagte Herr von Kellwinkel.

„Oder herrscht unter euch ein anderes Gesetz als Auge um Auge, Zahn um Zahn?" fuhr Emanuel fort. „Habt ihr nicht die Völker bewaffnet, die Welt mit Myriaden von furchtbaren Mordinstrumenten bedeckt? Schwimmen nicht eure ungeheuren eisernen Mordmaschinen auf allen Meeren, und meinet ihr, daß der Heiland eure Kanonen, eure Gewehre und eure scheußlichen Metzelfeste segnen wird? — Es ging ein Sämann aus zu säen! Meint ihr, daß dies die Saat des Heilandes, des Gottesreiches auf Erden ist? Ich aber sage euch, die ihr zuhört: liebet eure Feinde! tut denen wohl, die euch hassen! segnet die, die euch verfluchen! bittet für die, die euch beleidigen! und wer euch schlägt auf eine Backe, dem bietet die andere auch dar."

Der Narr fuhr fort:

„Meinet ihr, daß ihr zugleich Gott dienen könnt und dem Mammon? Wahrlich, ich sage euch: ihr werdet Gott dienen oder dem Mammon! Meinet ihr, ihr werdet euren Feinden Übles tun, denen fluchen, die euch fluchen, eure Beleidiger verfolgen, schlagen, die euch schlagen, und doch Kinder Gottes

heißen? Ich ſage euch: wer euch den Mantel von den Schultern reißt, den rufet zurück. Sagt ihm, du haſt den Rock vergeſſen. Gebt ihm auch den Rock! Wer dich aber bittet, dem gib ein zehnfaches Maß deſſen, worum er dich bittet. Wenn aber ein Dieb kommt und bricht in deine Vorratskammern, du Reicher, ſo gehe nicht hin und hetze die Schergen hinter ihm drein, ſondern laß ihm, was er genommen hat und fordere es nicht wieder! Brechen ſie aber in eure Gewölbe, darin ihr eure Juwelen, den Schmuck eurer Weiber und euer gemünztes Gold verborgen habt, ſo laſſet ſie getroſt davonſchleichen mit ihrem Raub! Denn ich ſage euch: ihr ſollt nicht Schätze ſammeln, die Motten und Roſt freſſen! Und was hilfe es euch, wenn ihr die ganze Welt gewönnet und nähmet doch Schaden an eurer Seele?"

„Noch beſſer!" ſagte Herr von Kellwinkel, und auch bei den übrigen Zuhörern löſten dieſe ſeltſamen Grundſätze Äußerungen der Beluſtigung, der Erbitterung und des Hohnes aus.

Quint konnte bemerken, wie die Geſichter jener frommen Schäflein länger und länger wurden, die gekommen waren, um Zeugen von etwas Wunderbarem zu ſein. Ebenſowenig entging es ihm, wie ſich auf den gleichſam erleuchteten Mienen, der, irgendeiner himmliſchen Manifeſtation, eines Auferſtehungswunders gewärtigen Talbrüder, die, wie ein Stab, ihm am nächſten ſtanden ... wie ſich in ihren Mienen hier Enttäuſchung, dort Beſtürzung auszuprägen begann.

Waren ſie denn nicht ehrliche Leute? und wenn ſie es waren, und waren ihm außerdem gläubig nachgefolgt, was ſollte denn dieſer Hagel von Scheltworten? Sind wir denn Räuber? Diebe? Verräter? Mörder? Ehebrecher? dachten ſie. Und ſie gaben ſich Antwort: wir ſind es nicht! Wir ſind

auch nicht Knechte des Antichriſt! außer daß jener, der uns ſo nennt und der vor uns ſteht, der Antichriſt wäre.

Und was gehen ihn denn, da er es mit redlichen Menſchen zu tun hat, die Diebe an? Sind wir denn Diebsgenoſſen und Diebsgelichter? Wann hätten wir ihn beſtohlen, geköpft, geſchunden, an den Galgen gehängt, geheim oder öffentlich?

Anton Scharf wurde dunkelrot vor Scham und Wut! Was? Ich und mein Bruder, wir wären nicht Chriſten? Wir wären Judas, wären Pilatus, wären den Kriegsknechten, die ihn marterten, gleich? Wann hätten wir ihm die Faust ins Geſicht geſchlagen? Und was ſagt er: wir ſollen den Dieben und Räubern Vorſchub tun?

„Sehet euren himmliſchen Vater an," fuhr der Tor indeſſen mit ſtärker erhobener Stimme fort, „iſt er nicht gütig über den Undankbaren? Freundlich über den Gottloſen und Boshaften? Läßt er nicht ſeine Sonne täglich aufgehen über euch, die ihr doch Böſe und Gute und wenige Redliche unter Dieben, Betrügern, Verrätern, Mördern und Gottloſen ſeid?"

„Halt deine Schnauze," ſchrie ein betrunkener Pferdeknecht, „ſonſt kriegſt du den nächſten Stein an den Schädel." Ein Trupp junger Leute aber zog mit dem Wechſelgeſang von „O du lieber Auguſtin" und „Lott iſt tot, Lott iſt tot, Jule liegt im Sterben" augenſcheinlich gelangweilt in den nächſten Dorfkretſcham ab.

Unbeirrt aber ging die Strafrede fort:

„O, ich kenne euch wohl" — und Quint ſchickte einen zornigen Blick dorthin, wo die Jagdwagen und die gutgekleideten Leute ſtanden — „ich kenne euch wohl, die ihr über eure Mitbrüder zu Gericht ſitzet! Ihr Gottloſen! Ihr kennet weder Gott den Vater, noch Gott den Sohn, noch kennet ihr Gott den Geiſt! Und Gott der Geiſt, und Gott der Sohn und

Gott der Vater kennen euch nicht! Oder meint ihr, die ihr Gottes Sohn mit Handſchellen an den Händen hinter die eiſernen Türen eurer Gefängniſſe transportiert, die ihr den Sünder, den Gott verzeiht, mit Ketten belaſtet, die ihr den ſeiner leiblichen Freiheit beraubt, der des Königs Menſchenmordwaffe nicht in die Hand nehmen will ... Meinet ihr, ſage ich, daß der Heiland eure Gerichte ſegnen wird? Ihr habt vergeſſen, was der Vater geſagt hat: mein iſt das Gericht! daß er geſagt hat: richtet nicht, ſo werdet ihr ſelbſt nicht gerichtet! verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammet! vergebet, ſo wird euch vergeben! Ihr ſeid alleſamt abgewichen, du! du! du! und du!" — und er wies mit dem ausgeſtreckten Arm auf dieſen und jenen Zuhörer — „Willſt du zu deinem Bruder hingehen und zu ihm ſagen, laß mich den Splitter aus deinem Auge ziehen, bevor du den Balken aus deinem Auge gezogen haſt? Ziehe zuerſt den Balken aus deinem Auge, ſage ich dir! dir! dir! und dir!" — wiederum wies er auf einige hin, die ſich mit höhniſcher Miene umwendeten — „und dann ſiehe zu, gehe hin, ſiehe zu, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehen magſt."

Und er erzählte ihnen das Gleichnis vom König, der mit ſeinen Knechten rechnen wollte:

„Ihm kam einer vor, der war ihm zehntauſend Talente ſchuldig. Der Knecht fiel vor ihm nieder, und der König, der Gott war und auch der Vater iſt, erließ ihm die Schuld. Derſelbe Knecht aber ging hin und fand einen Mitknecht, der ihm ein Geringes ſchuldig war, den griff er an, den würgte er, den ſtellte er vor Gericht, über den ſaß er als Richter ſelbſt zu Gericht, den ließ er foltern, ſtäupen, ins Gefängnis werfen. Er ließ ihn wieder herausholen und an den Galgen knüpfen. —

Tretet herzu, ihr Schalksknechte! Ihr, denen Gott einem jeden seine zehntausend Dukaten Schuld erlassen hat und die ihr täglich eure Brüder um einiger Pfennige willen kreuzigen laßt! Du Kaiser, du König auf deinem Thron! Ihr Generäle, Minister und hohen Geistlichen! Ihr Magnaten und Fürsten! Ihr Gerichtspräsidenten, Richter, Schöffen, Polizeiverwalter und Polizisten! Ihr Weiber, die ihr eure Dienerinnen mißhandelt! Ihr Landherren und ihr Fabrikherren! Tretet herzu: hier ist das Gericht des Menschensohnes! Oder wollt ihr sagen: lasset uns Übles tun, auf daß Gutes daraus komme? Ich sage euch: euer Gesetz ist darum gestiftet worden, daß die Sünde mächtiger würde.

Und wer sich auf das Gesetz beruft, beruft sich auf das Gesetz, nicht auf Gott. Sofern ich gekreuzigt, gestorben und begraben bin, so ist es die Sünde gewesen, die mich gemartert und getötet hat! Eure Sünde ist es gewesen, die sich stützt auf das Gesetz! Sie betrog und tötete mich durch dasselbe Gesetz! Ja, die Sünde mit ihren sündlichen Lüsten ist mächtig in euch durch das Gesetz erreget, und ihr seid willig, dem Tode Frucht zu bringen! Euer Mund ist voll Fluchens! Unter euren Lippen ist Ottergift! Eure Zunge ist eitel Haß und Bitterkeit! Eure Füße sind eilig, Blut zu vergießen! Was säet ihr aber Unfall und Herzeleid, statt daß ihr den Frieden Gottes aussäet?

Oder meinet ihr wirklich, daß der Heiland eure Gerichte, die Lippen eurer Richter, die nach toten Buchstaben Unrecht sprechen, Böses mit Bösem vergelten, Haß mit Haß, die unbarmherzig und kalt — ganz anders wie Gott! — den Sünder dem Kerker, dem Beil, dem Strang, dem Tod überliefern! — meint ihr, daß Jesus die Arbeit eurer Henker, die Mauern eurer Zuchthäuser, die Richtblöcke eurer Richtstätten segnen

wird? Meint ihr, er wird euren Staatsanwälten die Palme des ewigen Friedens geben?"

„Das ist die tollste Farce," sagte Herr von Kellwinkel zu Pastor Beleites, „und dabei die wildeste Blasphemie, die mir jemals begegnet ist."

Quint fuhr fort:

„Nehmet allen Jammer, alle blutige Mühsal, allen schrecklichen Wahnsinn, der außerhalb des Gesetzes gewütet hat, und stellt allen blutigen Wahnsinn dagegen, den das Gesetz verewigt hat! stellt den Fluch, der außerhalb des Gesetzes wütet, gegen den Fluch, der durch das Gesetz gewütet hat, und wie ein Walfisch den Jonas verschlungen hat, so, sage ich euch, wird der Fluch der Sünde außerhalb des Gesetzes vom Fluch des Gesetzes verschlungen werden."

Nachdem Emanuel Quint auch noch die Kirchen und „sogenannten Gotteshäuser", sowohl protestantische als katholische, insgesamt als das wahre Golgatha Jesu Christi bezeichnet hatte, wofür ja auch das nachgemachte Kreuz und die Ausstellung seiner Martern den Beweis liefere, stieß er gleichsam dem Faß der Langmut seiner Zuhörer durch diesen Abschluß den Boden aus:

„Ihr Heuchler, unter denen ein jeder Jesum zu bekennen, die Taufe Jesu zu besitzen meint, ich sage euch, ihr bekennt ihn weder, noch habt ihn bekannt, noch werdet ihr je seine Taufe empfangen. Wer da bekennet, der wird getauft! und die da wahrhaft Christum bekannt haben, die sind in seinem Tode getauft! Und die da in Christo lebendig geworden sind, die sind in seinem Tode lebendig geworden! Wäre es anders: ich müßte euch kennen und ihr müßtet mich kennen, aber ihr kennet mich nicht und ich kenne euch nicht! Und ich sage weiter und bekenne euch, ihr alle, nah und fern, die ihr mir zuhöret,

ihr alle, die ihr Ohren zu hören habt, daß ihr mich sehen werdet taufen mit einer Taufe, von der ihr nichts wisset! mich, der ich von Johannes getauft, Johannes' Taufe verworfen habe! mich, der ich, der wahre Gesalbte, durch die Gnade des Vaters, des Sohnes und des Geistes heut vor euch auferstanden bin und als Christus, der Heiland, vor euch dastehe."

Emanuel schwieg und im gleichen Augenblick rann ihm ein fingerbreiter Blutstrom über die linke Stirnhälfte, über die rote Braue und, tropfend, über die roten Wimpern des linken Auges herab und rieselte eilig die Wange hinunter.

Der Narr in Christo bewegte sich nicht.

Pastor Beleites und Herr von Kellwinkel, denen der Schluß und Gipfel der Feldpredigt noch den Atem verschlagen hatte, wußten nicht, was geschehen war, dann aber mußte ein jeder, der Augen hatte, ob er nun wollte oder nicht, sich eingestehen, daß allbereits, da und dort vereinzelt geschleudert, Feldstein um Feldstein gegen den armen Bekenner flog.

Beleites sagte: „Sie werden ihn steinigen!"

Kellwinkel antwortete: „Was für den religiösen Geist der Menge nicht gerade ein schlechtes Zeugnis ist".

Noch hatte Kellwinkel nicht ausgesprochen, als der Raum über den Köpfen der Menge zwischen ihm und Quint durch eine Wolke taubeneigroßer Kieselsteine verfinstert wurde:

„In welchem Jahrhundert leben wir?" sagte ein hektisch emporgeschossener Student der Theologie, ein Pastorssohn, der eine große Brille trug und den Vorgang versonnen beobachtete.

Das Entstehen des unholden, immer dichter werdenden Schwarms von kantigen Vögeln, die auf Emanuel zustrebten, als sei er ein Zauberer und habe jeden einzelnen unter ihnen mit Namen gerufen, hatte zur Folge, daß vor aller Augen

eine Weibsperſon vor den noch immer ohne Regung verharrenden Narren ſprang und ihn mit ihrem Körper deckte. Außer den Talbrüdern wußte niemand, daß es Thereſe Katzmarek war, jenes Mädchen, deren epileptiſcher Krampf den allgemeinen Paroxysmus in der Talmühle ausgelöſt hatte. Ihr Heldenmut aber ſchien den Steinhagel noch zu verdichten. Nun aber ſtürzte plötzlich mit heller Kommandoſtimme ſchreiend Herr von Kellwinkel durch die Steinwerfer auf Quinten zu, neben dem er ſich furchtlos mit gegen die Menge drohendem Stocke aufpflanzte.

„Schämt euch! Wißt ihr nicht, daß heut Oſterſonntag iſt? Ihr ſeid weder Türken noch Feuerländer, und im übrigen gebe ich euch die Verſicherung, dieſer ruchloſe Poſſenreißer" — er berührte die Schulter Quints — „entgeht der gerechten Strafe nicht."

Die militäriſche Stimme und Perſon Herrn von Kellwinkels reinigte wie durch Zauber die Luft. Er hätte nicht mehr hinzuzuſetzen brauchen, was ihm der Sicherheit wegen geboten erſchien, nämlich: „Welcher Lümmel unter euch auch nur meine kleine Zehe mit einem Steine trifft, der hat ein Jahr Zuchthaus zu gewärtigen."

„Du haſt nun dein Fett!" wandte er ſich hierauf gegen Quint, den Thereſe Katzmarek eben, um das rinnende Blut zu ſtillen, mit ihrem Kopftuch wie mit einem bunten Turban umwickelt hatte. „Du haſt nun dein Fett und wirſt es dir zweimal überlegen, ehe du wieder unſerem geſunden Landvolk deine Räuber- und Diebsmaximen predigen und dabei den Namen unſeres gebenedeiten Heilands mißbrauchen wirſt. Nimm es als verdiente Strafe, obgleich Steinigen aus der Mode iſt. Ich würde dir noch ganz anders kommen, aber nach deinem Schluß, den Gott dir verzeihen mag, halte ich dich denn doch nicht für zurechnungsfähig."

Auf Paſtor Beleites und die meiſten gebildeten Zuhörer hatte der unerhörte Schluß von Quintens Rede den Eindruck eines elektriſchen Schlages gemacht, der aber angeſichts des rinnenden Bluts und des Steinhagels faſt auf der Stelle vergeſſen ward. Beide Eindrücke floſſen in einen zuſammen: nämlich den eines drohenden ſchweren Unglücks, das unbedingt zu verhüten war. Hatten die Worte des „Bibelnarren" zuerſt nach verkapptem Sozialismus oder Anarchismus geſchmeckt — Eigentum iſt Diebſtahl: alſo ſei Diebſtahl Eigentum! — ſo hatten ſie doch einen Schluß erhalten, der einen Zweifel an dem wahren Geiſteszuſtand Emanuels nicht mehr aufkommen ließ. Von dieſem Augenblick an jedoch mußte der einſichtsvollere Teil der Menge in dem inſtinkthaften Wunſch zur Verhütung eines Verbrechens an dieſem armen Unzurechnungsfähigen einig ſein.

Aus dieſem Grunde ſtanden nun auf einmal eine Anzahl Herren, Gutsbeſitzer und Bürgersleute, junge und alte, nahe um Quint, unter denen auch Paſtor Beleites, der junge Beleites, Kurt Simon, ein Jüngling namens Benjamin Glaſer, Sohn eines Großgrundbeſitzers in der Nachbarſchaft, Heidebrand und endlich ſogar Nathanael Schwarz zu ſehen waren; dagegen hatten ſich ſeltſamerweiſe alle neun Talbrüder aus der Nähe Emanuels fortgemacht.

Zwanzigstes Kapitel

Es kann nicht gelingen, den notwendigen Gang eines Menschenschicksals in allen seinen Teilen faßlich zu machen, schon deshalb nicht, weil jeder Mensch zwischen Geburt und Tod ein zum ersten und letzten Male Erscheinendes ist, und weil der Betrachter jeden Gegenstand nur in den Grenzen seiner, des Betrachters, selbsteigenen Natur zu begreifen vermag. In Bezug auf Emanuel und die Art seiner Bildung darf jedenfalls nicht vergessen werden, daß sie überall einer leidenschaftlichen, tiefen Einbildung gleichzusetzen ist. Er bildete Jesum in sein Inneres, er bildete ihn und sein Schicksal tief in sein eignes Wesen hinein.

Emanuel trieb nicht Gottesgelehrsamkeit. Ihn hungerte, und er aß von der Hand in den Mund sein geistliches Brot. Ihn dürstete, und er trank vom Wasser des Lebens, an einem Quell, den er für den Quell des Lebenswassers hielt. Und dies ist gewiß, ihm war zu Sinn, als ob er fortan nicht mehr dürsten würde. Als er nun rief: er habe Johannes' Taufe verworfen, er sei als der wahre Gesalbte durch die Gnade des Vaters, des Sohnes und des Geistes als wahrhaftiger Heiland heut vor den Menschen auferstanden, so riß ihn zwar die Erregung des Augenblicks, das Bewußtsein des Auferstehungsmorgens, der Anblick der wundersüchtigen Menge ein wenig über sich selber fort, aber es war doch der innere Christus, der in ihn eingebildete Christus, der auch äußerlich

nun ſein Herrſcher und, wie nie zuvor, ganz mit ihm eins geworden war.

Dieſes abſolute Bekenntnis war vielleicht nur das Erzeugnis eines Zuſtandes augenblicklicher Fortgeriſſenheit, es hing vielleicht mit dem Umſtand zuſammen, daß der im Grunde verachtete, wenn auch durch das Gurauer Fräulein zu Gnaden angenommene Menſch, Emanuel Quint, ſich zum erſten Male gerade emporrichtete und alſo einem neu erſtehenden Selbſtgefühl dieſen ſymboliſchen Ausdruck gab. Jedenfalls gab es keine ärgere, keine unglückſeligere Herausforderung, und es wäre nichts auszudenken geweſen, wodurch die Gefühle frommer Chriſten ebenſo furchtbar verletzt werden konnten.

Sobald der Steinhagel überſtanden war, Quint an einem Quell am Rande des Feldes ſich das Blut von Geſicht und Händen gewaſchen und dabei ein Kreuzfeuer vieler warnender, ſtrafender und auch höhnender Stimmen erduldet hatte, ging er aufrechten Ganges davon. Er hatte mit kurzen, harten Worten jedermann und ſogar Thereſe Katzmarek abgeſchüttelt. Der Stimmen, die ihm Miltzſcher Narr oder Langwaltersdorfer Heiland nachriefen, achtete er nicht.

Man ſorgte dafür, daß er nicht verfolgt wurde. Erſtlich hatte ſich unter dem Volk eine gewiſſe Beſchämung geltend gemacht, eine Beſchämung, die jene ergriff und eilig nach allen Seiten davonſagte, die gekommen waren ein Wunder zu ſehen, und ebenſo jene andere Partei, die ſich beinahe zur Lynchjuſtiz hatte hinreißen laſſen. Auch die Mehrzahl der Steinwerfer ſchlich ſich geduckt davon. Überdies hatten die Herren, untereinander und mit Hilfe ihrer Kutſcher und zufällig aufgegriffener Hofleute, eine Art Feldpolizei organiſiert, die nun auch noch die Hefe dieſes chriſtlichen Meetings hinwegfegte,

oder, wenn man will, den ſonhagelhaften Reſt der Mitläufer auseinander trieb.

Alle Herren ſamt Herrn von Kellwinkel einigten ſich: es wäre das Beſte, man ließe Quint ſeiner Wege gehn. Sie hatten dafür dieſelben Gründe, die ſeinerzeit Paſtor Schimmelmann gegenüber dem Amtsvorſteher angeführt hatte, als man ſich ebenfalls dahin entſchied — es war nach der erſten Predigt Quints! — ihn mit einer Verwarnung ziehen zu laſſen.

„Die chriſtliche Kirche hat in unſeren Tagen der ſieghaften Gottloſigkeit," ſagten ſie, „ſowieſo einen ſchweren Stand. Wenn die Geſchichte ruchbar würde, ſie allein trüge wieder den Schaden davon. Wem anders als uns und der Kirche würden wohl die Feinde des Heilands dieſen ganzen Skandal in die Schuhe ſchieben?"

Inzwiſchen erreichte Emanuel Quint den Rand eines Forſtes, der aus Fichten, Kiefern und einſtweilen noch nackten Buchen gebildet war. Stückweiſe ſäumten Birken den Weg, der, mit Nadeln und feuchtem Laube bedeckt, den Schritt des Wanderers lautlos machte. Die Erde dampfte von Feuchtigkeit. Immer, wenn das durchbrochene Gewölk, das am Himmel ging, der Oſterſonne den Zugang öffnete, fiel ihr Strahl durch die Wipfel in den Nebel hinein, der dann als Lichtgewölk durch den Wald wogte. Krähen riefen, laut geigte der Fink, und ſonderbarerweiſe mochte in dieſem Augenblick ſchwerlich irgend jemandem in der Welt reiner, befreiter und glückſeliger als Emanuel Quint zumute ſein.

In ſeinem Innern ſangen liebliche Engelſtimmen Worte von einer rührenden Kindlichkeit. Wie denn überhaupt ein ſpielendes Lächeln von einem ſüßen und knabenhaften Reiz um die Lippen des neuen Erlöſers ſpielte. Die Beulen der Stein-

würfe thronten an ſeiner Stirn und wurden von ihm nicht anders empfunden, als wie die brennenden Gottesmale einer himmliſchen Sanktion.

Auch ſeine eigene Kehle fing allmählich halblaut zu pſalmodieren an. Es war ihm, als wenn die Harfner harften. Es war, wie wenn dabei der feierlich ewige Atem der Gottheit leiſe rauſchend und ſegnend durch die Zweige der Fichten ging:

Jeſaia dem Propheten das geſchah,
daß er im Geiſt den Herren ſitzen ſah
auf einem hohen Thron mit hellem Glanz;
ſeines Kleides Saum den Chor füllet ganz.
Es ſtunden zween Seraphim bey ihm dran:
ſechs Flügel ſah er einen jeden han:
Mit zween verbargen ſie ihr Antlitz klar,
mit zween bedeckten ſie ihre Füße gar,
und mit den andern zween ſie flogen frey;
gegeneinander ruften ſie mit groß'm Geſchrey:
Heilig iſt Gott, der Herre Zebaoth!
Heilig iſt Gott, der Herre Zebaoth!
Heilig iſt Gott, der Herre Zebaoth!
Sein Ehr die ganze Welt erfüllet hat.
Von dem Geſchrei zittert Schwell und Balken gar;
das Haus auch ganz voll Rauch und Nebel war.

Als Emanuel die Worte dieſes lutheriſchen Sanktus ſo für ſich hin mit Zunge und Lippen artikulierte, treuherzig liebe Verschen, die eine entzückende Schalkhaftigkeit zu enthalten ſcheinen, ließ ihn ein Knacken in den Zweigen plötzlich aufmerken. Warum ſollte nicht ein und der andere Verfolger auf ſeinen Spuren ſein? Als er nun bald darauf ſchwere und eilige Schritte vernahm, wollte er dennoch von ſeiner ſeligen

Andacht nicht ablaſſen, bis eine tiefe und wohlbekannte Stimme nahe an ſeiner Seite erklang.

„Ich bin dir gefolgt," ſagte die Stimme zu Emanuel, der den Sprecher, Nathanael Schwarzen, ohne zu antworten, eine Weile gleichen Tritts mit ſich fortwandeln ließ. „Ich bin dir gefolgt, denn ich bin es dir ſchuldig! Und wo ich es dir nicht ſchuldig wäre, ſo doch Gott, der vielleicht deine Seele am jüngſten Tage von mir fordert." Kurz, Nathanael erneuerte, diesmal mit einer großen und innigen Dringlichkeit, den Verſuch, Quint auf den rechten Weg zurückzuleiten.

Niemals hatte er ein gleiches Entſetzen wie heute beim Bekenntnis des Narren zu beſtehen gehabt: daß er Jeſus Chriſtus der Heiland wäre. Sein Täufling ſchien ihm in dieſem Augenblick geradezu vom Geprаſſel eines ſataniſchen Feuerwerks umgeben, von Schwefel- und Phosphorflammen umleuchtet zu ſein. Als er nun ſo handgreiflich und augenſcheinlich erkennen mußte, wieweit es mit Quint gekommen war, wurde jede Faſer in ihm noch einmal zu einem letzten Verſuche der Rettung aufgerufen.

„Ich werde heute nicht von dir gehen," ſagte Nathanael, „bevor ich die Gewißheit erlangt habe, daß du deines entſetzlichen Frevels wegen zerknirſcht und reuig biſt. Denn ich halte dich nur für verirrt, nicht für wahnſinnig. Wenigſtens glaube ich, daß aller Wahnſinn ein Werk des Teufels iſt."

In ähnlichem Tone ging es fort.

Als aber hernach das erſte, wartende Schweigen kam, wollte der Narr noch immer nicht antworten.

Nathanaels Eifer ſteigerte ſich.

Er hielt Quint vor, wie er um ſeinetwillen und um der ruchbar gewordenen Taufe willen, die er an ihm vollzogen hätte, nicht mehr das alte Vertrauen in den Gemeinden ge-

winnen könne. So hatte ſich jener Lehrer, in deſſen Schule er Quinten zum erſten Male erblickt hatte, merkbar von ihm abgewandt. Er war mehrmals, wahrſcheinlich auf die Anregung gewiſſer Paſtoren hin, vor die Behörde gerufen und auch durch den Vorſtand der Brüdergemeinde zur Vorſicht ermahnt worden. Da er es geweſen ſei, der Emanuel der Surauer Dame empfohlen habe, ſo trage er nun auch vor ihr und eigentlich in der ganzen Gegend für das ſchreckliche Ärgernis, das durch Quinten entſtanden ſei, die Verantwortung. Herr von Kellwinkel habe ihm noch aus dem fahrenden Wagen laut zugeſchrien: daran iſt kein anderer als Sie ſchuld, Bruder Nathanael.

Kurz, der Apoſtel der ſogenannten Innern Miſſion, predigte, tobte, ja weinte vor Quint.

„Früher," ſagte er, „hat mir der Paſtor einer kleinen Gemeinde ſogar ſeine Kanzel eingeräumt, damit ich das Wort aus gläubigem Herzen verkünden konnte. Heute iſt den Lehrern faſt allen durch ihre Behörde bedeutet worden, mir nicht einmal mehr die kleinſte Schulſtube, um darin von Gott und dem Heiland zu reden, zur Verfügung zu ſtellen. Du haſt mich," ſagte er, „bei dem Surauer Fräulein unmöglich gemacht, durch das ich früher reiche Spenden zur Verbreitung des Reiches Gottes empfangen habe. Verſchloſſen haſt du mir außerdem die Tür im Hauſe der Heidebrands und die Schwelle der Schule meines alten, ſtets gütigen Freundes Krauſe, weil, zum Dank für genoſſene Saftfreundſchaft, die Köpfe und Herzen der wohlerzogenen Töchter dieſer gediegenen Chriſtenfamilien durch dich verführt und verwirrt worden ſind."

Da aber der Menſch ſich von den Stürmen ſeiner Tiefen mitunter erlöſt findet durch eine glückſelige Oberflächlichkeit oder aus einem anderen Grunde, konnte Emanuel in den Ernſt

des geängſtigten, ja faſt gequälten Bruders nicht einſtimmen. Noch immer ſpielte um ſeine Lippen und Naſenflügel das knabenhaft heitere Lächeln fort. Plötzlich hatte er, immer noch lächelnd, ſeinen Arm um Nathanaels Schultern gelegt: „Wir wollen dem Übel nicht widerſtreben," ſagte er, „Bruder Nathanael!" Dieſer gab Antwort: „Wenn du nicht dieſen Weg der entſetzlichſten Läſterung beſchritten hätteſt, ich könnte für dich durch Waſſer und Feuer gehn!" Quint ſagte dagegen: „Ich weiß nichts von Läſterung, Bruder Nathanael!" „Haſt du vergeſſen," fragte dieſer, „weshalb du eben beinahe geſteinigt worden biſt?" „Weil ich mich ganz als den bekannt habe," ſagte Quint, „der in mir iſt." „So ſage, damit ich mich ganz davon überzeugen kann, ob deine Verſtockung unrettbar iſt!" fuhr Nathanael fort, „ſage mir, ohne Zeugen, Auge in Auge, ob du nicht Emanuel Quint, der arme Siersdorfer Tiſchlersſohn, oder ſage mir überhaupt, wer du biſt!"

„Erſtlich der, der ich mit dir rede," verſetzte Emanuel und es wollte zunächſt auf keine Weiſe gelingen, ihn zu bewegen, näher auf ſeinen Meſſiaswahnſinn einzugehen.

Jetzt überholte die beiden ein offener Jagdwagen, in dem Kurt Simon zur Rechten des jungen Benjamin Slaſer ſaß. Die Jünglinge grüßten ſehr ehrerbietig. Quint winkte zum Danke leicht mit der Hand.

„Der Friede Gottes ſei mit uns allen! Amen!" ſagte dann Quint. „Wer Gott und den Frieden vorgibt zu lieben, der muß frei ſein von Menſchenfurcht! Was anderes iſt Menſchenfurcht, als Todesfurcht und Liebe zum Leben dieſer Welt? In dieſer Welt leben, heißt in Unfrieden leben und ſeinen Nächſten bekämpfen: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber ſage euch, daß wir unſeren Nächſten nicht bekämpfen, ſondern lieben ſollen, wie uns ſelbſt. Des Menſchen Sohn iſt

in eine Welt von Feinden mitten hineingeſtellt, aber darum wird er doch nicht zum Friedensbrecher werden. Eher wird er die Riegel des Todes zurückſchieben und durch die Pforte des Abgrundes treten. Des Menſchen Sohn hat den Tod überwunden. Was iſt die Welt, daß ich darin ſollte, Schritt um Schritt vordringend, durch Mord, Verrat und Betrug meines Nächſten, meines Bruders und meiner Schweſter, feſten Fuß faſſen? Liebe ich doch meine Schweſtern und meine Brüder mehr als die Welt! Ich bin nicht heimiſch und mag und will nicht heimiſch werden in dieſer Welt. Es ſei denn, daß Gott darin heimiſch würde. Gott aber iſt fremd in dieſer Welt! So muß wohl der Feind, der Feind, der Feind! und nur der Feind darin heimiſch ſein!

Weil aber der Feind unter meinen Brüdern und Schweſtern mächtig iſt, ſo ſind meine Brüder und Schweſtern im Göttlichen ohnmächtig. Ja ſogar der Sohn Gottes iſt ohnmächtig, der in dem Menſchenſohn herabgeſtiegen iſt! Noch immer muß der Sohn des Vaters, muß der Geſalbte, der Friedensbringer unter den Menſchen vereinzelt, verſteckt, verfolgt, verachtet, verflucht und endlich Henkern und Henkersknechten überantwortet ſein. Denn ſiehe, das iſt es: zu oberſt über allen Werken der Menſchen, wie ſie der Feind ihnen eingibt zu verrichten, ſteht der Henkersknecht! Zuoberſt auf den Paläſten ihrer Könige, auf den Dächern ihrer Gerichtsgebäude, auf den Türmen ihrer Kirchen ſteht der Henkersknecht! Oder was wäre denn Obrigkeit ohne Strafe, Kerker und Henker?

Dieſe Welt hat der Feind gemacht! Allein das Reich, deſſen Bürger ich, des Menſchen Sohn, des Gottes Sohn, der Geſalbte bin, hat Gott gemacht! Das Geheimnis des Reiches aber iſt der Friede! Ich ſage dir, Bruder Nathanael, daß nichts anderes als der Friede Gottes der Schatz im Acker,

das Licht unterm Scheffel, die Perle des Kaufmanns ist. Ich bin der Mann, der alles verkaufte und hinging, diesen Schatz zu gewinnen. Ich besitze ihn nun, Bruder Nathanael.

Das aber wisse, daß die Welt noch immer der Scheffel überm Lichte ist. Wer wäre des Menschensohnes Bruder und Schwester, wer wäre des Menschensohnes Nächster, wenn nicht der Mensch! Aber noch immer verfolgen seine Nächsten den Menschensohn, ohne zu wissen, was sie tun! Dagegen, sieh um dich, wem sie Altäre errichten? Wem bringen sie täglich, stündlich blutige Hekatomben ihrer Kinder, Weiber und Brüder zum Opfer dar? Es ist der Feind, der seine winselnden Beter und Knechte zum Lohne Tag und Nacht mit glühenden Ruten peitscht! Aus seinem Maule geht Haß, Neid, Wut und Gier. Die schlüpfrige Wolluſt ist sein Kissen! Ein Gebirge von rasselnden Ketten ist sein Thron! Sein Rachen ist mit Hauern geziert! Sein Blick ist Mord! Sein Atem ist Zwang, Furcht und Grauen sind seine Fäuste! Jeder Laut seiner Kehle ist zehnfacher Fluch, wofür meine Brüder und Schwestern ihn segnen.

Ihr könnt nicht zugleich Gott dienen und dem Feind. Ihr könnt nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen. Deshalb dienet ihr dem Feind, dem Mammon und nicht Gott! Ich aber, der ich, ein Menschensohn, zum Sohne Gottes erhoben bin, diene nicht dem Feind, nicht dem Mammon, sondern nur Gott! Des Menschen Sohn muß aber viel leiden und überantwortet werden seinen Peinigern! Denn siehe, ich gehe den schmalen Weg, den versteckten Weg, den vereinzelten Weg, den von allen gemiedenen Weg und durch die vereinzelte enge Tür, durch die man zum Reiche Gottes eingeht! Du aber gehest den breiten und bequemen Weg über alle die breiten Plätze und Straßen, die der Feind geebnet, durch alle die tausend Tore, die der Feind geöffnet hat! Wahrlich du bist

des Feindes Knecht und alſo biſt du der Sünde Knecht! Und biſt in ſeinen Kerkern gebunden, dieweil die Welt nichts Beſſeres als ein ungeheures Gefängnis des Feindes iſt. Mein aber, Nathanael, iſt der Weg und das Ziel des Gottesſohns und die herrliche Freiheit der Kinder Gottes."

Bei dieſen Worten waren die Wanderer an ein kleines, mitten im Walde gelegenes Forſthaus gelangt, vor deſſen Tür ſie durch Kurt Simon und Benjamin Slaſer begrüßt und gleichſam empfangen wurden. Die Haltung und Rede Emanuels hatte auf den Wanderapoſtel einen ſinnverwirrenden Eindruck gemacht. Er ſpürte genau, wie er noch immer bei näherem Umgang dem Banne Emanuel Quints nicht ſtandhalten konnte, dieſe ſeltſamen Folgerungen und Schlüſſe ſpannen ſich wie metallene Fäden einer gefährlichen Spinne um ihn herum, die ſein eigenes Denken erdroſſeln wollten.

Benjamin Slaſer, deſſen Äußeres den Juden erkennen ließ, trat an Quinten heran und fragte, die zarte Röte einer faſt mädchenhaften Schüchternheit im Geſicht, ob er ſich ſeiner noch erinnere. Man vergaß nicht leicht dieſes ſchmale, hübſche Geſicht, das mit ſeinem runden Kinn, ſeinen großen Augen und ſeiner zarten Haut eine beinahe mädchenhafte Schönheit hatte. Emanuel, der den Jüngling im Hauſe ſeines Vaters Salo Slaſer, des Großgrundbeſitzers, kennen gelernt hatte, jenes einzige Mal, wo er in Begleitung des Lehrers Krauſe dort eingeladen geweſen war — Emanuel alſo erinnerte ſich! worauf der junge Slaſer ſich mit der zweiten Frage hervorwagte: nämlich, ob er ihm die Ehre geben wolle, jetzt, zu Mittag, in der Förſterei ſein Gaſt zu ſein.

Quint war ohne weiteres einverſtanden und reichte erſt Herrn Slaſer und dann Kurt Simon die Hand.

Natürlich war die Behauptung Quintos, daß er Chriſtus wäre, auch auf Kurt Simon nicht ohne Wirkung geblieben. Sie hatte in ihm, wie in allen übrigen, Schreck und überdies noch Bedauern, Beſorgnis und Mitleid erregt. Zugleich aber war ihm jene eigentümlich betäubende Kraft wiederum bemerklich geworden, von der er ſich bei ſeinem erſten Sange mit Nathanael Schwarz und Quint vor nun beinahe einem Jahre durch eine Art Flucht gerettet hatte.

Er hatte Benjamin Slaſer getroffen, der von der Strafpredigt Quintens, von ihrem Beſchluß ergriffen, von dem Märtyrertum des Narren zum Mitleid erregt, von dem rohen Verhalten der Menge empört worden war. Beide Jünglinge, Kurt und Benjamin, waren überdies von dem ungewohnten, in ſeinen Urſachen ihnen dunklen Ereignis gepackt, mit fortgeriſſen und in einen Zuſtand außergewöhnlicher Art gehoben worden. Als ſie den Narren davongehen ſahen, ſonderten ſie ſich von der Menge ab, nachdem ſie noch einige heftige Wortwechſel mit anderen jungen Leuten, beſonders aber mit Doktor Beleites, gehabt hatten, und fuhren gemeinſam auf einem Umweg — trotz ſeiner Tollheit leidenſchaftlich für Emanuel und ſein Genie, wie ſie ſagten, inflammiert! — mit begeiſtert klopfenden Herzen dem Narren nach.

Nun, wo ſie ihm gegenüber ſtanden, ſetzte ſie doch das Bewußtſein, es mit einem Manne zu tun zu haben, deſſen Geiſt zum mindeſten eine morbide Stelle beſaß, in Verlegenheit. Ohne es recht zu wollen, wechſelten ſie mit dem plumpen und bärtigen Menſchen in Schlapphut und Düffelpaletot, der neben ihm ging, und in dem Kurt Nathanael Schwarz erkannte heimlich forſchende Blicke der Verſtändigung.

Ihre Sorge indeſſen, daß die Verrücktheit Quintos ſich womöglich noch weiter geſteigert hätte, zerſtreute ſich angeſichts

der gänzlich unbefangenen Heiterkeit, die im Weſen des Narren zutage trat. Er lockte die Tauben, er ſtreichelte mehrere wedelnde Dachshunde und einen ruppigen, ſtichelhaarigen Hühnerhund, der, durch die Güte des neuen Saftes ermutigt, auf die Hinterbeine geſtellt, ſich gähnend und wedelnd an ihm aufrichtete. Die jungen Menſchen bewunderten Quint, weil er ſich mutig in Gegenſatz zur geſamten Welt zu ſtellen getraute, einer Welt, die überall im Gegenſatz auch zu ihren Naturen ſtand. Ihre Seelen waren erfüllt von einer gut Schilleriſchen, gegenſtandsloſen Begeiſterung: oder wenigſtens wird man nicht zugeben wollen, daß ihre Schwärmerei für ſoziale Gerechtigkeit, geiſtigen Fortſchritt und geiſtige Freiheit bei wütendem Haß gegen Unterdrückung, Kirchen-, Schul-, und Staatstyrannei, ſich auf die rechten Gegenſtände bezogen hätte.

Nach einiger Zeit ſaßen die jungen Leute mit Quint und Nathanael Schwarz, der ſich hatte zum Bleiben bewegen laſſen, in einem langen und niedrigen Dachzimmer, durch deſſen beide Fenſter der Wald hereinrauſchte. Forſt und Forſthaus gehörten zum Glaſerſchen Grundbeſitz und es war vorgeſorgt, daß der alte Glaſer, ſowie ſein Sohn, auch ein Jagdgaſt, gelegentlich Quartier und Verpflegung finden konnten.

Die Mittagsſonne ſchien durch das Fenſter der Frontſpitze über einen mit ſauberen Linnen gedeckten Tiſch, auf den der behagliche Förſter ſelbſt die dampfende Suppenterrine geſtellt hatte, wie er denn überhaupt, nach alter patriarchaliſcher Sitte, eigenhändig den Wein dem für die Glaſers reſervierten Keller entnahm, entkorkte und nicht ohne Humor in die Gläſer goß. Es bediente außer ihm eine Magd, die es aber dem Alten nur ſelten recht machte.

„Wo werden Sie ſich jetzt hinwenden?" fragte möglichſt harmlos der junge Glaſer Emanuel Quint. Jener, der mit

Gelaſſenheit ſeine Suppe gelöffelt hatte, meinte, er wolle jetzt nach der Hauptſtadt der Provinz, nach Breslau, gehen. Kurt Simon kannte die Abſicht Quints, aber ohne je zu erfahren, was Emanuels Zweck in Breslau ſein mochte. In Wirklichkeit hatte Emanuel einen Brief von den Brüdern Haſſenpflug, der ihn an Freunde in Breslau wies.

Es iſt ein ſeltſamer Vorgang, wenn eine neue Generation die Fäden ihrer Geiſtesgemeinſchaft über die Erde ſpinnt. Junge Leute, die ihre Aufgabe, einen beſonderen Lebensberuf zu finden, noch nicht erfüllt haben, fühlen den allgemeinſten Beruf, die alte verrottete Welt zu verjüngen, fühlen die ungeheure Aufgabe umfaſſendſter Reformation und Revolution einer Menſchengeſellſchaft, die ihrer Anſicht nach bis zum Augenblick ihres Erſcheinens — nämlich der neuen Generation! — Jahrtauſende und Jahrtauſende lang auf falſchem Wege geweſen iſt.

„Was wollen Sie denn in Breslau, Emanuel?" fragte, Suppentropfen am Bart, der Herrnhuter. Man ſah ſeinen bleichen Mienen an: jeder neue Schritt, jede neue Abſicht Quints war für ihn eine Urſache neuer peinlicher Unruhe.

Die Magd und der Förſter traten herein, wodurch die mit Spannung erwartete Antwort verſchoben wurde. „Da, ſehen Sie," ſagte der Förſter zu Benjamin, „hat meine Alte Ihnen nicht eine Schüſſel für einen König zurecht gemacht?" Es war eine dampfende Platte gekochter Forellen, von jenen, wie ſie der Förſter, der auch Fiſchmeiſter war, in einem beſtimmten Bache des Forſtes fing. Übrigens kannte der Forſtmann Quint und hatte den Sohn ſeines Herrn bereits lachend danach gefragt, wo der Narr ſeine Beulen herhabe.

Es herrſchte von jetzt an während des Mahles eine harmloſe, etwas nachdenkliche Heiterkeit. Ein kurzes, ernſtes Frage-

und Antwortſpiel entſtand eigentlich nur, als Emanuel von einem Gericht junger Tauben nicht eſſen wollte. Er ſagte, es widerſtreite ihm, obgleich das Gegenteil jedem freiſtehe, von einem Vogel zu eſſen, der Noah den erſten Ölzweig des Friedens gebracht habe und außerdem Symbol des heiligen Geiſtes ſei.

Nachdem Äpfel und Käſe gebracht worden waren, fing Benjamin an, aus ſeinem aufgewühlten und wißbegierigen Inneren alle jene fragenden, ſuchenden kleinen Geiſter zu befreien, die ihn beunruhigten. „Sagen Sie mir," begann er, „verehrter Herr Emanuel Quint, wie ſoll man handeln, um in Ihrem Sinne vollkommen zu ſein?" Quint gab zurück: „Tut Gottes Werke!" „Wie kann ich, ein Menſch," ſagte Benjamin, „Gottes Werke tun"? „Dadurch, daß du vollkommen wirſt wie Gott!" „Vollkommen werden wie Gott," ſagte Benjamin, „das hieße ja doch nichts Geringeres, als aus einem Menſchen zum Gotte werden!?" „Und nichts Geringeres," erwiderte Quint, „iſt der Beruf des Menſchenſohns."

Jetzt verbreitete ſich jene eigentümliche Stimmung geſpannter und myſteriöſer Art, die immer eintritt, wenn man erwartet, ein von der Hand des Verhängniſſes geſtreifter Menſch werde den ungereimten Wahn ſeines Innern aufdecken. Ein ſolcher Wahn, der etwas abſolut Unbegreifliches hat, beſitzt außerdem eine geradezu majeſtätiſche Unantaſtbarkeit. Er iſt unbeirrbar und wunderbar, weshalb er denn auch auf naive Gemüter und Völker immer von ſtärkſtem Eindruck geweſen iſt. Man weiß, daß Schwachſinn und Wahnſinn nicht nur bei den Indianerſtämmen von Nordamerika als göttlich verehrt werden.

„Jawohl, es war der Beruf des Menſchenſohns," mit dieſen Worten wandte ſich Nathanael Schwarz an Benjamin, „des

Menſchenſohns, der für uns am Kreuze geſtorben iſt, der Blinde ſehend, Ausſätzige rein und den armen Lazarus, der drei Tage im Grabe gelegen hatte, durch ein Wort ſeines Mundes lebendig machte. Es war Jeſus, der Jairi Töchterlein und den Jüngling zu Nain, die geſtorben waren, mit dem allmächtigen Hauch ſeines Mundes ins Leben rief, trockenen Fußes über das Waſſer des Meeres ging und lebendig vor aller Augen zu ſeinem himmliſchen Vater entrückt wurde. Dieſer war es, der vollkommen war wie Gott und der an ſeine Jünger die Frage richtete: Könnet ihr meine Werke tun?"

Dagegen ſagte Emanuel Quint, mit einem ſilbernen Teelöffel nachdenklich auf den Tiſch pochend:

„Wer einen Menſchen vom leiblichen Tode erweckt, was tut er dem? Er ſchenkt ihm den zweiten Tod! Wer auf dem Meere zu gehen begehrt, der weiß nicht, wie der Geiſt Gottes über und in den Waſſern, in und über den Himmeln ſchwebt! Wüßtet ihr, was ich weiß, ihr bedürftet des Glaubens nicht. Aber da euch zu wiſſen nicht gegeben iſt, ſo ſage ich euch: der da leiblich blind iſt, kann dennoch mehr ſehen und wiſſen als ihr und wenn ihr auch leiblich ſehet, könnt ihr doch geiſtlich in Blindheit gebunden ſein. Selig ſind, die da nicht mit leiblichen Augen Leibliches ſehen und, wenn ſie ſchon nicht wiſſen, doch glauben!"

„Und was iſt es," fragte Benjamin, „was wir nach Ihrer Anſicht glauben ſollen, Herr Emanuel?"

„Habe ich je um eine Seele geworben, um die Gott nicht warb?" erhielt er zur Antwort.

Der Narr fuhr fort:

„Wahrlich, wenn ihr Glauben habt als ein Senfkorn, könnet ihr Berge verſetzen, wenn ihr aber das Wiſſen habt, wie ich,

ſo tut es nicht not zu irgendeinem Berge zu ſagen: hebe dich weg und wirf dich ins Meer."

Kurt Simon warf ein:

„Was ſind die Werke, die wir nun tun ſollen?"

„Haltet die Gebote!" ſprach Quint.

Die jungen Leute, die enttäuſcht waren, behaupteten, daß ihnen viele Menſchen bekannt wären, die im allgemeinen nicht gegen die zehn Gebote ſündigten und dennoch nichts weniger als vollkommen ſeien. „Nun, ſo weiß ich euch nichts zu ſagen, die ihr nach der Vollkommenheit hungrig und durſtig ſeid," gab Quint zurück, „als: folget mir nach."

Nathanael Schwarz, der im Grund entrüſtet, und, in Angſt um die Seelen der jungen Leute, losſchlagen wollte, bezähmte ſich. Doch machte er viele heimliche Zeichen hinüber zu Kurt und Benjamin, womit er den Eindruck des Narren entwurzeln wollte.

Kurt Simon ſagte: „Wenn wir Ihnen nun wirklich nachfolgen wollten, Emanuel, was hätten wir dann zunächſt wohl zu tun?" Der Gefragte ließ eine Bibel herbeibringen, öffnete ſie und legte den Finger auf jene Stelle der Apoſtelgeſchichte St. Lucae — es iſt ihr Beginn — die alſo lautet: „Die erſte Rede habe ich zwar getan, lieber Theophile, von allem dem, das Jeſus anfing, beides: zu tun und zu lehren". — Dann ſagte er: „Es hilft nichts zu lehren was man nicht tut, deshalb ſollt ihr tun, was ich lehre, wie ich tun werde, was ich gelehrt habe! Oder habt ihr vergeſſen, wie geſchrieben iſt: ihr ſollt ſie an ihren Früchten erkennen? Wer meine Rede höret und tut ſie nicht, der hat ſeine Hütte aus Flugſand errichtet! Wer ſie dagegen tut, der baut auf Stein, der baut auf den Grund und Eckſtein, den die Bauleute verworfen haben und ſein Baugeld iſt der Schatz, der im Acker gefunden worden iſt. Wer mir folgen will, tue meine Werke!"

Der Förſter, der hinter Emanuel ſtand, war verdutzt und begann zu Benjamin Glaſer hinüber Grimaſſen zu ſchneiden. Er kratzte den Kopf, ſpitzte den Mund, riß die Augen auf, um anzudeuten, der Vorfall komme ihm im alleräußerſten Grade bedenklich vor. Übrigens kannte er die Exzentrizitäten ſeines jungen Herrn, der keine Geſchwiſter und einen verwitweten Vater hatte, und wußte, daß der Alte ſeinem zärtlich geliebten Sohne, den er zugleich bewunderte, völlige Freiheit ließ.

Es ſchien indeſſen, als wenn Benjamin das Gebaren des Förſters gar nicht bemerkt hätte. Er ſagte, die langen und bleichen Hände voll zarten Geäders übereinander aufs Knie gelegt: „Ihre Lehre war, wie mir ſchien, die der Selbſtloſigkeit. Sie meinen, daß Selbſtſucht die Mutter aller irdiſchen Übel iſt. Andere behaupten das Gegenteil, nämlich Selbſtſucht ſei die Mutter jeden irdiſchen Fortſchrittes. Unſer Deutſches Reich erlebt im Augenblick infolge eines blutigen Krieges, der immer ſelbſtſüchtig iſt, einen großen Aufſchwung auf allen Gebieten. Sein Wohlſtand mehrt ſich. Das Land wird reich. Unſere Kaufleute treten unter die mächtigſten. Überhaupt: dem Kaufmann gehört die Welt. Der Kaufmann hat den Verkehr geſtaltet. Im Austauſch der Waren iſt die Welt zu einer gewaltigen Einheit geworden, wie nie zuvor. Könnte nun aber ein Kaufmann ſein ohne Eigentum? ohne Gewiſſenhaftigkeit in bezug auf das Eigentum? Würde das ganze Erwerbsleben unſerer Tage nicht zuſammenbrechen ohne Gewiſſenhaftigkeit in bezug auf das Eigentum? oder wenn wir Diebſtahl, Mord, Betrug unbeſtraft laſſen wollten?"

Quint ſprach:

„Es war ein reicher Mann, der über alle Reichen hoch erhaben iſt, der hatte einen Haushalter; der ward vor ihm berüchtigt, als hätte er ihm ſeine Güter umgebracht. Und er

ſprach zu ihm: Tue Rechnung. Der Haushalter gab Antwort: Ich bin bei einem geweſen, der war dein Schuldner, dem hatte ich dein irdiſches Gut dargeliehen, fünfzigtauſend Taler und mehr. Er konnte es nicht zurückgeben. Ich erließ es ihm. Ein anderer war dir hundert Tonnen Öl ſchuldig. Ich zerriß ſeinen Schuldbrief und ſo fort. — Der Herr aber lobte den ungerechten Haushalter!

Wer es faſſen mag, faſſe es!" fügte Quint ſeiner Rede hinzu.

Man hörte jetzt Stimmen vor dem Haus. Die Jagdhunde hatten ſchon eine geraume Weile angeſchlagen. Eine Anzahl Menſchen mit groben Stiefeln traten, wie man deutlich hören konnte, in den mit Ziegeln gepflaſterten Hausflur ein. Mit einem Ausruf: „Nun, was iſt das?" horchte der Förſter befremdet auf und ging dann ſogleich in den Hausflur hinunter. Alle lauſchten. Emanuel aber, der mit dem Antlitz gegen die Tür gerichtet ſaß und eben noch in freier, unbefangener, beinahe heiterer Weiſe geſprochen hatte, zitterte leicht und entfärbte ſich.

Was nun geſchah, glich nach den Berichten, die ſpäter durch Benjamin Glaſer und Kurt Simon erteilt wurden, einem Überfall. Ächzend, mit haſtig ausgeſtoßenen Worten, unter Getrampel und Geſtampf, dem die Treppe kaum ſtand zu halten ſchien, unter Gequietſch des von harten Fäuſten gepackten Treppengeländers, kam irgendeine Rotte Menſchen heraufgeſtürmt, ſo zwar, daß Nathanael Schwarz im gleichen Augenblicke mit den beiden Jünglingen blitzſchnell vom Stuhle ſprang. Nathanael hatte den Stuhl umgeworfen. Er dachte nicht anders und ebenſo dachten Kurt Simon und Benjamin, es möchte ein wütender Pöbel ſein, der Emanuel auf den Ferſen war

und in beſtialiſcher Raſerei ſich vorgeſetzt hatte, die begonnene Lynchjuſtiz zu vollenden.

Emanuel ſagte zwar: „Fürchtet euch nicht!" denn er hatte erkannt, wie es allerdings wohl Verfolger, aber nicht im Sinne derer waren, die ihn ſteinigen wollten. Allein es ſchien doch, obgleich er ſitzen geblieben und äußerlich ruhig war, als trete ein Grauen in ſeinen Blick. Die Tür ging auf und es glotzte eine gedrängte Menge wildzerzauſter, ſtruppiger Köpfe herein, verzehrte, vom Laufen gedunſene Geſichter und es war wie ein Machtwort, oder war es der Blick des Narren? — das, einem magiſchen Banne gleich, ſie nicht über die Schwelle treten ließ.

Dieſe Eindringlinge hatten Emanuel und jener ſie feſt ins Auge gefaßt. Natürlich wußte der Narr, wer ſie waren und daß in ihnen — den Talbrüdern nämlich! — ſein Schickſal mit allem Wohl und Wehe beſchloſſen lag. Er wußte das — und die Sinne entſchwanden ihm. Er ſchlug mit dem Kopf auf den Tiſch und ward ohnmächtig.

Es waren aber nur acht Talbrüder beieinander geblieben und hatten die Spur des Toren und endlich ihn ſelber aufgefunden.

Quintens Rede, die unvermutete Wirkung, die ſie auf die Menge ausübte, und beſonders der Steinhagel am Schluß, von dem auch ſie als die Nächſtſtehenden teilweiſe mitbetroffen worden waren, hatten ſie aus der Faſſung gebracht. Der in jedem Menſchen verborgene Fuchsinſtinkt hatte alsbald einem jeden von ihnen eingegeben, ſich unter der Menge zu verbergen. Sie ſelber wußten, wie oft ſie auch dort noch von Leuten, die ihnen bekannt waren, als Genoſſen des Gottesläſterers angerufen wurden und wieviele Male ſie ſeinen Umgang verleugnet hatten.

Schlotternd vor Angſt hatte ſich die verſprengte kleine Herde dennoch nach und nach in einer entlegenen Ziegelei zuſammengefunden, in der, da es Sonntag war, nicht gearbeitet wurde. Schon bevor ſie Quinten aus der Gärtnerei abgeholt hatten, diente ihnen die gleiche Lehmgrube, die von vielen Krähen umſchwärmt wurde, als Verſammlungsort.

Als erſte trafen ſich hier der böhmiſche Joſef und die Brüder Scharf: auch dieſe noch von Entſetzen ergriffen. Es war, als hätte ſie jemand aus langem Traum ſoeben mit harter Fauſt in die Wirklichkeit aufgeweckt. Der böhmiſche Joſef, der übrigens durch einen Trupp junger Burſchen ſeiner Häßlichkeit wegen beſonders verfolgt worden war — ſie hatten ihm Steine nachgeworfen, ihm Hund, Satan, Teufel, Gottſeibeiuns, Lucifer und dergleichen nachgeſchrien! — ſchien dennoch voll bei Beſinnung zu ſein.

Aber er wollte von Quint nichts mehr wiſſen.

Seine Bemerkungen über ihn ſtrotzten plötzlich von einem zurückgedrängten Ärger und troffen von dem Gifte der Bosheftigkeit. Er hörte nicht auf und reizte mit galligen Redensarten die ſchlotternden Brüder Scharf, bis ſie mit Heftigkeit auf ihn losfuhren und dadurch etwas von ihrer verlorenen Haltung wiedergewannen.

Auch nachdem ſich der Weber Schubert, vom Laufen erhitzt und dennoch bleich vor Entſetzen, und ſpäter John, der Schmied, hinzugefunden hatten, der noch immer unter dem Druck der Ereigniſſe ſprachlos war, fuhr das kleine böhmiſche Scheuſal mit dem Pudelgeſicht fort, Emanuel zu verläſtern: er habe niemals an ihn geglaubt und immer gewußt, daß er ein Maulmacher und Betrüger wäre. Das Schlimmſte von allem, was er vorbrachte, war aber ein höchſt gemeiner Verdacht, der ſich auf jene Nacht bezog, in der er in Quintens

Zimmer gedrungen war und Ruth Heidebrand bei ihm getroffen hatte.

Weber Zumpt, der mit seiner aufs ärgste ernüchterten Frau erschien, erlitt von dieser die schwersten Vorwürfe. Sie weinte, sie schrie, sie beschwor ihn nach Hause zurück. Er wolle die Kinder verhungern, den Webstuhl verfallen, das bißchen Acker, das sie besäßen, wüst liegen lassen. Die Kuh sei fort. Es fehle an Dünger, fehle an Saat. Die einzige Ziege sei übrig geblieben. Sie griff dann den Talmüller Straube und seine geheimen Praktiken an, mit einer Stimme, die überschnappte in Raserei, und mit Bewegungen beider Arme, durch die besonders die Scharfs bedroht wurden. Diese sah sie mit Recht als die Urheber des, wie sie sagte, ganzen verfluchten Handels an.

„Ihr Dummköpfe," rief sie, „ihr seid die Betrogenen, und der Talmüller hat seinen Schnitt gemacht."

Es lag am Tage, was das Weib in ihrer Verzweiflung herausheulte, entsprach der Wirklichkeit. Ein gut Teil von dem, was die anderen in die kommunistische Kasse zusammengekratzt und oft mit großen Opfern erlegt hatten, fand in der Tasche des schlauen Müllers Unterschlupf.

Als der Hufschmied John seine verlorene Sprache wiederfand, waren dies seine ersten Worte: „Ich werde den Müller Straube totschlagen".

Geraume Weile tobte der Streit der Brüder mit Heftigkeit.

Plötzlich aber, nachdem sich Zweifel und Kleinmütigkeit, wie am Ende eines besiegelten Fehlschlags, eines Vernichtungsschlags aller Hoffnungen, fast ganz der Köpfe bemächtigt hatten, fühlte der Schneider Schwabe einen erneuten Bekenntnisdrang. Mit einer Kraft der Überzeugung, die auf alle, sogar den böhmischen Josef, einen gewaltigen Eindruck machte, trat der kleine

bucklige Mann mit erhobenen Schwurfingern vor ſie hin und ſagte: „Schlagt mich tot, aber ich glaube, ich glaube an ihn!"

Durch dieſe Erklärung wurde der Panik Halt geboten. Man zeigte ſich über Erwarten bereit, den Gründen des eifrigen Schneiders Gehör zu ſchenken. Den Scharfs beſonders ſchien damit eine große Laſt von der Seele genommen zu ſein. Nicht lange, ſo fingen die Männer an, ſich gegenſeitig der Feigheit, ja des Verrats, zu beſchuldigen. „Warum ſind wir geflohen?" ſagte Schmied John. „Aus keinem anderen Grunde, als weil wir feige und nichtswürdig ſind." Vergeblich verſuchten der böhmiſche Joſef mit höhniſchen Einwürfen und die Frau des Webers Zumpt gegen dieſe veränderte Strömung anzukommen. Beſonders die Frau, deren Bruder ja der arme, von Fanatismus und Nachtwachen bleiche und ausgemergelte Schneider war, ward durch ſein Zeugnis in eine hilfloſe Lage gebracht. Sie warf ihm vor, wie kein anderer als er es geweſen wäre, der ihr die Brüder Scharf über den Hals geſchleppt und ſie dadurch in die Sache des Betrügers Quint verwickelt hätte. Der Bruder ſchrie: „Halt dein Maul, Weib! läſtere nicht! verſündige dich nicht! verwirke nicht deine arme Seele!" „Ihr ſeid ja ſo dumm und dümmer als Hornvieh," rief das zur Verzweiflung gebrachte, entſetzte Weib; „ihr ſeid nicht bloß dumm, ihr ſeid ja wahnwitzig!" Schmied John aber rief: „Jawohl, es iſt der Wahnſinn des Herrn! der Wahnſinn des Heilands! der Wahnſinn des Kreuzes! und der Wahnſinn des Gottesreichs!" Das Weib erwiderte: „Komm du noch einmal in mein Haus, Schmied John, und halte deine labbrîche, wabblige Betſtunde ab! Du kriegſt Teller, Eimer, Töpfe und Kochlöffel um den Kopf und ich bring dich beim Amtsvorſteher zur Anzeige."

Dibiez meinte, daß ihm bei dem Geſtändnis Quints, daß

er Jeſus wäre, ein Schauer über den Körper wie von einem eiskalten Winde gekommen ſei. Er fragte, im Reden ſich ſelbſt immer mehr erhitzend, ob denn keiner der Brüder das Zucken, Leuchten und Strömen von Licht um Emanuels Haupt erblickt habe, als das furchtbare Wort, auf das der Steinhagel folgte, ſeinen Lippen entglitten ſei.

Im Handumdrehen gewann ſo jeder der Brüder wieder die alte Wichtigkeit. Ihre Erſtarrung löſte ſich. Ihr Inneres geriet in das ihnen, wie irgendein Narkotikum, zum Lebenselemente gewordene Dunſtgewölk ihres Wahnes hinein. Es geriet in die alten, wilden Bewegungen. Was noch eben gefroren war, taute zu einem reichen, breiten, reißenden Strome auf, auf dem ſie mit klingendem Spiel dahinfuhren, wie ſie meinten nach dem Eden der ewigen Seligkeit, aber ohne Stromſchnellen, Waſſerſtürze und verborgene Klippen zu berückſichtigen.

In den Brüdern Scharf allein war eine rührende, ſtarke Liebe zu Quint, die jeder guten und beſſeren Sache würdig ſchien. Dieſe Liebe war wiederum aufgebrochen. Sie ſchlugen an ihre Bruſt, dieweil ſie ſo ſchmählich geflohen waren, und erklärten laut, daß ſie entweder wieder zu Gnaden angenommen würden von Emanuel Quint, oder ſie wollten ihr Leben lang Treber freſſen.

So hatte der alte, enge Wahn, der die Männer beherrſchte, eine gegen früher verſtärkte Herrſchaft erlangt.

Nur der böhmiſche Joſef blieb feſt und bockbeinig.

Krezig, der Handelsmann, deſſen langes Schweigen die unheildrohende Bläſſe innerer Wut kennzeichnete, ſprang ihn aber plötzlich mit geballten Fäuſten und dieſen raſenden Worten an:

„Ich ſage dir, Joſef, daß du lügſt. Wenn es ſo wäre, wie du ſagſt, glaubſt du, daß das ſo einfach ablaufen könnte?“ —

Was er nun ſagte, glaubte er, ja glaubten alle, obgleich es der Wahrheit, wie man erkennen wird, nicht entſprach: „Er iſt in unſere Häuſer gekommen! er hat uns beredet! er hat uns verlockt! er hat ſich als Wundertäter ausgeſpielt! euch hat er verführt!" — er meinte die Scharfs — „er hat euch keine Ruhe gelaſſen, bis ihr alles, was ihr beſeſſen, zu Geld gemacht, Hof, Haus und Arbeit verlaſſen habt! Er hat nicht gelogen, ſage ich dir! Hätte er das, dann: wehe! wehe!"

Und der Wütende machte eine Bewegung, die über das Ziel ſeiner Rachſucht, falls er wirklich getäuſcht ſein ſollte, und über die Gründlichkeit ſeiner Rache keinen Zweifel mehr aufkommen ließ.

Nun hatte ſich noch zuguterletzt mit verſchwollenen Augen und ſtierem Blick die Katzmarek zu den Brüdern gefunden. Die verrückte Magd fing nun, vollkommen furchtlos, die ganze Geſellſchaft wegen ihrer Altweiberfeigheit abzukanzeln an. Aber was ſie vorher und nachher tat, war noch mehr geeignet, die Schuldbewußten zu beängſtigen. Auf langen Regalen waren friſchgeſtrichene Ziegeln zum Trocknen geſtellt. Dieſe Regale lief ſie entlang, kehrte knapp um, wenn ſie das Ende erreicht hatte und kam mit dem gleichen Schritt und dem gleichen zur Erde gerichteten, ſtieren Blick zurück, beinahe in den gleichen Fußſtapfen, wo ſie dann wiederum Kehrt machte, an das andere Ende gelangt, um immer den gleichen Weg zu gehen. Dabei ſtieß ſie jedesmal nach drei, vier Schritten die Worte hervor: „Wir ſind verflucht! verflucht! verflucht!"

Kurz, die ſieben Männer hatten ſich, nachdem ſie zuvor verhängnisvollerweiſe den böhmiſchen Joſef in aller Form aus ihrem Kreiſe geſtoßen hatten, zerknirſcht und reuig wiederum auf Emanuels Spur gemacht.

Einundzwanzigstes Kapitel

Es ist schwer zu sagen, warum der Meister dieser sieben Jünger bei ihrem Erscheinen in Ohnmacht fiel. Nehmen wir an, es sei aus Ursache großer und widerstreitender Erregungen und aus Übermüdung geschehen. Jedenfalls dauerte Quintens Bewußtlosigkeit beinahe eine Viertelstunde lang. Bevor noch Kurt und der junge Benjamin den Vorfall richtig begreifen konnten, hatten sich die neuen Ankömmlinge um Quintens Stuhl auf die Knie geworfen und hatten mit ächzenden Lauten, ja weinend, ihm Hände und Knie geküßt. Dann bemerkten sie, daß er bewußtlos war. Und nun hoben sie ihn, so leicht wie ein Kind, vom Tisch, um ihn, unter einem tiefen Schweigen des Grauens, auf einem langen, geblümten, altväterischen Sofa an der Schmalwand des Zimmers auszustrecken.

Es genügt nicht zu sagen, daß jeder der Männer in diesem Augenblick einem Vater glich, der sein einziges Kind zu verlieren fürchtet. Das Verhalten des einzelnen unter ihnen ähnelte in Bestürzung und törichter Ratlosigkeit vielmehr dem Betragen einer Mutter, die das Kind ihres Herzens im Leben zurückhalten will, das sie in den unerbittlichen Händen des Todes sieht.

Als Emanuel, dem Benjamin Glaser die Schläfen, die noch blutrünstig waren, mit kölnischem Wasser gerieben und dem der Förster, die herzugelaufene Försterin und die Magd nasse Kompressen auf die Brust gelegt hatten ... als Emanuel

wieder erwachte, ſchien er im Geiſt noch fern von jener Umgebung zu ſein, in der er ſich nach der Wahrheit befand. Seine Augen waren nach oben gerichtet, und auf ſeinem Geſicht lag der Widerſchein des Erlebens einer fremden und tiefen Glückſeligkeit.

So lieblich war dieſer Ausdruck des Glücks und das kindliche Lächeln um Quintens Lippen, daß alle, die um ihn ſtanden, es ſehen mußten und jeden, bis herunter zur Magd, eine tiefe Rührung ergriff.

Endlich ſchien der Bekenner Emanuel wenigſtens teilweiſe wieder dort, wo ſein Körper war, nämlich in dem noch immer ſonnigen Zimmer der Förſterei, mit der Seele zu ſein. Er blickte lächelnd von einem zum anderen, betrachtete die Äpfel, die Kaffeetaſſen auf dem länglichen, weißgedeckten Tiſch, ſchickte den Blick über die Rehgehörne und harmloſen, bunten Bildchen, Jagdſzenen darſtellend, längs der Wände des Zimmers herum, horchte, wie wenn er es nie gehört hätte, dem endlos ſchmetternden Triller, mit dem ein Harzer Roller, in einem unteren Zimmer, das Haus durchdrang, und ſtreckte dann ſtill beide Arme aus, um jedem der Brüder die Hand zu reichen. Dies tat er auf eine den Brüdern an ihm neue Art und Weiſe, unendlich innig und liebevoll.

„Wißt ihr, liebe Getreue meiner Seele" — er hatte ſie niemals bisher mit einem ähnlichen zärtlichen Worte genannt! — „wißt ihr, wo ich in dieſen hunderttauſend Jahren, die ich fern von euch war, geweſen bin?" Als ſie verneint hatten, ſchwieg er lange. „Ich war in dem erſten Himmel," ſagte er dann, „tief! tief! Ich war in dem zweiten Himmel, tiefer tief! Ich ſage Worte. Aber was ich durch die Gnade des Vaters dort in der tiefen Tiefe erfahren habe, davon können Worte nichts ausſprechen!"

Auf dem Hausflur ſagte zu ihrem Manne die Förſtersfrau: „Wenn einer ſo ſpricht, der muß bald ſterben!“ Sie erzählte dann: ihrem Großvater und ihrem Vater, beiden, hätte Gott kurz vor ihrem Tode ebenfalls ſchon das Paradies gezeigt. Und wem dies geſchehe, wer eines Vorſchmacks der ewigen Seligkeit gewürdigt werde, deſſen letztes Stündlein müſſe ſchon vor der Türe ſein.

Emanuel hatte ſich aufgerichtet. Und wie er mit ſeinen länglichen ſommerſproſſigen Händen, die für harte Arbeit nicht gemacht, noch durch ſie verdorben waren, erſt Anton und Martin Scharf, hernach dem Schmied John, dann dem Schneider Schwabe und den übrigen zärtlich ſtreichelnd über die ſtruppigen Köpfe fuhr, fingen ſie alle rettungslos und nicht anders wie alte Weiber zu flennen an.

An dieſem Tage wurde der Bund dieſer Menſchen in Wahrheit erſt zuſammengeſchweißt, und es hatte den Anſchein, als wären jetzt erſt unter ihnen die Quellen der Liebe aufgebrochen.

Quint war vom Sofa emporgeſprungen. Er ſagte, nie habe ſein Geiſt ſo tief und ſo herrlich ausgeruht, was den Förſter zu einer Bemerkung veranlaßte, die er ſeiner Frau gegenüber tat, und worin er ihre trübe Ahnung mit der heiteren Behauptung niederſchlug, das gute und reichliche Eſſen und Trinken möge die einzige Urſache der Himmelfahrt des Miltzſcher Heilands geweſen ſein.

Wie dem auch ſei, Quint winkte den Brüdern, reichte dem jungen Glaſer und Kurt die Hand und war im Begriff davonzugehen, als Nathanael Schwarz, der ihn lange mit brennenden Augen angeſehen, plötzlich den reinen Toren an ſich riß und in beide Arme ſchloß. „Ich verſtehe dich nicht,“ ſagte er, „ich begreife dich nicht, aber Gott wird eine Seele, wie die

deine, die zwar verirrt iſt, doch ohne Falſch, nicht in der Irre verkommen laſſen." Damit küßte er Quint, nahm ſeinen Hut und rannte davon.

Es begann zu dunkeln, und bald nachdem Nathanael Schwarz gegangen war, fanden ſich Benjamin Slaſer und Kurt Simon allein geblieben. Sie hatten beide den Eindruck gehabt, als wenn nach dem Eindringen der bäuriſchen Rotte Quint nicht eigentlich mehr ein Auge für ſie gehabt hätte. Gerüchtweis war ihnen das Vorhandenſein eines an Quint gebundenen Jüngerkreiſes zu Ohren gekommen. Weil aber der Meiſter nie, auch nicht zu Kurt Simon, von ihnen geſprochen hatte, nahmen ſie das Gerücht für eine bloße, grundloſe Nachrede hin, bis ihnen, in Geſtalt der Talbrüder, die Wahrheit vor Augen trat.

Man iſt nicht gewohnt, Leute aus ſchlichtem Stande anders als bei ihren Geſchäften oder von ihren Geſchäften reden zu hören. Ein Schmied, ein Küfner, ein Schneider, ein Handelsmann der breiteren Volksſchichten, beſonders in vorwiegend proteſtantiſchen Ländern, wird ſelten, außer mit kurzen, ſarkaſtiſchen Worten, ein Verräter an ſeinem Innenleben ſein, das er mit eiferſüchtiger Angſt verbirgt. Um ſo überraſchender und auch fremdartiger war der Eindruck dieſer weichmütigen Schwärmer, die dagegen ſo grobe Knochen und Arbeitsfäuſte hatten, und beſonders des kernigen Schmiedes John, der die Jacke umhängen hatte und deſſen über die Arme heraufgeſtreiftes und über der Bruſt offenſtehendes Hemd blaue Tätowierungen ſehen ließ.

Es war das Gemiſch von Brutalität und einer faſt läppiſchen Empfindelei, was den Jünglingen auffiel, und worüber ſie, beim Slaſe Wein allein geblieben oder, wenn der Förſter hinzutrat, auch mit ihm noch lange ihre Anſichten austauſchten.

Sie ſahen und fühlten wohl, wie hier eine rätſelvolle Kraft wirkſam war, wurden aber ſelbſt nur teilweiſe von ihr angezogen, während viel Fremdes und Abſtoßendes für ſie im Schluſſe des ganzen Erlebniſſes lag. Eines ſtand feſt: es war ein Krampf und ein Wahn der Enterbten, und in Quinten lag ein Zug zum Martyrium, der auch in dieſen jungen Seelen vorhanden war. Darum hatte die Anziehungskraft des undurchſchaubaren Reformators, der ihnen abwechſelnd lächerlich und verehrungswürdig, verächtlich oder bewundernswert, gemein oder göttlich ſchien, noch immer nicht nachgelaſſen und bewirkte, daß beide junge Menſchen den Weg des Narren noch mehrmals kreuzten.

Quint ſelber, nachdem er das Forſthaus verlaſſen hatte, trat an jenem Abend mit ſeinen Jüngern jene lange Wanderung an, die, wenn irgend etwas in ſeinem Leben, eine gewiſſe Denkwürdigkeit auszeichnet. Er ſagte den ungeduldigen Bürgern des kommenden tauſendjährigen Reichs, die ihn eigentlich in die Bahn ſeines Schickſals hineingedrängt hatten, er ſagte ihnen zum Anbeginn, wie es nun ſeine Hoffnung wäre, daß ſie ſich bis zu dem Tage, wo alles geſchehen würde, was er vorausſehe, nicht mehr trennen würden. Er fuhr fort, ſie zu ſtreicheln, abwechſelnd jedem im Gehen die Hände zu reichen und ſie zu liebkoſen.

Nach einiger Zeit begann eine milde, unerhört reine und ruhighelle Vollmondnacht. Da erſuchte er ſeine Anhänger, ſie möchten ihm immer von jetzt ab, ſofern er nichts anderes beſtimme, im Gehen eines Steinwurfs Weite den Vorſprung laſſen. Und ſo geſchah es. Er blieb ihnen, einſam, meiſt in dieſer Entfernung voran. So oft er ſtillſtand, blieben auch ſeine Jünger ſtehen, wie denn überhaupt von nun an ein Ge-

horſam bis zur Unmündigkeit ihr Glück und ihre Genugtuung ward.

In ihrer Ordnung waren ſie bis in die Nähe des Miltzſchen Schloſſes gelangt, deſſen erleuchtete Bibliothek ſamt dem Speiſeſaal — da die Surauer Dame gekommen war! — mit vielen hohen Fenſtern durch die Bäume des Parkes ſchimmerte. Ungeſehen und unbemerkt zog der ehemalige Günſtling und Narr in Chriſto, Emanuel Quint, durch die verlaſſenen Wege des Parkes längs des ſtillen Sees, in dem er zu baden pflegte, dahin. Schweigend folgten ihm ſeine Begleiter. Da ſahen ſie, wie er ſtille ſtand, und wie ein Schwan und nachher ein zweiter, glänzend weiß, aus dem dunklen Teile der Spiegelfläche in jenen hellen, darin ſich der Mond und der Himmel ſpiegelte, zu ihrem Meiſter herübergerudert kam. Sie ſahen, wie er die Tiere fütterte. Quint winkte den Brüdern und ſagte halblaut: „Sie wiſſen noch nicht, daß ich geächtet bin".

„Aber des Menſchen Sohn," fuhr er fort, „war von jeher von ſeinen Brüdern und Schweſtern verachtet und von ſeinen Nächſten verfolgt! Er muß auch jetzt noch verachtet, geknechtet und geächtet ſein."

Furchtlos ging er mit ſeinen Jüngern an dem von Stimmengewirr erfüllten Schloſſe vorbei, durch ein Mauerpförtchen in das Bereich des Nutzgartens hinein, wo ein unendlich langer, ſchnurgerader Weg durch verpackte Roſenſtöcke, Johannisbeerſträucher und gedüngte Beete führte, der im Mondſchein gleißend vor ihm und den ängſtlich flüſternden, leiſetretenden Jüngern lag. Dieſe ſahen nach einiger Zeit, wie Emanuel wiederum ſtehen blieb und lange nach einem von Efeu dicht überſponnenen Giebel blickte, aber es war nicht die Seite des Hauſes, darin ſein eigenes Zimmer, ſondern die andere, in der

Ruth Heidebrands kleines, reinlich gehaltenes Gemach gelegen war.

Die Jünger hörten den Meister aufseufzen.

Gleich darauf stürzte mit Gebell ein Hund durch die Haustür in die Tageshelle des Mondes heraus. Er schwieg aber bald und begann zu wittern. Danach war er mit wenigen langen Sätzen bei Quint, der in ihm sogleich einen alten, halbblinden Pudel erkannt hatte, ein armes Tier, das, von allen vernachlässigt, lange Zeit sein besonderer Freund und treuer Begleiter gewesen war. Die Begrüßungen nahmen von seiten des Pudels die überschwänglichsten Formen an, und es war nicht leicht, ihn am Ausgang des Gartens loszuwerden. Noch lange hörten sie sein klägliches Winseln hinter der Gittertür.

Emanuel hatte seine Begleiter um den verschlossenen Gutshof langsam einmal herumgeführt, in dem die von ihren Ketten befreiten Wachthunde gleich Wölfen herumfuhren. Er nahm dann den Weg zwischen den flachen Feldern gen Dronsdorf hin, wo Meister und Jünger durch eine weite Bresche der Mauer in den Kirchhof eindrangen. Hier verweilte Quint in tiefem Nachdenken, während das Käuzchen schrie und das Mondlicht auf den enggedrängten, eingesunkenen Grabsteinen gleißte, wohl eine halbe Stunde lang. Das einzige, was er in dieser Zeit, und zwar beim Verlassen des Kirchhofes sagte, war: „es gibt keine Gräber, außer die da wandeln, sprechen und handeln!"

Wenige Augenblicke später traten Emanuel und die Seinen furchtlos in das kleine Höfchen der Dronsdorfer Schule ein, das im Sommer fast ganz durch den Schatten eines großen Nußbaumes, der jetzt kahl war, bedeckt wurde. Das Haus, dessen Bewohner längst zur Ruhe gegangen waren, schien selber in tiefen Schlaf versenkt. Hier nahmen die Wanderer, Quint

auf dem Fundamente des Schwengelbrunnens ſitzend, kaum längeren Aufenthalt, als bis die Schloßuhr im nahen Park ihre zwölf langſamen Schläge vollendet hatte. „Ich ſehe dies alles zum letztenmal!“ ſagte, wie entſchuldigend, Quint, als ſie wiederum auf der Dorfſtraße dahinſchritten.

Wortlos und mit kräftigem Schritt wurde von jetzt ab die Wanderung fortgeſetzt, Quint voran, die Seinen im Abſtand hinterdrein: und ſie wagten es nicht, nach dem Ziele zu forſchen. Als ſie einige Dörfer paſſiert hatten, ſtand Emanuel einmal und dann nach einiger Zeit ein zweites Mal mitten im Lauf und mitten im Wege ſtill und ſchien nicht zu merken, wie ſeine Begleiter ihm nahe kamen und ſich beunruhigten. Als Martin Scharf den Eindruck gewann, Quint horche in die Stille der Nacht hinein, faßte er ſich ein Herz und trat an ſeinen Meiſter mit der Frage heran, was ihn beunruhige. Worauf er nur dieſe Worte: „Der Ruf! Der Ruf!“ in geheimnisvollem Tone zur Antwort bekam.

Der Mond verblaßte. Im Oſten zeigte eine erſte ſchwache Röte das wiederkehrende Licht des Tages an, als die kleine Genoſſenſchaft der armen Törichten, wie man ſie nennen kann, ſich in einen etwas hügelig gelegenen Marktflecken hineinbewegte. Hier winkte Emanuel erſt Martin, dann Anton Scharf heran. Er ſagte zu Martin: „Ich habe ein Anliegen. Ich möchte meinen Bruder Guſtav“ — gemeint war der Zwölfjährige! — „noch einmal wiederſehen. Du wirſt gehen und wirſt ihn zu mir bringen!“ Und er bezeichnete ihm als Ort der Wiederbegegnung, wo er auch den Knaben zu ſehen wünſchte, Breslau und das Gaſthaus zum grünen Baum.

Sein Wort war Befehl. Es gab in der Seele des ehemaligen Webers, die in ſchwerer Betäubung lag, allbereits

nur noch blinden Gehorsam, ohne jeden Gedanken an Widerspruch. So müde und abgeschlagen er sein mochte und so schwierig, bei dem Charakter des alten Quint! — so ungewöhnlich sein Auftrag auch war, begab er sich doch sogleich, nachdem er die Kasse, die er führte, an seinen Bruder gegeben und selbst nur einen kargen Zehrpfennig zurückbehalten hatte, auf die Wanderung.

Er hatte kaum seinen Abschied genommen, als Quint sich auf einer Brückenmauer angesichts des wie ausgestorbenen Fleckens niederließ und zu Anton Scharf etwa dieses sagte: „Siehst du die Kirche?" Er wies mit dem ausgestreckten Arm auf eine höher und ziemlich am Rande des Städtchens gelegene, nach ihrer Bauart zu schließen und nach den Kruzifixen, die in der Nähe errichtet waren, katholisch geweihten Kapelle hin. „Gut! Du siehst in der Nähe ein kleines Haus. Es hat nur ein Erdgeschoß und, außer denen im Dach, vorn sechs Fenster. In dieses Haus werdet ihr mich hineingehen sehen und ich werde darin vielleicht eine halbe Stunde und länger verweilen. Sollte ich aber auch einen Tag darin verweilen, so geht in die nächste Herberge und wartet auf mich."

Noch während er sprach, hub das kleine Meßglöckchen eben jener Kapelle, von der er gesprochen hatte, hurtig zu bimmeln an.

Natürlich schien diese Sache den Begleitern des armen Quint besonders geheimnisvoll. Sie hing mit gewissen häßlichen Briefen zusammen, die Quinten sein Stiefvater hatte zugehen lassen, und mit anderen, die seine Mutter und er gewechselt hatten. Es war in der Gärtnerei bekannt, daß Emanuel von einem kriechend freundlichen Manne aus dem Volke, der als sein Stiefvater bezeichnet wurde, eines Tages besucht worden war. Als er, wahrscheinlich mit leeren Händen, davonging, war dieser

Mann nicht mehr kriechend und demütig, dagegen umsomehr dreist und aufgebracht. Bald darauf waren offene Karten mit Unflätigkeiten und ein Brief mit einer beleidigenden Aufschrift für Emanuel eingelaufen. Was in dem Briefe gestanden hatte, wußte, trotz des Vertrauens, das Quint ihr mitunter entgegenbrachte, nicht einmal Frau Heidebrand, die andrerseits doch bemerken konnte, wie Quint durch den Inhalt des Briefes besorgt und beunruhigt war.

Um es nun mit zwei Worten zu sagen: das letzte holprige Schreiben der Mutter hatte, auf Drängen ihres Sohnes, den Namen eines Marktflecken und eines katholischen Pfarrers genannt, beides Namen, die ihm bekannt waren. Er hatte als Kind, wie er sich erinnerte, in Begleitung der Mutter zwei Krüge mit Erdbeeren in das Haus des Pfarrherrn gebracht und war mit einem Paar Stiefel, einem Anzug und einer Mütze dafür belohnt worden. Noch heute konnte er aber nur mutmaßen, in welcher Beziehung dieser Mann zu seiner Mutter und zu ihm selber stand, da irgend etwas die Mutter, ja selbst den rücksichtslosen Stiefvater an der restlosen Offenbarung der nackten und vollen Wahrheit hinderte.

Seiner Absicht gemäß trat der Narr in Christo nach einiger Zeit, der Pfarrer war eben vom Messelesen zurückgekehrt, in den Flur des Pfarrhauses und seine Anhänger sahen noch, wie er mit einer Magd ins Gespräch geriet. Durch diese Magd wurde hernach, mit einem flüchtigen Blick voll Mißtrauen, der von den in gemessener Entfernung wartenden Jüngern aufgefangen wurde, die schwere Haustür ins Schloß gezogen und der Schlüssel herumgedreht.

Die ehemaligen Talbrüder hatten auf der Mauer am Rande einer wohl hundertstufigen Steintreppe, die zur Kapelle führte,

im grauenden Morgen erheblich fröſtelnd, Platz genommen. Einige alte Weibchen, die nach der Meſſe noch eine Weile gebetet hatten, ſtiegen langſam und hüſtelnd, Stufe um Stufe, die Treppe herab. Die Wartenden ſahen, wie in einigen Zimmern des Pfarrhauſes Licht gemacht wurde und wie der Schatten des wohlbeleibten Pfarrherrn, abwechſelnd mit dem Schatten Emanuel Quints, über die heruntergelaſſenen weißen Rouleau der Fenſter ging.

Noch lag der kleine Marktflecken, in die Hügelſenkung hinein verbreitet, wie von ſeinen Bewohnern verlaſſen und jedenfalls in tiefer Verſchlafenheit. Im Oſten funkelte jener Stern mit vollem Glanz, der die Sonne verkündet. Es war während der langen Wanderung allerlei Abgeriſſenes unter den Jüngern oder Genoſſen Quints geflüſtert worden. Man würde indeſſen fehlgehen, wollte man annehmen, daß ihre Meinungen und Vermutungen, gegen die Tage der Talmühle gehalten, ſich im weſentlichen gewandelt oder an Überſpanntheit irgend eingebüßt hätten. Soviel ihnen Quint auch immer von einem inneren Himmelreich geſprochen und verſucht hatte, ſie von der grob-materiellen Genugtuung durch einen Weltengerichtshof, durch einen Kerker für Gottloſe und durch ein Tauſendjähriges Reich auf Erden in Saus und Braus, deſſen Herzöge ſie ſein wollten, abzubringen, herrſchte dennoch in ihnen, ſo ſtark wie nur je, dieſe und keine andere Vorſtellung. Und wie ſie jetzt untereinander ſich mit Schwatzen die Zeit vertrieben, war es ihnen weniger als irgendwann zweifelhaft, daß Quint, der ſich ja nun öffentlich überdies als den Heiland bezeichnet hatte, der heimliche König des nahenden Zions und alſo des Tauſendjährigen Reiches ſei und ſie ſelbſt ſeine nächſten Teilhaber.

Sie ſahen nach einiger Zeit Quint und den Pfarrherrn aus

dem Hauſe treten — dieſer war ein ſechzigjähriger, noch ſehr ſtattlicher Mann! — und gegen den Platz, wo ſie ſaßen, heranſchreiten. Als ſie nahe gekommen waren, blickte der Pfarrer, der vielleicht innerlich nicht ſo ruhig war, als er zu ſcheinen beabſichtigte, mit feſtem Blick die Wartenden an. Nach alter Gewohnheit erhob ſich Schwabe mit einem „Gelobt ſei Jeſus Chriſt!", worauf der Pfarrer „In Ewigkeit, Amen!" antwortete. Er trug den üblichen, ſchwarzen Prieſterrock, aus deſſen Taſche er, ſcheinbar gelaſſen, jetzt eine Schnupftabakdoſe hervorholte. Er bot Emanuel Tabak an und ſchnupfte ſelber, als dieſer ablehnte.

„Wer ſind dieſe Leute?" fragte er dann.

Quint ſprach:

„Es ſind die Mühſeligen und Beladenen!"

Der Pfarrer, der, wie man jetzt wohl merken konnte, eine heimliche Angſt vor Quinten empfand, blickte ihn ſchnell und aufmerkſam von der Seite an: dann wies er, wie um abzulenken, mit einer gleichſam ſegnenden Handbewegung in die Landſchaft hinein, während ſeine Wirtſchafterin befremdet und forſchend aus dem geöffneten Küchenfenſter herüberſchaute. Die Hähne huben von allen Seiten zu krähen an.

Der Pfarrer ſprach: „Von hier aus kann man die geſegneten ſchleſiſchen Auen bis zum Zopten und bis zum Streitberg, ja, bei klarem Wetter ſogar bis zur Schneekoppe überſehen." Quint gab zur Antwort: „In einem Gefängnis nahe bei jenen fernſten Bergen bin ich zum erſtenmal mit Chriſto Jeſu ein Leib und ein Geiſt geworden."

„Hm, hm," ſprach der Pfarrer, „hm, hm! So, ſo!" —

Er fuhr dann fort, nachdem er einige von den hundert Stufen zur Kapelle behäbig hinaufgeſtiegen war: „Wohin wirſt du dich von hier wenden, mein Sohn?"

Emanuel gab eine zögernde, ungenaue Antwort, die etwa ſo lautete:

„Ich ſchreite in einem doppelten Wandel. Meinet ihr, wohin ich nach dem Leibe ſchreite, ſo iſt es dorthin, wohin ein jeder nach der Geburt im Fleiſch ſchreiten muß: nämlich Golgatha! Golgatha heißt die Schädelſtätte. Aber ich ſchreite nicht wie das Lamm, verbundenen Auges zur Schlachtbank geführt, ſondern mit fröhlichem Herzen ſchreite ich, offenen Auges, freiwillig."

Der Pfarrer ſagte:

„Aus welcher Urſache hätteſt du wohl ſolche ſchwere Todesgedanken, mein Sohn? Willſt du dein Herz und dein Gewiſſen erleichtern? Obgleich du nicht in unſerer Religion erzogen biſt, wenn du beichten willſt, komm hinauf, komm in die Kirche zu mir."

Quint fuhr in ſeinen Gedanken fort:

„Meine Seele iſt leicht! Mein Herz iſt voll Frohlocken, weil die Welt und weil der Tod durch den Vater in mir überwunden iſt! Ja, ich habe die Welt überwunden!" — Wieder traf Quinten des Pfarrers Seitenblick! — „Des Menſchen Sohn aber, ſofern er im Geiſt wandelt, iſt nichts Geringeres, als ein Kind, überall daheim im Hauſe des Vaters, überall geborgen im Reiche ſeines Königs und Herrn, überall fremd in dieſer Welt."

Alles dies hörten die Talbrüder, die langſam Quint und dem Pfarrer von Stufe zu Stufe nachſtiegen.

Der Pfarrer ſagte:

„Man könnte vielleicht, wenn du meinem Rate folgen wollteſt, da du zu körperlicher Arbeit keine Neigung zu haben ſcheinſt, dir noch jetzt irgendeine Möglichkeit im Bereich unſerer Kirche eröffnen. Deinen geiſtigen Kräften fehlten vielleicht bis

jetzt zu gedeihlicher Arbeit nur das klar begrenzte, wirklich fruchtbare Ackerfeld."

Der Pfarrherr, der mit seiner Bemerkung schwerlich ganz unrecht hatte, schien durch Quinten befremdet, beunruhigt, aber auch angezogen zu sein. Ja, er machte sich im geheimen Vorwürfe, daß er mancherlei in der Vergangenheit unterlassen hatte, was er vielleicht zu tun doch verbunden gewesen wäre und was möglicherweise einigen Segen gezeitigt hätte. Hatte doch diesem mit Schlapphut, offenem blauem Hemd, weitem Jackett und weitem Beinkleid aus Manchesterſamt, wie ein etwas phantastischer Gärtner wirkenden Mann, höchstwahrscheinlich selbst nur der sorgsame Gärtner gefehlt.

Quinten war ein Band seiner derben Schnürstiefel aufgegangen. Sogleich stürzten sich, als er selbst es bemerkt hatte, zum Staunen des Pfarrers, einander wegdrängend, alle sieben Begleiter darauf, jeder leidenschaftlich bemüht, der besonderen Ehre, dem grotesken Menschen das Schuhband zu binden, vor den anderen teilhaftig zu sein.

Quint stand still, wie wenn er an solche Dienste gewöhnt wäre, und fing von neuem, aber nur seine eignen Gedanken weiter spinnend, als ob er die Worte des Pfarrers gar nicht gehört hätte, zu sprechen an.

„Ich bin ein König! Ich bin der Herr der Welt, der die Welt überwunden hat! Denn ich und der Vater, ich und der König, ich und der Herr sind eins. Wer es fassen mag, fasse es."

„Wer ist denn der König und Herr, von dem du sprichst?" fragte der Priester, der nun wieder einen armen Irrenhauskandidaten in seinem Besucher zu sehen schien. „Der Herr ist der Geist!" sagte kurz Emanuel.

Sie waren inzwischen mit sachtem oben vor der offenstehenden Kirchtür angelangt. Sie traten ein, in den heiligen Raum,

der noch dunkel war, ſo weit er nicht durch die ewige Lampe, die wie ein Blutstropfen über dem Hauptaltare hing, und durch einige Opferkerzen auf einem eiſernen Ständer, ſpärlich beleuchtet wurde. Der Schneider Schwabe bekreuzte ſich. Wie üblich, war über dem Altar und dem Altarbilde, das die Geburt zu Bethlehem darſtellte, die Taube des heiligen Geiſtes, in einem goldenen Strahlenlimbus herniederflatternd, angebracht. Man ſah auch Moſen, oder war es Gott der Vater? als eine weiße Barockfigur mit vergoldetem Chiton, ſitzend und das Weltzepter in der Hand. Hauptſächlich aber trat überall die Geſtalt des Gottesſohnes aus dem Dämmer der Dunkelheit: hier als Hirt, das Lamm auf dem Arm, die Fahne mit dem Kreuzesſymbol in der rechten Hand! Dort, überlebensgroß, an ein Kreuz genagelt! und ferner in einer Anzahl verſchiedenartiger Kruzifixe, dieſe in Marmor, jene in Holz oder in Metall! Wie üblich, waren die Altäre mit ſpitzenumrandeten Altardecken, mit Papierblumen, Vaſen, Bildchen, Leuchtern und Kerzenſtöcken ziemlich trödelhaft ausgeſchmückt. Man ſah in einer beſonderen Niſche das falſche Grab irgendeines Heiligen. Auf einem Altar, nicht weit davon, ſtand ein metallener Reliquienſchrein, der ein Knöchelchen aus dem Skelett irgendeines vor mehreren tauſend Jahren geſtorbenen Kirchenmannes enthalten ſollte. Auf dem Hauptaltar leuchtete das mit edelſteinartig bunten Glasſtücken geſchmückte Ziborium.

Alles dieſes nahm der ſeltſame Morgenbeſuch des Pfarrers, nahmen Meiſter und Jünger, unter Führung des jovialen Klerikus in Augenſchein. Dieſe Vormorgenſtunden erſchienen ſpäter allen, mit Ausnahme Quints, wie etwas, von dem ſie nicht wußten, ob es wirklich erlebt oder ob es die Einbildung überreizter Nerven, ob es ein Traum oder eine Erzählung war?

Quint ſagte plötzlich: „Gott iſt ein Geiſt, ihr ſollt euch kein Bild machen!"

„Schweig ſtill, mein Sohn," gab der Pfarrer ungehalten zurück, „vergiß nicht, daß du in einem Gotteshauſe biſt."

„Soll man in einem Gotteshauſe nicht für Gott Zeugnis ablegen dürfen?" ſagte Quint.

„Vor allen Dingen ſollſt du im Hauſe Gottes beſcheiden, demütig und ehrfürchtig ſein!"

Dieſen Worten des Pfarrers gab Quint zur Antwort:

„Meint ihr, das ſei in Wahrheit ein Gotteshaus, was um eure Schmach und um einen Galgen errichtet iſt? Gott thronet weder auf Leichen, noch auf Schädeln. Habt ihr aber Gott ans Kreuz geſchlagen, die ihr Gotteskinder heißt, ſo nehmt ihn herab."

Der Pfarrer ſprach: „Weißt du nicht, daß Jeſus vom Kreuze herabgenommen, begraben, von den Toten auferſtanden und gen Himmel gefahren iſt?"

„Nein!" ſprach Quint. „Hättet ihr wenigſtens," fuhr er fort, „euren alten Adam gekreuzigt, hättet ihr ihn, ſamt dem Galgen, daran er hing, in ein Haus geſetzt, und hättet ihr beides bis in die Fundamente mit Feuer verbrannt!"

Der Pfarrer ſprach: „Was meinſt du damit? Ich verſtehe dich nicht."

Quint dagegen:

„Ehe man nicht in eure Folterkammern Gottes die Brandfackeln werfen wird, ſo daß ſie vertilgt werden von der Erde, bis man die Stätte nicht mehr erkennt, wo ſie geſtanden haben, werdet ihr Gott täglich hinrichten."

„Mein Sohn," ſprach der Pfarrer mit halber Stimme, „ſolche Gedanken ſind nicht bloß närriſch: ſie ſind verbrecheriſch."

„Aber es muß die Zeit kommen," fuhr der Tor in Chriſto

mit Härte fort, „wo man Gott weder auf dieſem, noch auf jenem Hügel, weder auf dieſem noch auf jenem Berge, noch in dieſem oder in jenem Hauſe, noch in dieſer oder in jener Kirche, weder in dieſer Kathedrale noch in jenem Dom anbeten wird, ſondern allein im Geiſt und in der Wahrheit."

Mit dieſen Worten fiel im Dunkel des Raumes ein Geräuſch vieler harter Schläge zuſammen, deren Urſache, wie ſie bald von einem ſtürzenden Gefäß, dem Geklirr eines auf die Steinfließe fallenden Metalleuchters und dem Klingklang von Porzellan und Glasſcherben begleitet wurden, dem Pfarrer ſo wenig wie den Begleitern Quints ſogleich deutlich ward. Dann freilich war nicht mehr zu verkennen, daß der perſönliche Wahn des Narren einen tobſuchtartigen Ausbruch genommen hatte und er mit ſeinem derben Schäfer- oder Gartenſtock wie raſend, unter die heiligen Gegenſtände auf den Altären ſchlug.

„Menſch, hebe dich weg," ſchrie der Pfarrer, ſprang hinzu und ſuchte die Arme des Tobenden feſtzuhalten. „Fluch über dich! der du ein entſetzlicher, gottverworfener Kirchenſchänder biſt!"

„Ich bin Chriſtus!" ſchrie dagegen Emanuel laut, ja gewaltig, ſo daß es von allen Gewölben widerklang. „Ich ſage dir," — und er ſchlug mit einem mächtigen Schlage das Standkreuz des Hauptaltares herunter — „dies iſt kein Bethaus, ſondern es iſt eine Mördergrube!"

Jetzt hatte der Pfarrer, hatten die Jünger den wütenden Schwärmer und Bilderſtürmer angepackt und nachdem im Dunkel der hallenden Kirche ein längeres, ſtummes Ringen ſein Ende erreicht hatte, ſchien auch der Kirchenſchänder geſättigt zu ſein.

„Geh! Laß dich nie wieder blicken! Geh! Du biſt vom hölliſchen Dämon beſeſſen! Geh! Gott ſtraft mich durch dich! Geh! Ich befehle es dir!"

Diese Worte des Pfarrers, mit starker, befehlender Stimme gesprochen, duldeten keinen Widerspruch. Quint sagte: „Kommt!" und ging, hochatmend, starken Schritts, mit den Seinen davon. Die Sonne war eben heraufgekommen. Sie traten in das blendende, alles überflutende Licht hinaus, wo Quint den Staub seiner Schuhe mit einem Tuche abstaubte. „Geh, geh!" schallte die Stimme des Pfarrers nochmals aus der schwarzen Höhlung der Kirche heraus, und der Verwiesene streckte die Arme in Kreuzesform, nachdem er sich wiederum aufgerichtet, gegen das gewaltige, herrliche Blutlicht des Tagesgestirnes auf und schritt ihm, von den armen Leuten gefolgt, mit einem lauten Aufschrei entgegen.

Als der Pfarrer, bleich und mit zitternder Hand, die Kirchtür diesmal sorgsam mit dem Schlüssel verschloß, sah er die Rotte seiner Besucher bereits weit draußen durch die Felder fürbaß schreiten. Es bedeutete eine Frist für Quint, daß die Freveltat, die er an diesem Morgen verübt hatte, aus irgendeinem dunklen Grunde durch den klugen Priester verschwiegen blieb.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Ohne aufzuhören, ja ohne ſich umzublicken, lief nun Emanuel Quint einige Stunden lang und zwar in einer Gangart, der ſeine Begleiter nicht ohne Mühe folgen konnten. Da ſie ſeit nahezu vierundzwanzig Stunden weder gegeſſen noch geſchlafen hatten, ſiegten ſie manchmal nur gewaltſam über Hunger und Müdigkeit. Gleichſam im Fluge gelang es ihnen, aus dem Planwagen eines Müllers, der ihnen auf der Chauſſee begegnete, ein Brot zu erwerben, wovon ſie ſtarke Keile abſchnitten und im Gehen kauten, nachdem ſie ihrem Meiſter vergeblich davon angeboten hatten.

Dieſer ſpürte, wie es ſchien, nichts von Hunger und nichts von Müdigkeit. Er ſchien mit Ungeduld einem beſtimmten Ziele zuzueilen. So ſtrebt der Waſſervogel, der monatelang nur auf dem Spiegel eines ſtillen Sees ſchwamm und der plötzlich Luft unter ſeine Flügel bekommen hat. Er hielt erſt inne, als man am fernen Horizonte die Schornſteine und die Kirchtürme Breslaus zu ſehen bekam, und es ward eine längere Raſt gehalten.

Der Himmel war nicht mehr wolkenfrei. Meiſter und Jünger hatten am Rande einer feuchten Wieſe, die von Erlen und Weidengebüſch umgeben, ja eingeſchloſſen war, unweit eines niedrigen Bahndammes, Platz genommen. Von Zeit zu Zeit klirrte in der Nähe ein Draht, der längs der Strecke auf

eine weite Entfernung von dem Häuschen des Wärters bis zu einer Bahnbarriere gezogen war, mit Hilfe deſſen er, je nach Bedürfnis, den Bahnübergang eines Feldweges öffnen und ſchließen konnte. Das Vorhandenſein vieler alter Erlen, Weiden und Rüſtern, etwa ſteinwurfsweit vom Rande der Wieſe entfernt, ſo wie der raſtloſe Lärm vieler Rohrſperlinge, zeigte die Nähe eines Weihers an. Es ſchien eine wildreiche Gegend zu ſein, denn es traten nicht nur Rehe, ſorglos äſend, auf die Wieſenflächen heraus, ſondern man hörte den Laut der Wildente und ſah Faſanen aus den erſt ſchwachbegrünten Büſchen hervor- und wieder hineinſchlüpfen.

Quint ſaß mit dem Rücken an einen Grenzſtein gelehnt und die Seinen, die ſich im Kreiſe gelagert hatten und, trotz des ermüdeten Ausdrucks ihrer Geſichter, geſpannt nach ihm hinblickten, ſchienen auf eine Eröffnung gewichtiger Art gefaßt zu ſein.

Dieſe Eröffnung ſollte nicht ausbleiben.

Nachdem er nämlich etwas geſagt hatte, deſſen Bedeutung ihnen vollſtändig dunkel war, fügte er andere, wichtige Dinge an, die ſie ebenſowenig begreifen konnten. Man wird aber annehmen müſſen, daß ſich ſeine erſte Bemerkung auf den jüngſten Zwiſchenfall mit dem Prieſter bezog: „Beinahe dreißig Jahre," ſagte er, „haben wir gemeinſam gelebt und ſind doch all die Zeit einer dem anderen nicht geboren worden. Als wir einander geboren wurden, an demſelben Tage, Morgen und Augenblick, ſtarben wir einander für alle Ewigkeit." Quint fuhr fort und ermahnte die Seinen, ſich fortan über ſein Tun und Laſſen nicht zu wundern. Er habe ſie auserwählet, damit ſie bis zur letzten Stunde, ja womöglich bis zum letzten Hauch, Zeugen ſeines Wandels ſein ſollten. Er wiederholte von jetzt ab oft und ſagte es hier zuerſt ſeinen Anhängern,

wie er großen Leiden und Martern entgegenginge. Er wies auf die Türme am Horizont, als nach dem Schlachtfeld, zu dem er hinmüſſe, und meinte, ſeine Feinde, die Kinder der Welt, warteten ſein. Des Menſchen Sohn, erklärte er weiter, müſſe immer wieder in der Menſchen Hände überantwortet werden. „Ihr ſollt nicht glauben," hieß es weiter, „ſie werden des Menſchen Sohn, der ſich Gott allein zum Vater erleſen hat, auch diesmal anders erhöhen, als an den Galgen. Einſtmals werden ſie des Menſchen Sohn anders erhöhen, aber erſt, wenn die letzte Auferſtehung geſchehen iſt! Dann werden ſelbſt Blinde ſeiner gewahr werden."

Alles dies ſagte Emanuel nicht mit Trübſinn, ſondern mit einem ſchwer zu verbergenden Rauſche innerer Glückſeligkeit.

Ein gewaltiger Donner unterbrach aber dieſen Redeſtrom. Es war ein Schnellzug, deſſen Wagen untereinander durch Gänge verbunden waren und deſſen eiſerne Räder über die Schienen, die ſich darunter bogen, vorüberſchmetterten. Der Luftzug riß Staub und verdorrte Blätter des letztvergangenen Herbſtes in einer wild gen Himmel taumelnden Wolke hinterher. Beide, Meiſter wie Jünger, hatten die Köpfe herumgewendet und es ſchien, daß im Augenblick alles, ausgenommen das ungeſtüme und lärmende Wunder der Ziviliſation, vergeſſen war. Als Quint, deſſen ſtaunend geöffnete Augen ſich gewaltſam geſammelt hatten, längſt aufs neue in das Gehäuſe ſeines Wahnes verkapſelt, weiter und weiter ſprach, konnten die Jünger, mit Flüſtern und Zeichenmachen, über die tafelnden Menſchen im Speiſewagen, über die vornehmen Damen und Herren an den Fenſtern nicht hinwegkommen, die ihren Trupp, dieſes Feldbiwak armer Landſtreicher, keines Blickes gewürdigt hatten.

Quint fuhr fort:

„Ich habe nicht recht getan, daß ich Gewalt geübt habe im Hauſe der Gewalttäter. Oder meinet ihr etwa, daß ein Pfaffe" — er gebrauchte zum erſtenmal dieſes Wort — „daß ein Pfaffe kein Gewalttäter iſt? Jeder Pfaffe iſt ein Gewalttäter! Und alle zuſammen, die ſich fälſchlich als Diener Gottes bezeichnen, möchten vom Geringſten bis zum Höchſten unter ihnen, lieber heute, als morgen, Beherrſcher des Himmels und der Erde, Herrſcher nicht nur der Menſchen, ſondern auch Gottes ſein."

Quint ſprang auf, wie wenn er durch den vorüberbrauſenden Eiſenbahnzug ſelbſt zur Eile gemahnt worden wäre. Es war nichts mehr in ſeinem Weſen von der ihm früher eigenen, ſcheinbar leidenſchaftsloſen Betrachter-Ruhe, ſondern eine ungeduldige Streitbarkeit. Im Gehen ſprach er: „Ich lege einen Stein des Anſtoßes, einen Stein des Ärgerniſſes, einen Felſen des Hinderniſſes in die Welt: daß die Kinder der Welt ſich die Räder ihrer Wagen und ihrer Maſchinen, ja ihre eigenen Füße und Stirnen zerſtoßen ſollen! Daran ſollen die Kärrner anlaufen und nicht minder die Könige!" Und einige Male im kraftvollen Fortſchreiten wiederholte er: „Ich bin bereit."

Aus allen dieſen Reden wußten die Jünger wenig zu machen. Ihr Weſen war erfüllt von dem immer ſteigenden Fieber ihrer Phantaſterei. Ihre Müdigkeit ließ himmliſche Vorſtellungen einer künftigen Ruhe entſtehen. Die Anſtrengungen der raſtloſen Wanderung machten, daß ſie immer wieder von jenem Aſyl ſprechen mußten, darin das Ende aller Leiden gekommen und das, wie ſie meinten, nicht mehr ferne war. Sie fühlten recht wohl die Veränderung, die mit ihrem Meiſter vor ſich gegangen war und wie ſie einer Entſcheidung zuſtrebten. Dies, ihre nun entſchloſſenere Nachfolge, dazu die auf ein dunkles Schickſal deutenden Reden Quints, die er weniger mit ihnen,

als mit unſichtbar gegenwärtigen, feindlichen Mächten zu führen ſchien, erregten in ihnen eine gewiſſe, allgemeine Beſorgnis, Furcht und Bangigkeit.

„Wo habt ihr den böhmiſchen Joſef gelaſſen?" fragte mit einem Male Quint.

Sie ſahen einander betreten an, ſchwiegen und keiner wollte antworten.

„Ängſtet euch nicht und fürchtet euch nicht," ſagte Quint, der wohl merkte, daß ſich Joſef nicht im guten von ihnen getrennt hatte und die Anhänglichkeit der Seinen nun in ihren Augen zu einem bewußten Opfer geworden war. „Fürchtet euch nicht, denn ihr werdet von dem Haſſe der Welt nicht zu leiden haben, wie ich, der ich gegen ſie zeuge, der ich überall Zeugnis ablegen werde — wie ich denn ſchon begonnen habe — daß die Werke der Welt böſe und ruchlos ſind."

In der ſiebenten Stunde des Abends erreichten Quint und die Seinen Breslau und die kleine Herberge zum Grünen Baum. Der Meiſter wurde durch die Wirtsfrau, deren Mann eine Schlächterei betrieb, in einem Dachkämmerchen, nach der lehmig und ſchnell fließenden Oder hinaus, für ſich allein, die anderen Männer in einem Verſchlag des Heubodens untergebracht. Alle gingen, nachdem ſie, ſchon während des Kauens beinahe einſchlafend, etwas zu ſich genommen hatten, ſofort zur Ruhe, um erſt nach etwa ſechzehnſtündigem Schlaf gegen Mittag des folgenden Tages wiederum aufzuwachen.

Um dieſe Zeit ſendete Quint Dibiez, den ehemaligen Soldaten der Heilsarmee, mit einigen Zeilen von ſeiner Hand an Hedwig Krauſe, die ſeit etwa einem Monat nach Breslau übergeſiedelt war und in einem neu errichteten ſtädtiſchen Krankenhauſe jenſeits der Oder arbeitete. Keiner der Jünger, Dibiez

ausgenommen, der einigermaßen in der Welt herumgekommen war, würde für eine ſolche Sendung im labyrinthiſchen Lärm einer Großſtadt zu brauchen geweſen ſein.

Dibiez hatte die Schweſter Hedwig indeſſen bald ausgemittelt und es traf ſich ſo gut, daß ihre Erholungsſtunden ſoeben begonnen hatten und ſie bereits nach Verlauf einer Stunde, an der Seite Dibiezens, im „Grünen Baum" und in Quintens Dachkammer erſchien.

Quint merkte ſehr wohl, wie aus dem Mädchen hier in der Stadt eine durchaus neue Perſönlichkeit geworden war und daß eine geiſtige Friſche und Beweglichkeit, ja, eine Tatkraft von ihr ausſtrömte, die von dem etwas ſchleppenden, mißmutig unbefriedigten Daſeinszuſtand, den er draußen auf dem Lande an ihr geſpürt hatte, durchaus unterſchieden war. Aber auch Schweſter Hedwig ſah einen neuen Menſchen in Quint. Er war ausgeruht und ſein Weſen beſaß, gegen früher gehalten, mehr männliche Friſche, Feſtigkeit, ja Heiterkeit.

Das ſchöne dreiundzwanzigjährige Mädchen, deſſen ein wenig ſtrenges Madonnengeſichtchen zwei große verzehrende Augen beſaß und deſſen ganze Erſcheinung durch die einfache Schweſterntracht überaus reizvoll zur Geltung gebracht wurde, fühlte ſogleich, wie ihre Illuſion von dem ſeltſamen Menſchen durch ſeine Gegenwart noch übertroffen wurde.

Sie hatte ganz ohne Umſtände auf Quintens Feldbettſtelle Platz genommen und erzählte, gerötet und merklich beglückt durch ſeine Anweſenheit, vielerlei aus ihren eigenen Erlebniſſen, nachdem ſie ebenſo vielerlei und mehr aus der Heimat zu wiſſen begehrt hatte. Sie berichtete ſchließlich, ein wenig zögernd, aber von Quint ſogleich ermutigt, daß ein Bericht ſeines Auftretens, ſie meinte damit ſeine verunglückte Feldpredigt, von allen Zeitungen der Provinzialhauptſtadt gebracht worden ſei.

Wirklich las Emanuel dieſes in einem Blatte, das Schweſter Hedwig aus einem kleinen Handtäſchchen genommen und ihm dargereicht hatte:

Religiöſer Wahnſinn. In der Nähe von Miltzſch wurde am erſten Feiertag ein Menſch ſiſtiert, der eine Art religiöſen Meetings mitten auf freiem Felde abhalten wollte. Man weiß, daß die Gegend von Miltzſch noch heute als eine Domäne der Orthodoxie zu betrachten iſt. Der Verrückte, der, wie einige wiſſen wollen, ſich als den wiederauferſtandenen Heiland ſelbſt bezeichnet haben ſoll, hat ſchon ſeit längerer Zeit und zwar an verſchiedenen Plätzen der Provinz ſein Unweſen getrieben. Man ſagt, daß eine gewiſſe vornehme Dame, die ihr ungeheures Vermögen in liberalſter Weiſe für ländliche Kirchenbauten zur Verfügung ſtellt, eine Vorliebe für den ſonderbaren Heiligen gefaßt und damit ſeine Narrheiten unterſtützt habe. Er wurde übrigens auch von der Volksmenge, die Gott ſei Dank bei uns aufgeklärter, als in den Ländern religiöſer Heuchelei und hyſteriſcher junger und alter Weibchen, Amerika und England, iſt, in gebührender Weiſe zurückgewieſen.

Lächelnd, obgleich erbleichend, gab Quint das Blatt an Hedwig zurück und ſagte dabei: „Ich bin frei geworden von Menſchenfurcht. Wenn ich ſagen wollte," fügte er an und zwar mit der größten Einfachheit . . . „wenn ich ſagen wollte: ich ſei nicht Chriſtus, Gottes Sohn, ſo müßte ich mich von meinem Vater losſagen, müßte mich und Chriſtum und Gott vor ihm verleugnen."

Schweſter Hedwig, die dem Berichte nur teilweiſe Glauben geſchenkt und die nun durch die Beſtätigung, die er in ſeinem ſchlimmſten Teile unmittelbar erhalten hatte, nicht wenig erſchrocken war, konnte ſich doch von einem einigermaßen be-

törenden Schauder myſtiſcher Wolluſt beim Anhören ſolcher Worte nicht frei machen.

Am folgenden Tage hatte ſie, weil Emanuel manchmal leicht huſtete und dann zuweilen etwas Blut in ſeinem vor den Mund gehaltenen Schnupftuch fand, einen ihr befreundeten Aſſiſtenzarzt mitgebracht, einen kräftigen, blauäugig-blonden jungen Mann, der von der pommerſchen Küſte herſtammte. Er ſtellte mit Quint, deſſen Geſchichte er teilweiſe durch Hedwig erfahren hatte, eine geduldig hingenommene, eingehende Unterſuchung an. Er hatte am Schluß allerdings, da ſein Patient, ſo oft ſeine Fragen über die körperlichen Angelegenheiten hinausgingen, zurückhaltend blieb, nichts Eigentliches über ſeine Geiſtesverfaſſung herausbekommen, aber er ſagte doch, als er einige Stunden ſpäter die Schweſter im Dienſte wiedertraf, daß man es in Quinten mit einem Degenerierten zu tun habe. Sie antwortete ihm: „Degeneriert oder nicht degeneriert! Wer bliebe heute noch auf freien Füßen, wenn man euch Ärzten und euren Diagnoſen Gehör ſchenkte? Übrigens ſind Sie Atheiſt und in Religionsſachen ohne Verſtändnis."

Der junge Arzt wollte das nicht beſtreiten. Sein Name war Doktor Hülſebuſch. Allein er meinte, wenn er auch für das Religiöſe in der Erſcheinung vielleicht kein rechtes Verſtändnis habe, ſo ginge ihm doch, als einem demokratiſch geſinnten Manne, wenigſtens nicht das Intereſſe, von allem ärztlichen zu geſchweigen, für die ſoziale und menſchliche Seite der wunderlichen Erſcheinung ab. Die Frage, in welchem Berufe Emanuel arbeite, brachte die Schweſter in eine gewiſſe Verlegenheit. Sie wollte nicht ſagen, daß er überhaupt nicht arbeite und konnte nicht hoffen, dem Arzt begreiflich zu machen, wie er, mit ſeinem ausſchließlichen Sinn für Gott und das Gött-

liche, dennoch kein Müßiggänger ſei. Der Arzt aber ſchloß, Quint ſei von hektiſcher Konſtitution, brauche reichlich Nahrung und eine geſunde Beſchäftigung.

Es mochten ſeit Quints und der Seinen Ankunft im „Grünen Baum" vier bis fünf Tage vergangen ſein, da geriet die gute Stadt Breslau eines Tages durch ein ungewohntes Ereignis, allerdings nur vorübergehend, in eine gewiſſe Aufregung. Man ſah gegen vier Uhr, Sonntags nachmittags, unter dem Gewimmel der Spaziergänger, auf der ſogenannten Liebigs-Höhe plötzlich einen Mann auftauchen, ſeinem Anſehen nach aus dem ländlichen Arbeiterſtand. Er ſtieg auf die Rampe einer dort befindlichen, mächtigen Freitreppe und machte, über den aufwärts und abwärts flutenden Strom geputzter Herren und Damen hoch emporragend, Zeichen, aus denen man ſeinen Wunſch zu reden entnehmen ſollte und auch entnahm. Ein Sonntagnachmittag iſt, auch wenn die Sonne eines Vorfrühlingstages ſcheint, nicht immer kurzweilig. So trat denn mit einer gewiſſen Bereitwilligkeit, nach kurzem Gelächter, eine verhältnismäßige Stille ein. Da ſchrie nun aber der bäueriſche Menſch nichts weiter als dreimal dieſelben Worte in die lauſchende Menge hinunter: „Ich ſage euch, Jeſus Chriſtus iſt auferſtanden!" Darnach ſprang er herab und verſchwand in der Menge, die mit lautem Gelächter und einem Hagel von Witzen antwortete und ohne zu fragen, wo der Verrückte geblieben war, zu anderen Dingen überging.

Dieſer Vorgang hätte nun wohl kaum ſeinen Weg bis in die Spalten irgendeiner Zeitung gemacht, wenn nicht das gleiche von der Rampe des königlichen Schloſſes herab, über der Menſchenmenge, auf dem ſogenannten Exerzierplatz, ferner auf dem Ring und der Rampe der Rathaustreppe und an

mehreren anderen Orten genau um die gleiche Zeit passiert wäre. Unmöglich konnte der Unfugstifter ein und derselbe Mann gewesen sein, denn erstlich deuteten die Beschreibungen, die gemacht wurden, auf verschiedene Menschen hin und zweitens war dasselbe, und zwar um die gleiche Zeit, unter der Menschenmenge im Scheitniger Park, in Pirscham und auf der Ziegelbastion, sowie auf dem Tauenzienplatze geschehen, Orten, die weit voneinander entlegen sind.

Da alles so kurz verlaufen war, hatte die Polizei weder Anlaß noch Möglichkeit gefunden, einzuschreiten und als die Berichte in ihren Bureaus und den Redaktionen der Zeitungen zusammenliefen, schien der Vorfall jedenfalls sonderbar, aber weder genugsam verbürgt noch gefährlich zu sein. So war er am Mittwoch bereits vergessen, trotzdem die Zeitungen am Montag abend und Dienstag früh eine Notiz darüber gebracht hatten.

Doktor Hülsebusch hatte sogleich, als ihm die Zeitungsnachrichten zu Gesicht kamen, seinen bestimmten Verdacht gefaßt, und als er Schwester Hedwig auf dem Korridore des Krankenhauses begegnete, meinte er: dies wäre doch ein bedenklicher Streich, und man müsse sich fragen, ob nicht vielleicht noch größeres Unheil, durch vernünftige Einwirkung auf den Freund und Schützling, zu verhüten wäre. Schwester Hedwig, obgleich sie rot wurde, leugnete nicht, daß die sonderbare Tat durch Quinten angeordnet und durch seine Begleiter ausgeführt worden war. Sie sagte, es sei die Absicht Quints, um jeden Preis die Menschen aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln, weshalb er auf dieses Mittel verfallen sei.

Der Arzt behauptete, Schwester Hedwig Krause sähe seit der Anwesenheit ihres Familienheiligen, wie er Quint gutmütig spottend nannte, selber kränklich wie eine durch Wachen

und Faſten angegriffene, heilige Hedwig, Agnes oder Thereſe aus. Und er warnte das Mädchen davor, ſich von dem „pathologiſchen" Geiſt dieſes Menſchen umnebeln zu laſſen.

Schweſter Hedwig war ſchweigend vorübergegangen und hatte nur mit den Achſeln gezuckt.

Sie war auch an dieſem Tage, wie an jedem, ſeit er im Gaſthaus zum Grünen Baume war, während ihrer Freizeit bei Quint geweſen und hatte, vor kaum einer Stunde, die Frage nach dem Grund ſeiner ſeltſamen Maßnahme an ihn geſtellt, worauf er mit einem grimmigen Weinen in der Kehle, die Fauſt auf den Tiſch ſchlagend, die Worte der Schrift, nicht anders, als wären es ſeine eigenen, gebraucht hatte: „Wahrhaftig, wo dieſe nicht redeten, müßten die Steine ſchreien!"

Inzwiſchen ſah es ſeit dem Ereignis recht wunderlich im „Grünen Baum" und um Emanuel aus. Erſtens war die Gegenwart eines Mannes, dem man gewiſſe Heilkräfte zutraute, unter den kleinen Leuten ruchbar geworden, und zwar hatten Quintens Begleiter, obgleich er leugnete, jemals ein Wunder getan zu haben, teils aus Überzeugung, teils aus einer gewiſſen Wichtigtuerei, ihn als Wundertäter bekannt gemacht. Emanuel nahm einen tiefen Anteil an der im Grunde kranken Menſchenwelt. Es war ihm, als trüge er ſelbſt ihre Krankheit. Deshalb gelang es ihm auch jetzt noch nicht gegen die Leiden des einzelnen Menſchen gleichgültig und gefühllos zu ſein. Trotzdem hatte er, ſich auf Behandlung Kranker einzulaſſen, im „Grünen Baum" von vornherein abgelehnt: was natürlich nicht hinderte, daß die Leidenden kamen, den Wirtsleuten zu verdienen gaben, ja ſich mit Geſchenken an ſie heran machten.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel

Anton Scharf hatte von ſeiner Bekennertat auf der Rathaustreppe einen achtzehnjährigen Menſchen, Sohn eines Poſtbeamten und Primaner, mit nach Hauſe gebracht. Der dürftig gekleidete, ſtark im Wachſen begriffene, ſchöne Jüngling hieß Dominik. Er war ziemlich groß, hatte den erſten dunklen Bartflaum, wie einen feinen Schatten, um Oberlippe und Kinn, dunkle, melancholiſche Augen und eine zarte, bräunliche Haut. Er trug ſchadhafte Schuhe mit ausgeweitetem Summizug, Beinkleider und Rockärmel waren zu kurz geworden, ſein Vorhemd und Kragen, der ohne Schlips war und den niemand ihm wuſch, konnten unmöglich ſauber ſein. Es lag ein ſchmerzlicher Idealismus in dieſem Kopf, der etwas Edles und dabei unſäglich Anziehendes hatte.

Dominik hatte die Worte Anton Scharfs: „Ich ſage euch, Chriſtus iſt auferſtanden!" gehört, er war dem Bekenner nachgeſchlichen und hatte ihn über Abſicht und Grund ſeiner Handlung ausgefragt. Als er aus einem dunklen Zuge des Herzens Anton begleitet hatte und vor dem Meiſter dieſes grobſchlächtigen Jüngers ſtand, wußte er faſt auf den erſten Blick, daß ſein Schickſal fortan unlöslich mit dem dieſes Menſchen verknüpft ſein würde.

Er wurde Emanuels rechte Hand.

Eine ſolche Hilfe brauchte Emanuel, denn er hielt bereits einige Tage nach der Ausſendung der Sieben gleichſam regel-

mäßige Sprechſtunde. Es zeigte ſich, daß im geheimen viel mehr Menſchen, als es den Anſchein gehabt hatte, durch das Bekenntnis, Chriſt ſei erſtanden, berührt worden waren, und dieſe hatten den Weg bis zum Herde des neuen Irrglaubens zu finden gewußt.

Unter denen, die Dominik empfing, ehe ſie eines Geſpräches mit Emanuel Quint gewürdigt wurden, waren keineswegs nur Mädchen, Frauen und Männer aus niederen Volksſchichten, ſondern auch Baroneſſen und Gräfinnen, Militärs in Zivil, kurz Leute von Stand und darunter manche prominente Perſönlichkeit; ſie ſcheuten ſich nicht vor dem übelriechenden, ziemlich verrufenen Platz, der, obgleich über ihn eine Straße führte, nur wie ein Hof wirkte, an dem das Gaſthaus zum Grünen Baum gelegen war. Sie traten über die ſchmierige Schwelle, mutig, wenn auch nicht ohne Schaudern, in den ſchmierigen, engen, von Fliegen überkrochenen Hausflur hinein und durch die Tür rechts in das von Käſegeruch und Alkoholdunſt geſättigte Saftzimmer, was für dieſen und jenen aus dem Kreiſe der Vornehmen zum Warteraum und zur Geduldprobe ward.

In wenigen Wochen tat ſich vor Quint der ganze Jammer auch der mittleren und oberen Stände auf, die eine den Neid ſo ſtark erregende, glänzende Außenſeite zur Schau trugen. Er blickte in ein über alle Begriffe bitteres, inneres Elend hinein, und es kam ihm vor, als wenn dies das echte Antlitz der Zeit wäre.

Da war ein Weib, das ihr vornehmer Mann, nachdem er ihr ewige Liebe und Treue geſchworen, phyſiſch vergiftet, geſchlagen, um ihr Vermögen gebracht, mit einer anderen betrogen und dann verlaſſen hatte. Eine Tochter, die von ihrem vergötterten Vater ſittlich entehrt worden war. Eine andere Tochter, die ihr würdeloſer und deklaſſierter Papa zum Han-

delsobjekt erniedrigt und an Kavaliere verschachert hatte. — („Er hat meine Seele zehnmal zertreten!" sagte sie.) — Da war eine andere Tochter, durch ihre Eltern von einem jungen, gesunden, geliebten Mann hinweggerissen und an einen reichen und kranken Roué von Stand zur Ehe verkauft. Da war ein Mann, der vor dem Schlafzimmer seiner vergötterten Frau fast jede Nacht die Stiefel eines andren Verehrers fand. Ein anderer, den ein geliebtes Weib zu Betrug, Diebstahl und Totschlag verführt hatte. Das Weib eines vornehmen Mannes, der seine Seele vor Quint ausschütten wollte, war eine Trinkerin und kam, zur Landstreicherin erniedrigt, zuweilen bettelnd vor seine Tür, wo ihre eigenen Kinder, die sie von ungefähr sahen und sie nicht kannten, sich vor der eigenen Mutter entsetzten und ekelten.

Es kam ein Vater zu Quint, der auf seinen Sohn jeden erdenklichen Fluch zu häufen sich für berechtigt hielt: der Sohn hatte an der Kassa seines Vaters Diebstahl, Betrug und Einbruch verübt. Es kamen Leute ohne Zahl, die waren in ihren Berufen unglücklich, das heißt, ihr Beruf erschien ihnen wie ein Zwang, ein Kerker, ein Unglück, ein Seelenmord, dem sie doch nicht entrinnen konnten, weil er das einzige Mittel war, ihr tägliches Brot herbeizuschaffen. Unter diesen Unfreien, diesen Gefesselten waren hohe und niedrige Militärs, hohe und niedrige Beamte, Vertreter der allermeisten Berufsarten: und keiner wollte gerade das, was zu sein ihn die Verhältnisse zwangen, sondern etwas ganz anderes sein.

Es mußte Emanuel und auch Dominik auffallen, welcher Grad von Demut, Furcht, ja Feigheit, der Mehrzahl dieser Menschen eigen war, die in ihren Kreisen und in ihrer Öffentlichkeit meist mit unbeugsamer Härte und mit nicht minderem

Hochmut auftraten. Und weshalb ſuchten ſie eigentlich bei ſeiner Armut und in ſeinem ſchmutzigen Winkel Rat, da ihnen doch ganz andere Ratgeber zu Gebote ſtanden? Sie ſelber meinten, ihre Welt ſei bis obenan von Tücke, Lüge, Heuchelei, Haß und Niedertracht angefüllt. Einer belaure des andern Schritte und ſei, ſofern dieſer auch nur das geringſte Zeichen von Schwäche, etwa durch irgendein offenes Bekenntnis, merken laſſe, ſofort mörderiſch über ihn herzufallen bereit; „denn," ſagten ſie, „die moderne Geſellſchaft iſt auf den rückſichtsloſen Kampf der Intereſſen aller gegen alle geſtellt. Wehe dem, der auch nur einen Augenblick feindlich um ſich zu blicken und um ſich zu ſchlagen nachläßt!"

Es kamen auch viele Leute zu Quint, die über eine widernatürliche Anlage ihrer Natur, die ſie vergeblich zu bekämpfen ſuchten, zu klagen hatten. Es waren ſolche darunter, deren übrige Weſensart von ganz beſonderer Feinheit und Zartheit war, Menſchen, die jeden Mut zur Schönheit, zur Treue und auch zum Tode hatten. Manche von ihnen gingen mit dem Gedanken, freiwillig aus dem Leben zu ſcheiden, um: eine Abſicht, über die ſich auch der junge Dominik zuweilen mit Quint auseinander zu ſetzen pflegte.

Die Martern der meiſten aber, die zu Quint kamen, drehten ſich um den Erwerb und Verluſt von Geld. Die Sorge darum vergiftete ihnen Tage und Nächte, verdarb und zerrüttete ihnen Jahr um Jahr ihrer Lebenszeit. Quint glaubte zu ſehen, wie die geſamte moderne Ziviliſation nichts weiter als eine erzwungene Orgie ohne inneren Sinn, verbunden mit einem faden oberflächlichen Rauſche, war, darin ſich keiner der Teilnehmer wohlfühlte. „Der Zweck," ſagte Dominik, „der Geſamtheit iſt entweder der Einzelne oder der Einzelne braucht die Geſamtheit nicht." Seine Meinung war ferner: die ganze

Menſchheit ſei augenblicklich zu einer ſchwitzenden, ächzenden, fluchenden Bedienungsmannſchaft des großen Molochs Maſchine herabgewürdigt, ja ſie ſei ſelbſt ein Maſchinenteil und ſtünde mit Rad, Achſe, Schiene, Kohle und Öl auf gleicher Stufe.

„Das würde nichts ſchaden," meinte Quint, „wenn nur nicht der ganze Körper, zu dem wir gehören, ſchlecht und verſeucht wäre. Ein ſchlechter Sauerteig hat das ganze Brot, von innen heraus, verdorben und ranzig gemacht. Außerdem ſitzen wie ebenſoviele Krebsgeſchwüre, verdeckt unter buntem Tuch, blanken Knöpfen, Seide, Hermelin und Spangen von Edelſtein, Geſchlechtsſucht, Ehrſucht, Mordſucht verbunden mit Menſchenfurcht in dem Leibe der Ziviliſation. Wer will ihn geſund machen?"

In dieſen Tagen und allen ſeinen Beſuchern gegenüber empfahl Quint immer wieder dasſelbe Heilmittel: „Segnet die, die euch fluchen! bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen! tut wohl denen, die euch haſſen! liebet euren Nächſten wie euch ſelbſt! wer dich bittet, dem gib! und wer dir das Deinige nimmt, von dem fordere es nicht wieder! und wer dich ſchlägt auf eine Backe, dem reiche die andere auch dar! wer dir den Rock nimmt, dem ſchenke auch noch dein Hemd."

So weit waren die Antworten Quints im ganzen harmlos geweſen. Eines Tages aber kam ein Menſch zu ihm, der fragte, was er tun ſolle, da er es mit ſeinem Gewiſſen nicht vereinbaren könne, eine Waffe zum Menſchenmord in die Hand zu nehmen, aber leider zum Militärdienſt ausgehoben ſei. Quint ſagte: „Du ſollſt nicht ſchwören! So verweigere dem König den Treueſchwur!" Er fuhr dann fort: „Du ſollſt nicht töten! So lege den Säbel ab, den ſie dir umbinden wollen, und nimm das Gewehr, wenn ſie es dir reichen, nicht in die Hand!"

„Sie werden mich in den Kerker werfen," ſagte der Mann. „Dann liege im Kerker!" gab Quint zur Antwort. „Sie werden mich anſpeien, mich verfluchen, mich verachten, mich auf jede erdenkliche Weiſe mißhandeln, mich aus der Geſellſchaft der Menſchen ausſtoßen." Quint ſprach: „Das haben ſie Jeſu Chriſto auch getan." „Wenn ſie mich aber töten?" fragte der Mann. „Dann mußt du ſterben!" ſagte Emanuel.

Quint und Dominik, zuweilen mit Hedwig Krauſe als der dritten im Bunde, machten oft weite Spaziergänge. Dann ſtreiften ſie an den Ufern der Oder hinauf oder bewegten ſich über die melancholiſchen Wieſenflächen der ſcheinbar ſtillſtehenden Ohle, wo ſie gelegentlich einen Kahn losmachten, den ſie in tiefſter Einſamkeit, etwa an eine Weide gebunden, vorfanden, die mit ihren Zweigen ins Waſſer hing. In dieſem Jahr war der Frühling zeitig eingetreten und es gab Nächte von einer unendlichen Schwermut und Schönheit in dieſer Flußniederung.

Emanuel nahm in den erſten vierzehn Tagen ſeltſamerweiſe keine Veranlaſſung, Hedwig und Dominik gegenüber auf ſeinen Meſſiaswahnſinn zurückzukommen. Er ging ausſchließlich auf die Sorgen und Kümmerniſſe des durch ihren Beruf nicht befriedigten Mädchens und auf die Philoſophie der Lebensmüdigkeit des ihm mit Leib und Seele ergebenen Primaners ein.

Dominik trug ſich mit Selbſtmordgedanken.

Menſchen, die das Leben bis ins hohe Mannesalter getragen haben, erinnern ſich meiſt gewiſſer Kriſen der Jünglingsjahre nicht und ſind nicht geneigt, ſie wichtig zu nehmen. Dennoch hat das Leben in jedem Alter die gleiche Wichtigkeit. Schon deshalb, weil immer der gleiche Einſatz, nämlich die ganze Perſönlichkeit, zu Gewinn und Verluſt auf dem Spiele ſteht. Tragik und Heroismus, das beweiſen zahlloſe Beiſpiele, ſtehen

dem Jünglingsalter ebenſo nahe, ja vielleicht näher als jedem ſpäteren. Und jener Augenblick, in dem die reine und eigentümliche Gefühlswelt eines keuſch erwachten Idealismus hochbegabter Jünglingsnaturen von der Erkenntnis der herrſchenden Niedertracht und platten Gemeinheit der Welt wie mit einem vergifteten Speer tödlich getroffen iſt, wird dieſer ſelbe Speer, nicht ſelten von der Hand des Betroffenen, mutig und entſchloſſen weiter bis ins Herz des eignen, körperlichen Lebens weitergeführt. Jahr um Jahr kommen Schiffe mit ſchwarzen Segeln von den Labyrinthen des Minotaurus zurück.

Die Lehrer hatten Dominik eröffnet, er werde von dem ſogenannten Abgangs- oder Reifeexamen zurücktreten müſſen, nicht eigentlich mangelnder Kenntniſſe wegen, ſondern weil er moraliſch nicht von der nötigen Reife ſei. Der Anlaß, den er für dieſes Urteil gegeben hatte, beſtand in Freundestreue und kameradſchaftlicher Aufopferung. Er war, ohne daß er ſelbſt zum allergeringſten Verrat zu bewegen geweſen wäre, überführt worden, bei gewiſſen Arbeiten unter Klauſur, ſeinen Nachbarn rückſichtslos mit Rat und Tat hilfreich geweſen zu ſein.

Keineswegs war er aber durchdrungen von der eigenen Unmoral, ſondern, da er in dieſer ekelerregenden Schulmoral den herrſchenden, ſchmutzigen Unſinn der Welt verkörpert wähnte, ſo kam ihn vor dieſer Welt ein tödliches, mit Übelkeit gemiſchtes Grauſen an.

Dominik hat ein Heftchen Gedichte zurückgelaſſen und eine Anzahl Notizen über Emanuel Quint. Eines Abends, als eben der Mond wie eine rieſige, in düſterer Roſenfarbe glühende Kugel am Rande der Ohlewieſen lag, hatte er ſtill im Boot — aber nur dieſes einzige Mal, — vor Hedwig Krauſe und vor Emanuel aus ſeinen Gedichten vorgetragen.

Seine Seele war, nicht anders wie eine eben geöffnete Blüte,

von großer, eigener Schönheit — ja von einer königlichen Schönheit! — dabei aber auch von mimoſenhafter Verletzlichkeit. Die gleiche Verletzlichkeit ſah er in allen, die ſeiner Meinung nach unterdrückt und entrechtet waren. Ohne mit irgendeiner Partei Gemeinſchaft zu haben, ordnete er ſich ſelbſt in die Klaſſe der Verachteten und Zertretenen ein.

Dies war der Abſchluß eines Gedichtes, das er an jenem Abend im Boote mitgeteilt hatte:

Und wie man einſt am Anfang deines Lebens
nur mit Verachtung ſah auf dich herab,
ſo iſt auch jetzt das Endziel deines Strebens
und deiner Tatkraft ein verachtet Grab!

Dominik war ein Menſch von bewunderungswürdigen, vielfältigen Anlagen und von einer für ſein Alter ſtaunenswerten Gelehrſamkeit und Beleſenheit. Er beſaß einen Reichtum an Kenntniſſen aus der Naturwiſſenſchaft. Er liebte kosmologiſche und kosmogoniſche Träume. Er ſprach, als von zwei gleich großen Wundern, von dem moraliſchen Geſetze in uns und dem geſtirnten Himmel über uns. Er hielt Emanuel Quinten und Hedwig Krauſe Vorträge, in denen die Namen Giordano Bruno, Herſchel und Kepler vorkamen. Er ſprach mit funkelnden Augen davon, wie Galilei im Kerker ſein: „ſie bewegt ſich doch!" geſprochen hatte und wie die Menſchheit allezeit ihre größten Wohltäter ſteinige. Er behauptete, wenn er weiter lebe, ſo werde er künftig mit dem Volk, durch das Volk, unter dem Volk und für das Volk ſein Beſtes tun.

Als ob er im Innerſten zu ihr gehöre, ſchloß er ſich der einſtigen romantiſchen Schule an. Er liebte Novalis, der das Wort geſagt hatte: „Deutſchheit iſt echte Popularität". Er liebte die ganze Gruppe, weil ihr freies und kühnes Denken

nicht in Rationalismus verſandete, ſondern das Myſterium des Daſeins fortgeſetzt als ſolches erkannte und beſtehen ließ. Dieſer Jüngling vereinigte den Geiſt und Stolz freier Forſchung mit der myſtiſchen Inbrunſt eines mehr katholiſchen Chriſtentums, das ihn mit einem weichen, ſehnſuchtsvollen Lyrismus erfüllte.

Sein Lieblingsdichter außer Novalis war Hölderlin. Nicht nur ſprach er in ſtillen Stunden gern dieſes und jenes ſeiner Gedichte aus dem Kopfe vor, ſondern er führte auch den Hyperion in einem zerleſenen Exemplar faſt ſtets in der Taſche.

Was Dominik an Emanuel feſſelte, wird vielleicht nach alledem einigermaßen begreiflich ſein. Entſcheidend für die neuentſtandene Abhängigkeit des jungen Genies war natürlich vor allem der Eindruck, den Quintens ganze Erſcheinung hervorbrachte. War ihm ſchon der platteſte und gewöhnlichſte Menſch ein Myſterium, wieviel mehr dieſer Quint, deſſen geheimen Anſpruch er kannte. So ſtürzte er ſich mit einer vielleicht mehr künſtleriſchen, als blindgläubigen Sucht in die verwirrende Atmoſphäre um Quint hinein. Aber es war dabei ein bewußtes, entſchloſſenes Wollen in ihm, weil er ſpürte, daß der Weg des Meiſters, den er gefunden hatte, dorthin ging, von wo auch ihm die größte Lockung der Ruhe oder des Paradieſes ausſtrahlte. Dieſer, wie er ihn bereitwillig und aus Überzeugung nannte, heilige Menſch war, wie er ſelber, gleichſam nur verirrt in die Welt.

Seht — der Fremdling iſt hier — der aus demſelben Land
ſich verbannt fühlt, wie ihr; traurige Stunden ſind
ihm geworden — es neigte
früh der fröhliche Tag ſich ihm.
Bleibt dem Fremdlinge hold — ſpärlich Freuden ſind
ihm hienieden gezählt — doch bey ſo freundlichen

Menſchen ſieht er geduldig
nach dem großen Geburtstag hin.

Im Umgang mit Dominik zeigte Quint ſeltſamerweiſe eine, wie ein Ausruhen wirkende, ungeſchraubte Schlichtheit und menſchliche Einfachheit. Zwiſchen beiden, ſchien es, war, ohne jede Verhandlung, ſtillſchweigend ein feſter Pakt geſchloſſen. Es herrſchte eine faſt magiſche Einigkeit. Dominik, der, über einem verrufenen Lokal, bei Bahnſchaffnersleuten in Schlafſtelle war — wo er ein Kruzifix über dem Bett angebracht und ein anderes auf ſein Nachttiſchchen geſtellt hatte! — beſchäftigte ſich trotzdem nicht viel mit der heiligen Schrift, und es wurde auch zwiſchen ihm und Quint kaum je eine Bibelſtelle beſprochen, ja überhaupt nur ein religiöſes Geſpräch geführt. Durch ein Wort, das Quint eines Tags geprägt hatte, als der Name des Heilands gefallen war, ward Dominik betört oder, nach ſeiner Anſicht, aufgeklärt: „Chriſtus? ich kenne ihn nicht, oder bin es ſelbſt!" hatte es gelautet.

Vierundzwanzigſtes Kapitel

Erſt am zehnten Tage nach ſeiner Abfertigung hatte ſich Martin Scharf, mit dem zwölf Jahre alten Guſtav Quint, in der Wirtſchaft zum „Grünen Baum" eingefunden. Er hatte auf dem Wege nach Siersdorf die eigene Heimat und das Grab ſeiner Eltern aufgeſucht, wo er betete und allen Ernſtes den Toten unter dem Raſen mitteilte, es ſei geſäet verweslich, um aufzuerſtehen unverweslich, und die Zeit ſei nahe, wo es in ſeine Hand gegeben ſein würde, ſie aufzuerwecken. Hernach, auf dem Wege durchs Dorf, hielt ihn der neue Beſitzer ſeines Häuschens an und er war gezwungen, über den Sonntag bei ihm zu bleiben, um endlich die ſogenannte Auflaſſung des Grundſtücks am darauffolgenden Montag, an Gerichtsſtelle, vornehmen zu laſſen. Nachdem es geſchehen und Martin weiter gewandert war, ſagte der neue Beſitzer, zu einem jeden, der es hören wollte, wie Martin Scharf dermaßen unſinnig in ſeinem Betragen und Reden wäre, daß man ſelber, um nüchtern zu bleiben, ſein ganzes bißchen Verſtand nötig habe.

Der alte Quint empfing Martin durchaus nicht mit Freundlichkeit, und da ſeine Frau, die immer im beginnenden Frühjahr einen Gemüſehandel eröffnete, nicht zu Hauſe war und er ſelbſt und Auguſt, ſein Sohn, von der Reiſe Guſtavs durchaus nichts wiſſen wollten, gab es lange Zeit niemand, der dieſen Eigenſinn brechen konnte. Am fünften Tage der

Reiſe Martin Scharfs kam endlich, gegen Abend, die Mutter nach Haus und man konnte nun ruhiger unterhandeln.

Aber auch hier erhielt der gediegene und vertrauenerweckende Martin nur mit Mühe die Einwilligung, den kleinen Benjamin mit ſich zu nehmen. Die Mutter weinte viel über Emanuel Quint und überhäufte den Abweſenden mit Vorwürfen. In einem Atem ſchwor ſie, es ſei in ſeinem Kopfe von Jugend an, ja von Geburt an, nicht richtig geweſen und behauptete, er hätte können nach ſeinen Anlagen und nach alledem, was ihm geboten worden war, wenn er ſich's nur im geringſten wahrgenommen haben würde, die Stütze der ganzen Familie ſein. Für alles, was Martin von ihm erzählte, hatte ſie nur die Worte: närriſch, nichtsnutzig, übergeſchnappt! war aber ſchließlich doch ſo weit, beſonders weil ihr der kleine Guſtav ſelbſt mit dringlichen Bitten zuſetzte, den Jungen mit Martin reiſen zu laſſen. Sie gebrauchte dabei dieſe bittere Form der Zuſtimmung: „Gut! ihr wollt mir den Bengel auch noch verrückt machen".

Jetzt widerhallte die Hütte des Tiſchlers noch einen ganzen Tag lang von heftig geführter, häuslicher Streitigkeit, die endlich, auf das Anraten von Frau Quint, durch einen harten Taler für ihren Mann und einen für Auguſt von Martin geſchlichtet wurde. Der alte Tiſchler hatte ſich, im Beſitz des Geldes, denn auch ſofort ſtillſchweigend wie mit ſeinem Raube davongemacht.

So war denn Martin Scharf ſtrahlenden Auges mit Guſtav bei Quinten eingetroffen. Dieſer riß ſeinen Bruder an die Bruſt, und es war von jetzt ab, während dreier Tage, ſo, als ob nur der Bruder auf der Welt wäre und Emanuel ſich ſelbſt, ſeine Sendung, ſeinen heimlichen Vorſatz, ſeinen

Jeſuswahn, ſeine vergangenen und zukünftigen Schickſale, ſeine Jünger, Freund und Feinde, kurz, alles, außer dem Bruder, vergeſſen hätte.

Das Betragen Emanuels hatte, nicht anders wie das ſeines jungen Halbbruders, etwas kindlich Rührendes. Er ſchlief auf dem Sofa und räumte dem Kleinen die Bettſtelle ein. Er erſuchte Dominik, oder einen ſeiner andren Begleiter, dieſe und jene Kleinigkeit einzukaufen, die der Junge, mit ſtaunenden Augen, etwa in einem Schaufenſter entdeckt hatte. Darunter war ein kleines Laubſäge-Handwerkszeug. Stundenlang half ihm Emanuel ſelbſt, eine zierliche Arbeit auszuführen. Auf ſeine Bitte kauften die Jünger ihm Gläschen voll Selterwaſſer mit Himbeerſaft. Man zeigte ihm Schaubuden, wo wilde Tiere zu ſehen waren. Guſtav war ein zarter, blonder, durchaus nicht bäuriſcher Knabe, der, durch die Fülle des Neuen berauſcht und beglückt, voll Bewunderung zu Emanuel aufblickte.

Schon am Morgen nach ſeiner Ankunft hatte Emanuel Schweſter Hedwig, unten am Eingang des Krankenhauſes, ſeinen Bruder mit einem merkbaren Stolze vorgeſtellt. Er ſagte es nicht, aber man konnte es ſeinen Blicken anſehen, daß er es dachte: Solche beſitzen das Himmelreich! Und wenn ſeine Mienen, gleich einem plötzlichen, tiefen Wolkenſchatten, der Ernſt überkam, ſo lag es dahinter: Wehe! und ſehet zu, daß ihr nicht einen von dieſen Kleinen beleidigt! Emanuel ſchien dieſem Knaben gegenüber ganz Hingebung, ja, während einiger Tage, ganz hilfloſe Abhängigkeit. Er ſah die Welt aus des Bruders Augen.

Dominik pflegte eine vertraute Beziehung zu einer Kellnerin. Es war ein Mädchen, das ſich in der Gewalt jenes Wirtes befand, der die Bier- und Weinſtuben unter der Wohnung des Bahnſchaffners, dem Quartiere Dominiks, inne hatte.

Dieſe Räume, die eine übelberüchtigte, niedre Spelunke bildeten, trugen den Namen Muſenhain, womit eine hochgelobte Gegenwart die goldene und reine Luft der parnaſſiſchen Höhen rückwirkend verpeſtete und dieſen ganzen Gottesberg der Vergangenheit zum Müllhaufen umwandelte.

Eliſe Schuhbrich, ſo hieß das Mädchen, hatte für Dominik eine ernſte, wenn auch reſignierte und hoffnungsloſe Neigung gefaßt. Sie war eines Bahnhofsinſpektors Tochter, die, nachdem ſie mit achtzehn Jahren ein Kind geboren hatte, wie üblich von ihrem Vater aus dem Hauſe geworfen und für immer verſtoßen worden war. Sie durfte ſich nicht mehr blicken laſſen, oder, wie er gedroht hatte, er ſchlüge ſie tot.

So wurde ſie, ohne Mittel für ihren Unterhalt, ganz natürlicherweiſe eine Beute für jedermann, ward von der Polizei „unter Sitte" geſtellt — das heißt unter Anſitte! — und fand endlich in jenem ſchrecklichen Siftwinkel Unterkunft.

Eliſe erſchien eines Tages vor Quint, um in einer weinenden Beichte ihr Herz und die ganze Laſt ihres Elends auszuſchütten.

Er ſagte zu ihr:

„Deine Eltern, die dich verfluchen, deine Brüder und Schweſtern, die dich verachten und verdammen, alle, die über dich und deine Taten Recht ſprechen und ſie verurteilen, richten nach dem Fleiſch. Sünde wird nur durch Sünde verdammt. Ich richte niemand." Worte, womit er ſich dieſem käuflichen Mädchen gegenüber allerdings auf den vielumſtrittenen Boden des Heilands ſtellte. Er fügte, indem er der Knieenden, wie ſegnend, die Hand auf den Scheitel legte, noch hinzu: „Steh auf! deine Sünden ſind dir vergeben".

Von dieſem Tage an liebte Eliſe Schuhbrich, die verachtete Kellnerin aus dem Muſenhain, ihren Beichtiger abgöttiſch.

Da ſie immer an ihren traurigen Dienſt in der Kneipe gebunden war, aber ſeine Geſellſchaft und die Geſellſchaft ihres Geliebten nicht entbehren wollte, hatte ſie es zu Wege gebracht, daß Quint ihr den Geliebten nicht mehr durchaus entzog, ſondern mit ihm, an einem der von ihr bedienten Tiſche, ein und den andern Abend zubrachte.

Man weiß, die Tiefe des Schmutzes, darin ein Menſch gezwungen oder freiwillig watet, iſt nicht immer ein Beweis für die Unſauberkeit ſeiner Seele. So hatte ſich denn in einem der Trinkzimmer um einen älteren Künſtler, einen Profeſſor für Malerei, auch ein ſogenannter Stammtiſch gebildet, der aus jugendlich idealiſtiſchen Künſtlern beſtand, unter denen einige allerdings der depravierenden Wirkung des Alkohols und der niedren Erotik bereits verfallen waren. Es iſt nicht zu leugnen, daß der Profeſſor ſelbſt, der von ſeinen Schülern verehrt und umſchwärmt wurde, ein Trinker im letzten Grade war, deſſen ganze Nahrung am Tage aus einem ſauren Hering beſtand, den er in ungeheuren Mengen von Bier und von Wein ertränkte. Dominik war dieſem Kreiſe, dem er ſich manchmal zugeſellte, nicht unbekannt, und der Profeſſor mit dem ſchwarzen Faunsgeſicht und den roten und feuchten Faunslippen, dem ein ſchwarzer Schopf wild über die düſter funkelnden Augen hing, hatte ihn mehrmals mit kicherndem Lachen in bezug auf Eliſe Schuhbrich „unſern Aspa" oder auch „unſern Ritter Toggenburg" zubenannt.

Es machte ein nicht geringes Aufſehen, als Dominik, der etwa vierzehn Tage und länger dem Muſenhaine fern geblieben war, eines Abends mit Quint, in Begleitung des kleinen Guſtav und ſeiner acht ländlichen Mitläufer, wieder erſchien. Der Profeſſor, der ſeine ſchwarzbewimperten Augen meiſt halbgeſchloſſen hielt, konnte ſie plötzlich kaum genügend weit auf-

reißen. Während aber in ſeiner Umgebung ein allgemeines Gelächter und ein großer Lärm der Begrüßung entſtand, hielt er den Blick, wie verſtört und erſchrocken, auf Quint gerichtet, als ob es ihm bei dem Lichte der Gasflammen und im dicken Dunſt von Rauch und Alkohol zu unterſcheiden nicht möglich wäre, daß jener ein wirklicher Menſch und keine bloße Erſcheinung ſeines deliranten Gehirnes ſei.

In der Flucht der Räumlichkeiten und an den verſchiedenen Tiſchen, die von neun Kellnerinnen — tatſächlich neun, nach der Zahl der Muſen! — bedient wurden, ſah es, die Säſte anlangend, ſehr verſchieden aus. Meiſt allerdings fanden ſich ſolche Geſichter, denen das Zeichen der Venus vulgivaga auf der niederen, weichenden Stirne ſtand. Hier zechten Leute, die ihren Fäuſten, ihrem Anzug und ihrem Betragen nach zu urteilen, wahrſcheinlich auf dem Viehhof zu tun hatten, dort hatten ſich Leute niedergelaſſen, deren dürftiges Äußere auf niedere Schreibarbeit, in ſchlecht gelüfteten Kanzeleien, zu deuten ſchien. Abgeſondert, an einem Tiſche für ſich, der ihm auch unbeſtritten blieb, ſaß ein athletiſcher Menſch, mit tückiſchen Augen und einem Stiernacken, der vielleicht als Kettenſprenger oder mittelſt der Brechſtange ſeinen Unterhalt fand. Man ſah Studenten! Dieſer Herr war vielleicht ein Referendar, jener vielleicht ein Regierungsbaumeiſter! Der Dritte konnte ein auf Reiſen befindlicher Paſtor ſein. Nahe am Ausſchank hatte ſich eine Tafelrunde lärmender Kleinbürger aufgetan: kurz, es war jenes ſtandesunterſchiedloſe Gemiſch vorhanden, welches entſteht, wenn der Major in Zivil und der Unteroffizier, der Feudalherr und der Oberkellner, der Kommis und der Hausknecht einträchtiglich in dem gleichen, übelriechenden Tümpel fiſchen gehn.

So weit von dieſen Tiſchen und Räumlichkeiten aus der

Eintritt Quints in Begleitung des Knaben und ſeiner Jünger zu beobachten war, wurden aller Augen ſogleich angezogen und es trat in kurzer Zeit, als ob jeder der lebhaft ſchwatzenden und geſtikulierenden Menſchen das Ende des gerade angefangenen Satzes vergeſſen hätte, Stille ein. Dieſer, der trank, und jener, der, mit herausgequollenen Augen, begierig an einem zähen Beefſteak kaute, unterbrach einen Augenblick verdutzt ſeine Tätigkeit. Und es wurde erſt nach einiger Zeit wieder in der alten Weiſe weiter gekaut, getrunken, geſchrieen, mit den Kellnerinnen geſcherzt und an ihnen, mit derben Griffen und rohen Späßen, wiederum das Beſte getan.

Als der wunderliche Heilige, dem übrigens alle neun Kellnerinnen ſogleich ſcheinbar bedingungslos zugeflogen waren, am vierten, fünften Tage wieder erſchien, war ſein heimlicher Spahn längſt ſcherzweiſe von den Mädchen unter den Gäſten verbreitet worden. Man machte ſich luſtig über den Narren in Chriſto, Quint, der ſeine neue Kirche in einer Kneipe mit Damenbedienung, wie ſie ſagten, aufgeſchlagen habe, deren ſauberes Symbol nicht mehr das Kreuz, ſondern die rote Laterne war. Aber Quint genoß den Reſpekt eines Irrſinnigen. Und es mußten erſt einige Tage vergehen, bevor man an dieſem und jenem Tiſch den Mut, ihn offen zu hänſeln, fand.

Nach und nach zog die Gegenwart Quints eine Menge verſchiedenartiger Elemente an, ſo daß die Tafel, deren Mittelpunkt er und nicht mehr der maleriſch in einen leichten römiſchen Mantel drapierte Profeſſor war, länger und länger ward. Die Geſpräche, die hier geführt wurden, und denen Emanuel, meiſt ohne einzugreifen, zuhörte, hatten die Kunſt, die Literatur, dieſen und jenen Zweig der Wiſſenſchaft, ſoziale Fragen oder philoſophiſche Dinge zum Gegenſtand. Man wußte in den Kreiſen derer, die an Quint irgendwie ein In-

tereſſe nahmen, wo er an mehreren Tagen der Woche zu finden war, und ſo hatte ſich eines Abends Kurt Simon, der jetzt in Breslau eine ſogenannte Preſſe für den einjährig-freiwilligen Dienſt beſuchte, und eines anderen Abends auch Benjamin Glaſer der Tafelrunde eingefügt.

Es wurde Emanuel ſpäter zum Vorwurf gemacht und man ſchloß daraus auf ſeine Verkommenheit im Moraliſchen, daß er nicht nur in dieſer Umgebung niederer Sittenverderbnis ſelbſt ſeine Abende zubringen mochte, ſondern auch, ſo lange er bei ihm war, ſeinen Bruder Guſtav mit ſich nahm. Ja, er hatte ſchließlich auch Schweſter Hedwig um alle Reputation gebracht, ſo daß ſie aus dem Stande der Diakoniſſinnen unter dem Protektorat des Gurauer Fräuleins austreten und in dem konfeſſionsloſen Orden vom roten Kreuz ihre Tätigkeit fortſetzen mußte, weil ſie, wie man ihr nachgewieſen hatte, auch eines Abends, in Begleitung des Aſſiſtenzarztes Hülſebuſch, Gaſt an der Tafel des Muſenhaines geweſen war.

Der kleine Guſtav hing an dem Bruder, ſeit er in Breslau war, mit einer faſt beſorgniserregenden Hingabe. Den jungen ſtudierten und gebildeten Leuten, die eine reizvolle, oft zur Ehrfurcht erregende Ähnlichkeit in dem Wandel dieſes gefährlichen Sonderlings, Quint, mit dem Wandel und Weſen des wahren Heilands hineinſahen, ſchien der Knabe der am innigſten gläubige Jünger zu ſein. Dieſes Kindesauge bekannte es, ohne daß ein Schatten von Zweifel die volle Reinheit des Ausdrucks trübte, wie dieſer Bruder ſein alles in allem: Freund, Beſchützer, Herr und Heiland, ja ſein Gott oder Abgott war. Der blaſſe Knabe ſtarb übrigens früh. Er wurde nicht ganz vierzehn Jahre alt. Ihm wäre vielleicht, wenn er weiter gelebt hätte, ein ähnliches Schwärmerſchickſal, wie ſeinem Bruder, beſchieden geweſen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Als Emanuel eines Tages von einem geweſenen Stukkateur, namens Weißländer, der ſich auf der Breslauer Kunſtſchule für das Zeichenlehrer-Examen vorbereitete, laut wegen der Gegenwart des Knaben am Trinktiſch getadelt wurde, ſagte Quint:

„Uns iſt eine kurze Friſt gegeben. Die Stunden, ja die Minuten, die uns gehören, ſind gezählt. Der Abſchied ſteht vor der Tür und ihr könnt nicht wiſſen, unter welchen Zeichen wir leben und um welche geheime Stunde des Tages und Jahres und zu welchem Ziel wir beide einander geſchenkt worden ſind. Denn wir wandern von weit her und wandern weit hin, und obgleich wir hier ſind, ſind wir nicht hier, noch wir bei euch, noch ihr bei uns. Was ihr hier ſuchet, das ſuchen wir nicht, und was ihr hier findet, dafür ſind unſere Augen blind. Die Augen der Engel heiligen, was ſie betrachten. Glaubt ihr, daß er weniger als ein Engel iſt?"

„Das iſt furchtbarer Schwulſt!" ſagte Weißländer, worauf man ihn aber allgemein — der Profeſſor voran! — zur Ruhe verwies.

„Die Worte des Teufels und die Augen des Teufels," ſchloß dann Quint, „ſind es, die Himmel und Erde gemein machen."

„Du biſt und bleibſt doch eben ein gemeines Luder, Minna," ſagte jemand laut am Nebentiſch, indem er die Kellnerin, die ihm Bier brachte, mit roher Spaßhaftigkeit auf den Rücken

ſchlug. „Das hätten Sie beſſer bleiben laſſen," ſagte darauf, zu dem Fremden gewendet, Dominik. Er hatte bemerkt, wie die Kellnerin halb das Bier verſchüttete und nur mit Heroismus die ſtürzenden Tränen zurückdrängte.

Emanuels Weſen und Betragen machten in dieſen Tagen durchaus den Eindruck ſtrahlender Selbſtſicherheit und Furchtloſigkeit. In ſeinen Gang, in ſeine Haltung, in ſeinen Blick war eine ſtolze Freiheit gekommen. Den Augen der Jünger erſchien er beinahe gebieteriſch. Zu Kurt Simon und Benjamin Glaſer aber äußerte Dominik, voll überſchwänglich jünglingshafter Paradoxie und Bewunderung, wie in ſeinen Augen dieſer Tiſchlersſohn das geborene Genie, der geborene Fürſt des Geiſtes, ein König und Herrſcher des inneren Himmelreichs, und, wie er romantiſch-myſtiſch ſich ausdrückte, mit dem Zeichen allwiſſenden Schmerzes an der gewölbten Stirn, auf Erden der wahre crucifixus ſei.

Nicht ohne tiefe Bewegung konnten die Jünger und Freunde Quints in jener Stunde des Abſchieds bleiben, als er ſich endlich entſchloſſen hatte, den kleinen Guſtav nach Haus zu entlaſſen. Meiſter, Jünger und einige Freunde gaben dem Jungen, der ſeine Heimreiſe diesmal unter der Obhut Dibiezens zurücklegen ſollte, zu Fuß, bis Schmolz, das Geleit. Unter den Freunden befand ſich Hedwig Krauſe und außer Benjamin Glaſer, ſowie Kurt Simon, auch der immer von Quinten eigentlich unzertrennliche Dominik. Es war ein herrlicher Sonntagsmorgen und die vereinten Glocken der Breslauer Kirchtürme, des alten Doms, der Kirche Sankt Magdalenens und Sankt Eliſabethens und vieler anderer ſchickten den Wandernden ihr Geläut bis weit hinaus in die unter dem allgemeinen arbeitſamen Jubel der Lerchen friſch begrünten Felder nach.

Es wurde, während des ganzen Weges, durch die Jünger und auch durch die Freunde der übliche Abstand von Emanuel innegehalten. Die Freunde, und vor allem Dominik, sorgten dafür, daß die zärtliche Schwermut und Feierlichkeit, die über ihm lag, nicht etwa durch grob naives Fragen und Allgemeinverhalten der Jünger gestört wurde. Quint hatte den rechten Arm um die Schulter des Knaben gelegt, dessen rechte Hand fast stets in der seinen haltend. Der Knabe umschlang mit dem linken Arme die Hüfte seines vergotteten Bruders, er legte sein blasses und schwärmerisch blickendes Haupt an ihn an, während ihm ein harter Druck in der Kehle saß und Tränen über die Wangen herabtropften.

Ehe der kleine Gustav, auf dem Bahnhof von Schmolz, mit Dibiez in den Wagen vierter Klasse stieg, warf er sich schluchzend an Quintens Brust. Dieser sagte zu ihm: „Wenn du lebst, wirst du mir nachfolgen! wenn du lebst, wirst du die Taten des Menschensohnes tun! Du wirst niederfahren zur Hölle, sage ich dir, und wirst am dritten Tage wieder auferstehen! Ist es aber anders bestimmt im Rat, so wirst du noch früher mit mir im Paradiese sein."

Diese Worte waren nur halblaut gesprochen, aber doch so, daß Dominik, Hedwig Krause und Martin Scharf sie vernommen hatten.

Auf dem Rückwege bildeten Freunde und Jünger meist eine andächtig lauschende Gemeinde eng um Quint. Der Schmerz des Meisters, die Schwermut des Meisters, bildete eine unsichtbare Wolke der Wehmut, darin alle atmeten. Während der Wanderung sagte Quint:

„Spürt ihr nicht überall in der Natur das Wartende? Wenn ihr lauscht, wenn ihr euch vertieft, wird es euch nicht

unter ſchmerzlichen Schauern des Glückes deutlich, wie alles dieſes, was euch umgibt, wartend, nur vorläufig und nicht endgültig iſt? Iſt euch niemals der Wunſch gekommen, dort zu ſein, wo die von euch ſtrömenden Wellen eures Geiſtes — und eure Sinne ſind Geiſt! — zu Ende ſind? Hattet ihr niemals eine glühende Leidenſchaft, dort, an der äußerſten Grenze anzufangen? Wer es faſſen mag, faſſe es!" fuhr er fort.

Dominik wagte einzufügen:

Selbſttötung ſei der reale Anfang aller Philoſophie und nur dieſer Akt habe alle Merkmale der tranſzendenten Handlung.

Ahnungslos fragten Kurt Simon und Benjamin Glaſer gleichzeitig:

„Was, Dominik, wollen Sie ſich denn ſelbſt töten?"

Er wehrte ab. „Sie verſtehen mich nicht!"

Quint überging dieſe Zwiſchenrede und ſchritt auf dem wirklichen, von Gras und Gänſeblümchen geſäumten Feldwege, und zugleich in die myſtiſchen Weiten ſeiner Seele weiter fort.

„Überall in der Natur iſt das Wartende! Oder meint ihr, daß in dem Lerchenjubel, ob unſeren Häuptern, etwas endgültig iſt? Es iſt noch nicht ſo viel von der Wahrheit, ſage ich euch, als in dem Berichte eines Boten Wahrheit iſt, der den Bericht eines anderen Boten vernommen hat, der von einem weiß, über den die Rede ging, er habe der Wahrheit einen Hauch verſpürt.

Wahrlich, wenn ihr nicht werdet gewiß und gläubig wie dies Kind, das mich eben verlaſſen hat, ſo bleibt ihr ferne vom Himmelreich. Wer aber einen von dieſen Kleinen verachtet, dem wäre beſſer, man hinge ihm einen ſchweren Stein um den Hals und ertränkte ihn. Ihm wäre beſſer, ſage ich euch. Oder ſollte er als ein von Gott vergeſſener, gottloſer

Leichnam leben wollen? Gott iſt Geiſt, und wo der Geiſt nicht iſt, iſt der Tod, ob auch der Körper lebendig iſt. Wer aber im rechten Sinne tötet, der iſt es, der im rechten Sinne lebendig macht. Wer aber im falſchen Sinne lebendig macht, der übt Mord."

Eine verräteriſche, faſt mädchenhafte Röte, ging, mit dem Ausdruck einer ſcheuen, verſteckten Hoffnung, bei dieſen Worten über Dominiks Antlitz hin.

„Ich finde," ſagte Kurt Simon, „daß in unſerer heutigen Welt das Kind, der Knabe, der Jüngling, unter dem Druck der Geringſchätzung und der Verachtung ganz allgemein zu leiden haben."

„Es iſt ſo," ſagte Emanuel. „Dennoch müſſen wir unſere irdiſche Predigt gründen auf Hoffnung, wo nichts zu hoffen iſt, wie die Apoſtel es taten, die nach mir kamen!" — Hier horchten Kurt Simon, Benjamin Glaſer und Hedwig Krauſe erſchrocken auf, während die übrigen von einem heiligen Schauer befallen wurden! — „die Apoſtel, die da ‚geglaubet' haben, wie geſchrieben ſteht, gleich mir ſelbſt ‚auf Hoffnung, da nicht zu hoffen war!'

Tauſend Jahre ſind vor Gott wie ein Tag," fuhr er fort, „ein Tag, der geſtern vergangen iſt. Und über alles das wird ein Tag kommen, auch in dieſe irdiſche Dunkelheit. Wenn dieſer Tag aber nahe iſt, ſo werden der Menſchen Söhne und der Menſchen Töchter das Angeſicht meines Gottes ſehen: ſie ſollen alsdann nicht mehr bloß träumen und weisſagen, denn der Geiſt wird ſich ausgießen auf alles Fleiſch, und der Geringſte wie der Höchſte wird alsdann Leben haben und wiſſend ſein.

Denn es iſt allein der Geiſt, der lebendig macht, das Fleiſch iſt dazu nichts nütze. Gott iſt ein Geiſt. Harret mit allem

Fleiſch auf die Zukunft unſeres Gottes, des Herrn. Ich ſage euch aber, daß er ein Feuer in euern Söhnen und Töchtern anzünden wird, womit er ſich in euren Söhnen und Töchtern wird wiedergebären, und daß fortan das Geheimnis des Reiches Gottes nicht mehr wird das Licht unter einem Scheffel ſein, ſondern des Menſchen Sohn und des Menſchen Tochter werden im Glanze ihres Tages dem Blitze gleichen und Brüdern und Schweſtern des Blitzes, der vom Himmel blitzt und leuchten wird über alles, was im Himmel und unter dem Himmel iſt. Harret!"

„Woran ſollen wir erkennen," fragte Schmied John, „daß der Tag des Menſchenſohns nicht mehr ferne iſt?"

„Erkennet an mir, meine Kinder," antwortete Quint, „daß er nahe iſt. Oder wollt ihr mein Zeugnis bezweifeln? Wer ſollte ein gültigeres Zeugnis ablegen, als des Menſchen Sohn von des Menſchen Sohn? Oder als der Geiſt des Sohnes Gottes von dem Geiſte des Vaters ablegen kann? Des Vaters Geiſt gibt Zeugnis meinem Geiſt, auf daß ich hier in der Welt von ihm zeuge. Wer aber unter euch nicht erkennt, weß Geiſtes Kind ich bin, und daß die Worte, die ich rede, Geiſt ſind und Leben, der iſt noch ferne vom Gottesreich."

„Wir erkennen es alle!" riefen die Jünger. Emanuel aber lächelte ſtill und ſah einen um den anderen von ihnen mit demſelben gütigen, ſtillen Lächeln an.

„Du haſt geſagt: harret," äußerte der immer mit ſtarker Unruhe und mühſamer Aufmerkſamkeit Quintens Rede verfolgende Krezig, der Handelsmann .... „du haſt geſagt: harret! Alſo biſt du nicht, der da kommen ſoll, und müſſen wir eines anderen warten?"

„Ich bin der Wiſſende und der Suchende," antwortete Quint.

„Ihr aber ſeid die, die unwiſſend ſind und nicht ſehen. Deshalb ſage ich euch: Glaubet, dieweil ihr nicht wiſſet! Und wer an mich glaubet, der glaubet nicht an mich, ſondern an den, der mich geſandt hat. Deshalb, wenn ihr mich läſtert, ſo läſtert ihr des Menſchen Sohn, und wahrlich, wie ich geſagt habe: liebet eure Feinde! ſegnet, die euch fluchen! ſo will ich euch dennoch lieben und ſegnen! — Läſtert ihr aber den Geiſt, ſo läſtert ihr Gottes Sohn und macht den Satan zum Herrn über euch."

Sie näherten ſich wiederum der Stadt Breslau an. Quint wies mit der Hand in die dunkle Rauchwolke, die darüber hing. Er ſagte:

„Der Satan iſt der Lügner, iſt der Verbrecher von Anbeginn. Er iſt die Lüge und ein Vater der Lüge. Er iſt das Verbrechen wider den Geiſt und iſt der Vater des Verbrechens wider den Geiſt. Satanas iſt der Herr der Satzungen. Satanas hat Gott und die Menſchen in Kerker geſperrt. Satanas ſitzt auf Petri Stuhl. Satanas hat den Schlüſſel des Abgrundes als Zepter in ſeiner Hand und verſpricht, mit ihm das Himmelreich aufzuſchließen. Satanas hat die Menſchen zu Teufeln, und Götzen aus Holz, Stein, Erz und bemalter Leinwand zu Heiligen gemacht. Ich aber ſage euch: Holz, Erz, Stein, Leinwand können den Menſchen nicht heiligen, ſondern es iſt der Menſch allein, der ſie heiligen kann. Deshalb ſollt ihr zu heiligen Menſchen Gottes werden.

Ihr aber ſeid die Tempel Gottes, Tempel, die da wandeln und erfüllt ſind von Gottes Geiſt. Andere Tempel, Tempel aus Stein und Erz, Tempel mit Türmen, in denen erzene Glocken hängen, gibt es nicht. Gottes Mund iſt nicht von Eiſen, und ſeine Zunge iſt nicht ein Glockenklöppel aus Erz. Wer hätte Gott einen eiſernen Mund gemacht, und wer hätte

ihm eine eiſerne Zunge gegeben? Oder iſt er ein klingendes Erz, oder eine tönende Schelle? Nein! Gott iſt der Geiſt! und wir wiſſen, daß er allein der Geiſt der Weisheit und des Verſtandes, der Geiſt der Wahrheit und der Erkenntnis und daß er der Geiſt der Liebe iſt.

Ein Menſch mag des anderen Diener ſein, aber er ſoll nicht Gottes Diener ſein. Die da Talare tragen, von den Kanzeln predigen, Gnaden verkaufen, unwirſch zuteilen und vorſchneiden, und ſich Diener und Knechte Gottes heißen, ſind in Wahrheit Knechte und Diener von Satanas. Knechte und Diener hat nur Satanas. Gott aber kennt keine Knechte und Diener. Viel eher iſt Gott ein Diener der Menſchen, als daß er die Menſchen zu Dienern erniedrigen möchte. Ich ſage euch: Gott erhöhet die Menſchen, ſie wären denn gottlos, und wo jemand erniedrigt iſt vor Gott, den hat allein der Teufel erniedrigt. Ich aber, der ich von den Menſchen erniedrigt werde, bin erhöhet vom Vater, der ſich in mir erhöhet hat.

Tretet doch in die Kirchen, wo ſie mit ſchwieligen und verkrüppelten Seelen Totenknöchel und den Leichnam deſſen anbeten, den Satan getötet hat, ſtatt daß ſie Engel und Gefäße des Geiſtes ſelber ſind. Womit wollen ſie Gott dienen, außer mit Gott? Was können ſie Gott aus der Armut ihrer Knechtſchaft darbieten? Meinen ſie, daß er ein Vater von geprügelten Hunden, winſelnden und gefeſſelten Knechten zu ſein begehrt, deſſen Füße mit Wolluſt auf ihren Nacken herumſtampfen? Wahrlich, ich ſehe die Zeit, wo eure Kirchen, eure Kanzeln und Richterſtühle, eure Altäre, wo ſie den Menſchen Greuel zu eſſen gaben, werden unter den Boden geſunken ſein, der ewig grünen wird von dem freien Wandel und unter den Füßen der Kinder Gottes."

Man ſieht, wie dieſem neuen Meſſias die ſchriftliche Über-

lieferung der Worte des erſten, echten Meſſias mit eigenen Zuſätzen kaleidoſkopiſch durcheinander ging, und wie er immer die gleichen Gedanken zu neuen Gruppierungen in ſich umwälzte. Freilich ſchien es, ſo wie alle dieſe Worte laut wurden, daß ein Zwang, eine innere Gewalt hier wirkſam war, die alles von innen, wie mit dem Hauche der erſten Schöpfung hervorbrachte, und jedenfalls lag für die Zuhörer ein kühner und erneuernder, wenn auch weit mehr berauſchender und entzückender, als klärender Sinn darin.

„Was ſagen Sie zu der Äußerung Quints von den Apoſteln, die nach ihm gekommen ſind?" fragte, als die jungen Leute ſpäter allein waren, Benjamin Glaſer mit einer gewiſſen eigentümlichen Spannung Dominik. Dieſer antwortete:

„Wenn Sie eine rationaliſtiſche Antwort ſuchen, ſo bin ich dafür nicht der rechte Mann. Dazu hat mich dieſe Erſcheinung zu ſehr verzaubert. Novalis ſagt: alle Bezauberung geſchieht durch partielle Identifikation mit dem Bezauberten, und ich, der Bezauberte, bin mit dieſem Zauberer identifiziert. Ich verſtehe, ich kenne, ich fühle ihn allenthalben. Er hat mich gezwungen, jede Sache ſo zu ſehen, zu glauben, zu fühlen, wie er will. Und hat er nicht über alle ſeine Begleiter, Sie und Herrn Simon ausgenommen, eine ähnliche Macht, als über mich?

Ich will Ihnen einen kurzen Dialog, wiederum von Novalis, ſagen, der Ihnen ſtatt aller Antwort auf Ihre Frage dienen ſoll. Ich glaube, ein Leben ohne Magie kann nur von oberflächlichen Denkern gedacht werden. Ich bin gewiß nicht erſt vor achtzehn Jahren, durch den Zufall meiner Geburt, in das Univerſum hineingeraten."

Dominik ſchloß: So lautet das Zwiegeſpräch:

„‚Wer hat dir von mir geſagt?' fragte der Pilgrim. ‚Unſere Mutter.' — ‚Wer iſt deine Mutter?' ‚Die Mutter Gottes.' ‚Seit wann biſt du hier?' ‚Seitdem ich aus dem Grabe gekommen bin.' ‚Warſt du ſchon einmal geſtorben?' Wie könnt ich denn leben?'"

Glaſer fragte: „So glauben Sie alſo an die ewige Wiederkunft?"

„Ich wüßte nicht, was es mehr für ſich hätte, nicht daran zu glauben. Iſt es weniger ein Wunder, daß ich zum erſten Male geboren bin? Und ſehen wir nicht, wie in unſerem engen Bereich ſich alles unerſchöpflich erneuert? Und gibt es außerhalb dieſes engen Bereichs, das unſer ſchwaches Bewußtſein beleuchtet, nicht das Bereich der Ewigkeit und der Unendlichkeit?"

Inzwiſchen war die Polizei auf das Treiben im Grünen Baum aufmerkſam geworden und hatte mehrere Schutzleute abgeordnet, die bei den Nachbarn und auch geradezu bei dem Wirt Informationen, wie man es nennt, einziehen ſollten. Der Wirt und Schlächtermeiſter begünſtigte Quint, weil in ſeinem Laden, ſeit er im Hauſe war, mehr rohe Beefſteaks und Würſte aus Pferdefleiſch und in ſeiner Saftſtube mehr Bier und andere Getränke verkauft wurden. Er traktierte den Schutzmann, der in einem guten Verhältnis zu ihm ſtand, und gab die Verſicherung, man habe es in Quint und ſeinen Anhängern mit harmloſen Muckern zu tun, Betbrüdern, von denen gewiß nichts zu fürchten war.

Thereſe Katzmarek und Martha Schubert hatten Emanuels Spur entdeckt, waren ihm nachgefolgt und hatten in nahe gelegenen Fabriken Arbeit gefunden. Natürlich benutzten ſie jede Gelegenheit, um in der Nähe ihres Abgotts zu ſein. Der Wirt

erklärte, die Weibsvölker kämen nur meiſt gegen Abend zur Betſtunde, und wirklich hielten die Jünger Quints täglich mehrmals, auch hier, in einem hinteren Zimmer des Gaſthauſes Betſtunde ab. In dieſen Verſammlungen, denen Emanuel ſelbſt nicht beiwohnte, ging es nach dem Zeugnis des Wirtes überaus ordentlich und geſittet zu. Er machte zum Lobe dieſer Zuſammenkünfte geltend, daß eines Abends ein großer Stein von Sozialdemokraten, die aus einer Verſammlung gekommen wären, durch die Scheiben in das Zimmer geworfen worden ſei, weil der Geſang eines Kirchenliedes ſie empört habe. Der Freund und Schutzmann bewies indeſſen, bei allem Hunger und Durſt, den er entwickelte, im Ausfragen eine gewiſſe Zähigkeit und wollte nicht nur über Dominik, ſondern auch über Hedwig Krauſe, Benjamin Glaſer und Kurt Simon, ſowie über alle andren Beſucher Beſcheid wiſſen. So wagte der Wirt ihm nicht zu verſchweigen, wie auch der Agitator Kurowski eines Tages unter dieſen Beſuchern geweſen war.

Was die Leute, die Quint noch immer täglich heimſuchten, eigentlich von ihm wollten, wußten der Wirt und die Frau des Wirtes nicht. Sie hatte gelauſcht, natürlich nur zufällig, weil ihre Plättkammer neben dem Zimmerchen Quints gelegen war, und konnte verſichern, irgend etwas Ungehöriges wäre jedenfalls niemals vorgekommen, auch dann nicht, wenn ſchlechte Weibsbilder von der Straße ihn beſucht hätten. Es ſeien auch ſolche Mädchen gekommen, denen man wohl hätte anmerken können, daß ſie Freuden entgegenſahen und in der Verzweiflung Hilfe von ihm zu erlangen gehofft hätten. Aber er habe auch hier, weder jemals ein Medikament verabreicht, noch etwas Verdächtiges getan. So ſei denn auch die eine etwa durch ſeine Worte getröſtet, die andere enttäuſcht davongegangen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Nach einiger Zeit fand im Musenhain jener vielbesprochene Abend statt, der den Kreis der dort Vereinigten sprengte und die Besuche in dem schlimmen Lokal zum Abschluß brachte.

Hedwig Krause war erschienen, aber nicht in Schwesterntracht, und hatte, gleichsam zum Schutz, den in persönlich moralischen Dingen äußerst braven und gediegenen Doktor Hülsebusch mitgebracht. Dieser nun wieder hatte schon längst den Wunsch gehabt, das Treiben um Quint, wie es sich in dieser verrufenen Umgebung abspielte, aus der Nähe zu beobachten. Es war damals nicht ganz ohne Gefahr, den Sitzungen solcher Konventikel beizuwohnen, da man überall geheimbündlerische Tendenzen witterte, denen ein gewisses Ausnahmegesetz, das in jenen Zeiten in Kraft war, mit drakonischer Strenge zu Leibe ging. Aber gerade diese Strenge bewirkte einen zähen und fanatischen Widerstand und trug dazu bei, daß sich in vielen guten, jugendlichen Köpfen kühne und revolutionäre Ideen in Menge bildeten. Man rechnete allen Ernstes mit einem gewaltigen, allgemeinen gesellschaftlichen Zusammenbruch, der spätestens um das Jahr neunzehnhundert eintreten und die Welt erneuern sollte. Wie die armen ländlichen Professionisten, die den Spuren des Narren gefolgt waren, auf das Tausendjährige Reich und auf das neue Zion hofften, so und nicht anders hofften die sozialistischen Kreise, und diejenigen jugendlichen Intelligenzen, die ihrer Gesinnung nahe standen, auf die

Verwirklichung des ſozialiſtiſchen, ſozialen und alſo idealen Zukunftsſtaats.

Über vielen Tiſchen politiſierender Volkskreiſe ſchwebte damals, verquickt mit dem Bier- und Zigarrendunſt, gleich einer bunten, narkotiſchen Wolke, die Utopie. Was bei dem einen dieſen, bei dem andern jenen Namen hatte, war im Grunde aus der gleichen Kraft und Sehnſucht der Seele nach Erlöſung, Reinheit, Befreiung, Glück und überhaupt nach Vollkommenheit hervorgegangen: das gleiche nannten dieſe Sozialſtaat, andere Freiheit, wieder andere Paradies, Tauſendjähriges Reich oder Himmelreich. Dieſe ſich immer neu erzeugende Wolke des Zukunftsſtaates oder Zukunftsreichs war auch über den Köpfen der Geſellſchaft im Muſenhain ſtets gegenwärtig.

Dominik ſaß zur Linken, Hedwig Krauſe zur Rechten Quints und die Eltern des Mädchens würden nicht wenig erſchrocken geweſen ſein, ihre Tochter in ſolcher Umgebung zu ſehen. Übrigens war der Leiter ihres Krankenhauſes ein berühmter mediziniſcher Forſcher und Arzt, der liberale Anſichten hatte und ſogar, über Doktor Hülſebuſch und Schweſter Hedwig hinweg, ſelbſt ein Intereſſe an Quinten nahm. Sein Haus vor der Stadt war ein in Deutſchland bekannter, geſellſchaftlicher Mittelpunkt. Er liebte Muſik, er unterhielt mit den meiſten bedeutenden Geiſtern der Nation, im Gebiete der Literatur und Kunſt, Beziehungen. Kinderlos und bemittelt unterſtützte die Gattin junge begabte Menſchen, Künſtler und Künſtlerinnen und ein gewiſſer junger Maler, Bernhard Kurz, wurde von Profeſſor Mendel und ſeiner Gattin wie ein eigener Sohn gehalten.

Da nun Hedwig Krauſe zuweilen in die Familie ihres Chef-Arztes gezogen worden war und Bernhard Kurz, den ſie von dorther kannte, ebenfalls, nicht weit von ihr, in der Tafelrunde dieſer ſchlechten Spelunke ſaß und überdies Mendel ſelbſt

einmal zu ihr geſagt hatte: eine Perſon, wie Sie, Schweſter Hedwig, kann und ſoll ohne Schaden überall hingehen! ſo fühlte ſie bald die Unſicherheit und das Unbehagen, das ſie beim Eintritt befallen hatte, nachlaſſen.

Sie war überdies nicht die einzige Frau in dieſem Kreis. Ihr gegenüber ſaß, neben einem nicht ſehr großen, einem ruſſiſchen Bauern ähnelnden Menſchen, ein junges Weib, das immer wieder ſchmachtend und abhängig nach den kleinen, unter Bart, Haupt- und Wimpernhaar faſt verborgenen, blöde zwinkernden Schweinsäuglein ihres Nachbars hinblickte. Dieſer Nachbar, der ein faſt immer ſubſiſtenz- und obdachloſer Dichter war, zog zuweilen ein Blättchen heraus, auf das er mit Bleiſtift Notizen machte. Sein Name war Peter Hullenkamp und der ſeiner Freundin Annette von Rhyn.

Peter Hullenkamp, mit Bettfedern im verwahrloſten Haar und dem langen kaftanartigen Paletot, den er deshalb nicht auszog, weil er ihn direkt auf dem Hemde trug, war eigentlich eine Apoſtelgeſtalt. Kurt Simon erſchien er wie ein Waldbruder. Dem jungen Dominik wie ein zyniſcher Philoſoph des Altertums. In Wirklichkeit war er ein zeitfremder Menſch, hinter deſſen ſteiler, gewaltiger Stirn, ſich eine ferne Zukunft und eine ferne Vergangenheit in ein ewig gährendes Märchen zuſammenbildete. Auch Annette von Rhyn, die überall neben ihm herlief, wie Antigone neben dem blinden Ödipus, war vollkommen durch ihn und er durch ſie in dieſes brodelnde Märchen eingeſchloſſen. Sie nannte ihn abwechſelnd einen König von Taprobane, einen Kaiſer der ſieben ſchwimmenden Silberinſeln, einen Aufſeher der hängenden Gärten der Semiramis. Vier Wochen lang nannte ſie ihn den Herzog von Ophir, die nächſten vier Wochen lang war er ihr Harun al Raſchid, der Kalif, und ſie lebte mit ihm, indem ſie ihm ſeine Flöhe

abſuchte, an den mit Früchten, Gewürzen und Getränken überlaſteten Tiſchen in den Paläſten und bedient von den vielen hundert Sklaven ihrer Einbildung.

Außer Hedwig Krauſe und Annette von Rhyn hatte, die Kellnerinnen natürlich ausgenommen, noch eine dritte Frau, Joſefa Schweglin, eine ruſſiſch-polniſche Studentin aus der Schweiz, den Mut gehabt, ſich in das Bereich der berüchtigten Kneipe, und in das Bereich des Narren vom Grünen Baum, wie Quint hier genannt wurde, hinabzuwagen. Dieſes Mädchen, das mit jenen Kreiſen Fühlung hatte, die Turgenjeff die nihiliſtiſchen nennt, war erfüllt mit eigenen Ideen und hatte, außer einer großen Befähigung und Leidenſchaft für die Mathematik, eine noch ſtärkere Leidenſchaft für alles, was in der Seele des niederen Volkes nach Freiheit, Erlöſung und Leben rang. Auch ihre Parole war: Alles mit dem Volk, für das Volk, durch das Volk, obgleich ſie aus einem hochmütig-adelsſtolzen Hauſe ſtammte und, wie viele ihrer ruſſiſchen und polniſchen Mitſchweſtern, mit ſeidenen Kleidern, Equipagen, Dienern und Gouvernanten aufgewachſen war.

In dieſem Kreiſe geiſtvoller und gebildeter Leute, wie überhaupt unter den Eindrücken der großen Stadt, waren die ſieben ländlichen Anhänger Quints etwas ſchüchtern und kleinlaut geworden. Aber ſie hielten mit Augen, in denen die myſtiſche Flamme flackerte, ihren mit leidenſchaftlichen Opfern erkauften Meſſias feſtgepackt — und es war ein Bann, den er ſpüren mußte und mit dem auf keine Weiſe zu ſpaßen war, ebenſowenig, als man ihm ſo und ſo zu entrinnen hoffen konnte. Dieſe einfachen Männer mochten beſcheiden und ſchüchtern ſein, aber ſie ließen ſich im Grunde keinen Pfennig von dem, was ſie von Quint glaubten fordern zu dürfen, abhandeln. Wehe aber, wenn er etwa eines Tages als eine Art Zechpreller vor ihnen ſtünden.

In Wahrheit hatte Emanuel für ſein Teil mit dem Leben abgeſchloſſen und eben darum eine volle Empfindung der Unabhängigkeit, der Freiheit erlangt. Aber er fühlte recht wohl, wie das Leben hier in der Stadt ihn mit tauſend neuen Organen umklammern wollte. Während er zwar die Gleichgültigkeit und den Haß der großen Maſſe deutlich empfand, fühlte er doch auch immer mehr Augen mit ſpannungsvoller Erwartung auf ſich gerichtet und wußte, daß ſie, ohne eine Art endlicher, übernatürlicher Offenbarung, nicht wohl würden zu befriedigen ſein. Es gab auf ſeinem Wege hier mitunter für ihn weder ein Vorwärts noch Zurück. Oft dachte er, aus dem Boot, wenn er allein auf der Oder ſchwamm, in den Fluß zu verſchwinden. Aber er hoffte und harrte, beinahe mit heißer Sehnſucht, auf eine ahnungsvoll vorausgefühlte, andere Todesart, die er aus dem Unbekannten heraus beſtimmt erwartete. Immer wieder ward er enttäuſcht, wenn ſie der Abend nicht gebracht hatte und die Sonne eines neuen Tages wiederum in ſein Fenſter ſchien.

Während alſo die buntgewürfelte Tafelrunde, und mancher außerhalb der Tafelrunde, der Entpuppung des unerklärlichen Menſchen, wie einer Erlöſung entgegenſah, ſtiegen in dieſem immer ſtärkere Wellen empor, die dem Tod durch Fügung des Schickſals, wie einer Erlöſung entgegenfluteten.

Dominik hatte zu ſeiner Geliebten, Eliſe Schuhbricht, geſagt, Quint ſei ein Menſch, der in einer erhabenen, innerlichen Größe über das Erdreich wandele. Die ganze Perſon erhebe ſich bis in das Göttliche hoch hinaus, während er kaum mit den Füßen in der platten Gemeinheit ihrer niedren Umgebung ſtünde. In der Tat hatte Emanuel Wallungen überirdiſcher Größe und Erhabenheit. Er ſagte ſelbſt wiederholt zu Dominik, wie er ſich allbereits dem Unſichtbaren

überall näher verbunden fühle, als dem Sichtbaren. Der Weber Schubert meinte, daß er schon halb im Himmel sei.

Im ganzen war seine Stellung in der Tafelrunde, wo die Jünger ihn anhimmelten, der Professor ihn für ein gutes Modell und sonst für einen sensationellen Narren nahm, wo dieser junge Künstler ihn für ein Genie gelten lassen wollte, der andere ihn für einen von Schwachsinn Geschlagenen hielt, mehr lächerlich als beneidenswert. Besonders da zwar ein jeder von dem starken Eindruck seiner Persönlichkeit getroffen, aber doch im letzten Winkel der Seele nicht sicher war, ob er es mit einem reinen und gutgläubigen Toren oder mit einem bewußten, abgefeimten Betrüger zu tun hatte. Die aber, ohne im Sinne des Köhlerglaubens gläubig zu sein, mit starker Verehrung dem einzigartigen Wesen Quints ergeben waren, und zwar nicht ohne eine gewisse, mystische Gläubigkeit, waren: die russische Polin, der haarbuschige Dichter Peter Hullenkamp, Kurt Simon, Benjamin Glaser und vor allem Hedwig Krause, Elise Schuhbrich und Dominik.

Als die Gesellschaft, zahlreicher als an jedem früheren Abend, eine Weile über alltägliche Dinge plaudernd beisammen war, fing man bereits an den übrigen Tischen und Räumen des Lokales an, sich über sie aufzuhalten. Nach einiger Zeit fand eine Genossenschaft halb betrunkner Kommis es für angebracht, halblaut das fromme Lied „Ach bleib mit deiner Gnade!" unterbrochen von „Du bist verrückt, mein Kind, du mußt nach Berlin!" anzustimmen.

Es war in der kleinen Gasse kein starker Wagenverkehr, dennoch hörte man durch die Fenster, die außen mit Läden verschlossen waren, durch das Geklapper der Bierseidel und das Geträller der Kellnerinnen, den dumpfen Rumor einer

großen Stadt. Der blonde, verſtandestüchtige Doktor Hülſebuſch, der ſich eigentlich vorgenommen hatte, dem Idol Schweſter Hedwigs einmal gründlich den Puls oder auf den Zahn zu fühlen, erörterte, während die übrigen in einzelnen Gruppen andere Fragen behandelten, mit Dominik das Für und Wider der Viviſektion. Dominik machte ſtarke Einwände, während Hülſebuſch alle entſetzlichen Folterqualen, die man den Tieren im Dienſte der Forſchung auferlegte, im Intereſſe der Menſchheit für notwendig hielt. Dominik meinte: Schuld zeuge Schuld, und wenn es auch nur das Verbrechen am Tiere wäre, ſo hätte im Grunde die Menſchheit nur den Fluch, der in allem Verbrechen liege, davon. Übrigens hätte die Menſchheit bereits einen ſo großen Erkenntnisſchatz, daß ſie ihn gegen die Summe des maſſenhaften, brutalen Unſinns, der die Welt beherrſche und der von einer niedrigen und beſchränkten Selbſtſucht getragen ſei, nur durchzuſetzen brauche, um von dem größten Teil der Übel, denen ſie jetzt mit falſchen Mitteln zu Leibe gehe, befreit zu ſein. „Sie wenden ſich alſo gegen das Recht der freien Forſchung!" ſagte Hülſebuſch: während mehrere Male das Wort „Gemeinheit" über den Tiſch herübergeflogen kam, das der Profeſſor ausgeſprochen hatte und das ſich auf Viviſektion bezog. „Wenn Sie das Recht der freien Forſchung unterbinden, meine Herren," rief Doktor Hülſebuſch, „wie wollen Sie denn jemals zu erträglichen allgemeinen Zuſtänden kommen?" „Die Wiſſenſchaft!" rief ein Herr vom Nebentiſch . . . „die Wiſſenſchaft hat uns zurückgebracht!" „Ein ſolches Wort kann nur jemand ausſprechen, der von Wiſſenſchaft eine ebenſogroße Ahnung, wie ein Droſchkenpferd von Klavierſpiel hat!" entgegnete Doktor Hülſebuſch. Der fremde, ſtarke Herr vom Nebentiſch, der ſchon erheblich getrunken hatte, trat darauf an die Geſellſchaft heran und ſing

an, von einem gewiſſen Leiden zu klagen, das er nicht näher bezeichnen wollte und das ſeit vier Jahren, unter den Händen von mindeſtens fünfzehn Ärzten, nur ſchlimmer und ſchlimmer geworden ſei. „Solche Leute wie Sie," rief Hülſebuſch, „die ſich mit ihrem Leiden nach vier Jahren noch immer in ſolcher Umgebung herumtreiben, könnte nicht einmal Gott ſelber geſund machen. Wir lernen nach und nach," fuhr er fort, „mittelſt der Wiſſenſchaft die Natur beherrſchen!" „Lernten wir uns doch erſt ſelbſt beherrſchen," ſagte Dominik. „Was wollen Sie denn mit aller ihrer Selbſtbeherrſchung anfangen?" fragte Hülſebuſch, „gegen ſolche furchtbare Feinde der Menſchheit wie Cholera, Blattern, Lues und Tuberkuloſe, lieber Freund? Da müſſen doch eben wir Ärzte heran." „Gute Luft, Bewegung, Sonne, Seife," warf Benjamin Glaſer ein, „iſt meiner Anſicht nach das ganze ärztliche Evangelium."

Jetzt redete Quint und in dem Kreiſe der gebildeten Leute erregte die veraltete und dabei bibliſche Form ſeines Denkens eine mitleidsvolle Betretenheit, die ſich in einem zwiefach höflichen Aufhorchen ausdrückte.

„Der Satan," ſagte Quint mit einer bald hohlen, bald leiſe klingenden Stimme, „iſt der Feind und Mörder von Anbeginn. Wer aber ein Leib und ein Geiſt iſt mit Gott, hat das ewige Leben. Der Satan allein brachte Krankheit und Tod in die Menſchenwelt. Des Satans Fluch, unter dem wir leben, heißt Feindſchaft, Haß, Selbſtſucht, Geſetz und ewig ſich wiederzeugende Sünde durch das Geſetz. Kann jemand meinen, daß Krankheit etwas anderes als Sünde iſt? Der Teufel war des Geſetzes Anfang, und des Geſetzes und alſo der Sünde und alſo der Krankheit Ende wird Chriſtus ſein."

Eliſe Schuhbrich hatte ihre beiden Arme ungeniert, hinter dem Stuhle Domiſiks ſtehend, über ſeine Schultern gelegt und

er hielt ihre Hände in den ſeinen, während ſie mit einem ernſten, etwas müden Geſichtchen, unter ſchweren, blonden Flechten andachtsvoll auf Quinten herabblickte. Auch ihr Geliebter blickte auf Quint. Als dieſer ſchwieg, trat eben der Agitator Kurowski grüßend von der Straße herein und hing ſeinen Überrock an den Kleiderſtänder, nahm dann ein Spiegelchen, kämmte ſich, beſtellte Bier, faßte die Kellnerin unter das Kinn und hatte dann ſchließlich zwiſchen Kurt Simon und der ruſſiſchen Polin Platz gefunden.

„Gut!" ſagte Hülſebuſch, ohne merken zu laſſen, daß er es ſeiner Meinung nach, mit einem Irren zu tun hatte, zu Emanuel Quint. „Gut! Aber das können wir doch nicht den Kranken ſagen, die zu uns kommen und fordern, daß man ſie geſund machen ſoll.

Ich ſage Ihnen übrigens offen: ich bin ein Gegner des Chriſtentums. Ich bin mit Goethe, Schiller und unſeren größten Philoſophen der Anſicht, es iſt durch die chriſtliche Lehre ein lebensfeindliches Element in die europäiſche Menſchheit gekommen. Das Chriſtentum hat zum Beiſpiel mit der Verdammung, Entheiligung und Entwürdigung des Geſchlechtslebens allein ſchon maßloſes Unheil angerichtet. Es hat den Vorgang der Liebe der Geſchlechter, aus dem die neuen Menſchen hervorgehen, auf eine Stufe mit den Vorgängen in einer Latrine oder Kloake gebracht. Ja ſogar auf eine noch tiefere Stufe. Ich betrachte das Chriſtentum noch immer überhaupt als den wahren Krebsſchaden unſerer geſamten menſchlichen Zuſtände."

Ein Murmeln ging durch den Jüngerkreis, aber Anton Scharf, der mit ſtotternden Worten dreinfahren wollte, ward durch einen Wink ſeines Meiſters zum Schweigen gebracht.

Dann ſagte Quint:

„Es ging ein Sämann aus zu säen seinen Samen, und indem er säete, fiel etliches an den Weg und ward zertreten und die Vögel unter dem Himmel fraßen es auf. Und etliches fiel auf den Fels und da es aufging verdorrete es, darum, daß es nicht Saft hatte. Und etliches fiel mitten unter die Dornen, und die Dornen gingen mit auf und erstickten es. Und etliches fiel auf ein gutes Land. Da es aber aufgehen wollte, kam der Feind des Nachts und säete Unkraut darunter aus. Und es war am Tage der Ernte kein gutes Jahr und nach Frost und Hitze, nach Mehltau und Hagelschlag, waren wenige Körnchen Weizens übrig geblieben."

„Er könnte sich gut etwas deutlicher ausdrücken," bemerkte Weißländer zynisch, „ohne seiner Stimme Zwang anzutun." Josefa Schwieglin aber, die mit Bewußtsein die gleiche Anrede wie die Jünger brauchte, sagte: „Sie meinen also, Meister, daß unser heutiges Christentum Fels, Weg, Dornen, Hagel, Brand, Mehltau, kurz alles andere, nur nicht der ursprüngliche Weizen des Sämanns ist. Nun gut! Aber ist überhaupt auch nur ein Körnchen des alten Weizens übrig geblieben?"

„Was müßte geschehen, wenn ein Körnchen des alten Weizens übrig geblieben wäre?" fragte, statt zu antworten, Quint.

„Es müßte in gute Erde gelegt werden."

„Es sei denn, daß ein Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, anders bleibt es allein und trägt keine Frucht," fuhr Quint fort. „Du hast recht geredet!"

„Demnach, wenn wir Sie richtig verstanden haben, sind Sie im Sinne des heute herrschenden, römisch-katholischen, griechisch-katholischen oder protestantischen Christentums," bemerkte Kurowski, „durchaus kein Christ?"

„Ich bin die Auferstehung und das Leben!" sagte Quint.

Diese letzte Bemerkung bewirkte eine allgemeine Bewegung

unter den Anweſenden. Keiner von ihnen hätte eigentlich ſagen können, welcher Art die Wirkung war, die ſie ausübte. Wenn der eine ſich in ſeinem chriſtlich religiöſen Gefühl, deſſen doch jeder, wenn auch zurückgedrängt, noch genug beſaß, verletzt fühlte, der andere beleidigt, der dritte erſchrocken war, der vierte und fünfte mit lauernder Spannung weiteren Offenbarungen des Tollhauskandidaten entgegen paßte, ſo hatten doch alle zugleich, ſelbſt Doktor Hülſebuſch, einen unerklärlichen, tiefen Schauder gefühlt. Jedes Auge war auf dieſen feſt in ſeinem Wahne begründeten, neuen Meſſias gerichtet, ſelbſt von dem vorausgeſetzten falſchen Schein wie von etwas Übernatürlichem angezogen. Nie hatte man mit ſo leidenſchaftlicher, faſt quälender Gier hinter das Geheimnis eines Geiſtes zu dringen begehrt.

„Ich ſage euch aber, das Geheimnis des Reiches, das Senfkorn im Acker der Menſchheit heißt Selbſtloſigkeit!" Und Quint unterließ nicht, wieder gewiſſe entſcheidende Sätze der Bergpredigt wie: „Liebet eure Feinde, ſegnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen!" hinzuzuſetzen.

„Iſt wirklich die Befolgung jener Sätze und der Umfang der heute geübten Selbſtloſigkeit gleich dem Umfang des Reiches Gottes auf Erden, ſo muß man allerdings ſagen, daß es noch immer nicht größer als ein Senfkorn iſt," ſagte Fräulein Schweglin.

Doktor Hülſebuſch aber rief: „Die Entwicklung, ein menſchlicher Staat, die Kultur überhaupt, iſt nicht zu gründen auf Selbſtloſigkeit. Kampf, Selbſtſucht bleiben die mächtigſten Triebfedern. Das Chriſtentum hat es darum auch in zweitauſend Jahren mit dieſer falſchen Tendenz nur zu einer ungeheuren Heuchelei, zu einem ungeheuren Fiasko gebracht. Die Welt

wird überall von Selbſtſucht getragen, die Nationen werden durch Selbſtſucht aufrecht erhalten, von Selbſtſucht werden alle großen und kleinen Handlungen der Menſchen untereinander diktiert und inſpiriert. Die Kirche übt die Herrſchaft in Gott und fordert dafür die Knechtſchaft in Gott. Die Herren wollen ſich gegen die Herren und gegen die Knechte, die Knechte gegen die Knechte und gegen die Herren durchſetzen. Da iſt nicht einer in den wilden Intereſſenkämpfen unſerer Zeit, der nicht ſeine eigene Feſtung iſt. Soll er nun alſo ſelbſtlos ſein und ſogleich ſeine Feſtung ſchleifen laſſen? Das allerſterilſte Prinzip, das es geben kann, behaupte ich, iſt die Selbſtloſigkeit: denn wer ſie wirklich und mit ganzer Folgerichtigkeit wahr machen will, der müßte, um den Frieden um jeden Preis durchzuſetzen, vom Schauplatz oder vom Kampfplatz abtreten, der müßte freiwillig aus dem Leben gehen. Damit würde, horribile dictu, Selbſtmord die echte chriſtliche Forderung, die eigentlich letzte Folge der Lehre ſein."

„Töte die Selbſtſucht und wenn es nicht anders ſein kann," ſagte Quint, „ſo töte dich ſelbſt. Und wer ſein Leben lieb hat, der wird es verlieren und wer ſein Leben nicht lieb hat, der wird es gewinnen, ſage ich euch."

Nun ereignete ſich ein Zwiſchenfall. Benjamin Glaſer, der möglicherweiſe ein wenig zu haſtig getrunken und bisher, den Kopf in die Hand geſtützt, keinen Blick von Quinten verwendet hatte, ſchien plötzlich durch Wort und Anblick des Narren vom Grünen Baum widerſtandslos, gleichſam in einen Strudel hineingezogen zu ſein. Er ſprang auf und ſagte mit feſter, lauter und bebender Stimme: „Meiſter, was ſoll ich tun, um deiner würdig und des ewigen Lebens, von dem du ſprichſt, teilhaftig zu ſein?"

Kurt Simon verſuchte Benjamin, während er leiſe und eindringlich redend ſeine Erregung beſchwichtigen wollte, auf den Stuhl niederzuziehen. Der Profeſſor ſagte: „Wir ſind aufgeklärte Leute und Künſtler, hyſteriſche Weibsperſonen ſind wir nicht!" „Machen Sie doch um Gotteswillen keine Geſchichten," ſagte Bernhard Kurz, „wir werden ja im höchſten Grade lächerlich! Die Leute werden ja aufmerkſam!" „Das geht weiß Gott etwas weit," ſagte Weißländer. „Sollen wir uns denn hier von einem Primaner, einem durchgefallenen Abiturienten" — gemeint war Dominik — „und einem Fuchs im erſten Semeſter unſterblich blamieren laſſen?"

Inmitten dieſes Durcheinanders von Worten erhob ſich jetzt feierlich die Apoſtelgeſtalt Peter Hullenkamps. „Ich ſage euch," rief er, „laßt ihn reden. Ihr ſeid ein banales, plattes, flaches, gottverlaſſenes Geſchlecht, das von dem wahren Geiſte des Chriſtentums keine Ahnung hat. Trinkt euer Bier und raucht eure Giftſtangen, aber ſpuckt nicht den Unrat eurer Seelen aus, wenn eine Raupe, die verpuppt im Staube gelegen hat, zum erſtenmal ihre Schmetterlingsflügel ausbreitet. Weiter," wandte er ſich an Benjamin Glaſer, indem er einen ihm dargebotenen Schnaps bis zur Neige trank, „immer vorwärts, junger Idealiſt! Weiter, laſſen Sie ſich nicht abſchrecken!"

Die Worte des Dichters, verbunden mit dem Trunk, den er tat, löſten unwiderſtehlich das allgemeinſte Gelächter aus.

Benjamin hatte inzwiſchen, bleichen Antlitzes, dageſtanden, von allen Einſprüchen unberührt. Jetzt ſagte er: „Wovon ſollte ich mich wohl einſchüchtern laſſen? Ich denke doch, daß, ſofern man ſich in einem Erlebnis wie dem unſern befindet und einem über das Leben hinaus entſcheidenden Augenblick nahe fühlt, alles andere geringfügig iſt." Benjamin ſchwieg und ſuchte nach Worten, da ſprang Dominik auf und umarmte

ihn. „Jawohl," rief er alsdann mit lauter Stimme, „ich bin ein durchgefallener Abiturient! Aber dürfen vielleicht Primaner oder durchgefallene Abiturienten, die dem Leben, weil es ſie anekelt, hoffnungslos gegenüberſtehen, nicht Gottſucher ſein?" „Machen Sie lieber," ſchrie Hülſebuſch, „phyſikaliſche oder chemiſche Experimente und ſuchen Sie herauszukriegen, durch welches Verfahren aus der anorganiſchen Natur das Eiweiß zu ziehen iſt. Wir müſſen lernen, aus Steinen Brot machen. Dann wird die berühmte ſoziale Frage gelöſt und Sie werden ein wirklicher Wohltäter der Menſchheit ſein." „Brot?" fragte Dominik mit Achſelzucken und im Ton der Geringſchätzung. „Euer wiſſenſchaftliches Brot iſt mir zu trocken. Wenn Sie wenigſtens Manna geſagt hätten." Kurowski rief: „Unbedingt hat der Doktor recht; denn entweder iſt Gott überhaupt nicht zu finden, trotzdem er von tauſend und abertauſend verſunkenen Menſchengeſchlechtern geſucht worden iſt, oder aber er iſt gefunden und dann, muß ich ſagen, lohnt es des Suchens nicht. Was nützt mir ein Gott, dem nach hunderttauſend Jahren Nachdenkens die Löſung der ſozialen Frage noch nicht gelungen iſt, oder der ſich für ſie nicht intereſſiert!"

Alle ſprachen jetzt durcheinander, ſo daß in dem Lärm der Stimmen etwas Zuſammenhängendes kaum noch zu unterſcheiden war. Der ſtarke Herr, der vorhin über die Ärzte geklagt hatte, wiederholte fortwährend: „Selbſtloſigkeit? Das wäre doch eine höchſt dürre Moral!" „Ich ſcheue mich nicht zu ſagen, meine Herrſchaften," ſagte ein Individuum, das herangetreten war und eine ſchlechte Zigarre, wie aus Höflichkeit, zwiſchen zwei Fingern in die Höhe hielt . . . „ich ſcheue mich nicht, zu ſagen, ich bin ein Sünder und in gewiſſer Beziehung gläubig. Jeſus iſt für mich weit mehr als ein bedeutender Menſch geweſen. Ich bin ein Sünder, ich hoffe auf Sün-

denvergebung und hoffe auf die ewige Seligkeit, die uns der Heiland verſprochen hat. Das aber muß ich Ihnen verſichern, wäre ſein Himmel nur Selbſtloſigkeit, dann, ja dann wäre Jeſus der größte Betrüger geweſen, der je gelebt hätte. Selbſtverſtändlich iſt er das nicht."

Weißländer, der ſich mit einer der Kellnerinnen für eine Weile zurückgezogen hatte und wiederkam, hatte Ränder unter den Augen. Er rief nach Bier, er ſchlug auf den Tiſch. Er rief, daß es eine Gemeinheit wäre, das Heilige ſo in den Schmutz zu ziehen. „Ich halte mich aber durchaus, auch in dieſer Umgebung, nicht für ſchmutzig", ſagte gelaſſen und eine Zigarette drehend der Maler Kurz. „Es müßte Ihnen doch auch bekannt ſein, daß der Gründer der chriſtlichen Religion kein Salonlöwe geweſen iſt. Seine Jünger ſind ganz gewöhnliche Fiſchersleutchen und andere Profeſſioniſten geweſen. Ich bin durchaus nicht ſehr bibelfeſt, aber es iſt mir, als ob ich geleſen hätte: Chriſtus nimmt die Sünder an, oder ſo, und iſſet mit ihnen. So oder ähnlich, ich weiß es nicht." „Es iſt vielleicht dem Herrn nicht bekannt," äußerte er mit Bezug auf das Toben Weißländers, „wie die erſten chriſtlichen Gemeinden von den ſogenannten Heiden Verſammlungen der Bettler genannt wurden. Und was den Gebrauch von Bibelzitaten betrifft, ſo heißt es ja doch: Suchet und forſchet in der Schrift!" Dominik rief: „Von wem iſt wohl das lautere Wort am meiſten mißbraucht worden? Ich denke doch von den vielen Hunderttauſenden, die es zu Herrſchaftszwecken herabwürdigten und es zur Knute, zur Folter, zum Scheiterhaufen erniedrigten. Ich meine damit alle die niederträchtigen, betrügeriſchen, tückiſchen, egoiſtiſchen, zänkiſchen, groben, ſchändlichen, oberflächlichen, pöbelhaft eitlen, von Dummſtolz aufgeblähten, kriechenden, anmaßlichen, lüſternen, verbuhlten ſchlechten Pfaffen —

die guten natürlich nicht! — die für gute gegolten haben und unter dem Schutze ihres Talars, ihrer kirchlichen Festung weiter für gute gelten. Diese sind es, diese — nicht wir! — entehren das Gotteswort.

Und was brauchen denn diese Menschen den Heiland? Fühlen sie sich denn nicht in diesem Leben hier auf der Erde ganz kannibalisch wohl? Sagen Sie doch! Was soll denn so ein fettiger, wohlgenährter Pfaff, der fette Gänse und Knödel frißt, von den Leiden des Menschensohns wissen? Sehen Sie sich doch so ein Gesicht mal an! So ein Kerl kann ja überhaupt kein Gesicht machen. Diese Kerle sind ja nicht mal Kuhschweizer. Sie haben das Christentum einfach zur milchenden Kuh gemacht! Diese Leute kennen und brauchen den Heiland nicht und der Heiland kennt und braucht sie nicht! Aber diese neun Kellnerinnen hier, die, ausgenützt, von ihnen und aller Welt verachtet, entehrt und mißbraucht, ausgestoßen von der gesamten christlichen Welt, in Elend und Siechtum verkommen müssen, die haben ihn nötig, die brauchen ihn."

Auf diese Rede, zu der sich Dominik leider mehr und mehr durch die Erregung des Augenblicks hatte hinreißen lassen und die er mit den Worten schloß: „Mich ekelt, mich ekelt, mich ekelt die Welt!", wäre vielleicht sofort ein böser Auftritt gefolgt, wenn nicht ein langgelockter, jugendlich hübscher Pianist, der dem Kreise angehörte und der durch Elise Schuhbrich mit krampfhaften Bitten an das Pianino gezwungen wurde, eben jetzt mit Macht die Tasten gerührt hätte. Er hatte begriffen, was seine Aufgabe war, und ließ nicht nach, alles Laute im Raume überdröhnend, mit Baß und Diskant einen solchen Rumor zu machen, bis jedermann, weil niemand sein eigenes Wort verstand, durch ihn zum Schweigen gebracht worden war.

Bereits aber hatte jemand dem ſchmierigen Wirt, der ſich aus Zuhälterkreiſen allmählich bis zur Höhe ſeiner jetzigen Stellung heraufgearbeitet hatte, die Beleidigungen Dominiks hinterbracht und die Kellnerinnen, die beinahe darüber den Dienſt vernachläſſigten, hielten geſtikulierend Rat, wie ſie den Sturm beſchwören könnten. Die beſtialiſchen Eigenſchaften ihres rückſichtsloſen Brotherrn und grauſamen Ausbeuters waren ihnen genugſam bekannt. Sie wußten genau, daß bei der Roheit und Rachſucht und zur Gewalttat neigenden Art dieſes Ehrenmanns viel zu befürchten war.

Langſam ſah man den Wirt heranſchreiten.

Die Geſtalt des Menſchen war unterſetzt. Auf einem kurzen Halſe ſaß ein friſeurhaft geſcheitelter Kopf, der mit ſeinen ſtechenden, ſchwarzen Augen und ſeinem gedrehten Bärtchen auf der Oberlippe, ebenſogut dem, unter italieniſchem Namen reiſenden Leiter einer herumziehenden Kunſtreitergeſellſchaft angehören konnte. In ſeinen Kreiſen wurde der Mann auch jetzt noch der ſchwarze Karl genannt und man wußte, daß er in einem Fall, wo unter rätſelhaften Umſtänden ein gewiſſer Fabrikbeſitzer ermordet aufgefunden worden war, nur mit Mühe und Not, und weil die Beweiſe nicht ganz zureichten, dem Zuchthaus oder dem Beile entſchlüpfen konnte. Unter den Dirnen, in deren Betten, wie man weiß, Männer aus allen Geſellſchaftsſchichten einander ablöſen, wo der Platz eines ſchweren Verbrechers zuweilen, noch warm, von einem Polizeileutnant, oder umgekehrt der Platz eines Landjunkers und Herrenhausmitgliedes, noch warm, von einem ſogenannten Geldſchrankknacker oder Klingelfahrer eingenommen wird, glaubte man an die Unſchuld des ſchwarzen Karl keinen Augenblick. Man erzählte dort, er habe das Kapital zur Eröffnung des Muſenhains lediglich durch Erpreſſung zuſammengebracht.

Man fürchtete übrigens allgemein den Jähzorn und die Rachſucht des ſchwarzen Karl, der oft ſchon durch ein ganz harmloſes Wort in ſeiner Ehre verletzt werden konnte. Es kam hinzu, daß er, wie viele Verbrechernaturen, feurig und im gleichem Maße von Eitelkeit, geſchlechtlicher Gier und Geldgier erfüllt, ein gefürchteter Abgott der käuflichen Mädchen war: eine Stellung, die er entſchloſſen behauptete.

Schweſter Hedwig, die den Wirt jetzt breitbeinig in der Nähe des langen Tiſches daſtehen und trotz aller Beſchwichtigungsverſuche der Kellnerinnen, bald Quint, bald Dominik feſt aufs Korn nehmen ſah, geriet in Angſt und bat Doktor Hülſebuſch, daß er ihre Zeche begleichen und ihr bis an die Pforte des Krankenhauſes das Geleit geben möchte. Da der Pianiſt wieder leiſe ſpielte, ja zuweilen die Hände ganz von den Taſten nahm und übrigens alle Verſtändigen dieſer Tafelrunde die Unterhaltung in vernünftige Grenzen zurücklenken und Dominiks Entgleiſung vertuſchen wollten, ſo ſchwirrten nun allerhand religiös-hiſtoriſche Doktorfragen durch die Luft. Der Paracletus, Kirchenväter, Namen vieler chriſtlichen Sekten wurden durcheinander genannt und, vom Hundertſten in das Tauſendſte, mit den Tagen der früheſten Chriſtengemeinden angefangen, Eſſaeer, Therapeuten, Nazarener, Ebioniten, Donatiſten und Montaniſten und Chiliaſten durchgenommen.

„Dieſe beſonders — die Chiliaſten" — ſagte ein Student in den letzten Semeſtern, ein Freund von Hülſebuſch, „richten mit ihrer Erwartung des Tauſendjährigen Reiches immer wieder in den Köpfen köhlergläubiger Menſchen das ärgſte Unheil an." Ein anderer rief und fügte hinzu: „Wie denn überhaupt der Glaube an Chriſti Wiederkunft, ſeit den Tagen der erſten Chriſten, die Stärke des chriſtlichen Wahnſinns und trotz aller jahrtauſendelanger Enttäuſchung noch heute ſeine Stärke und

damit der ſchlimmſte Feind einer Geſundung unſeres geiſtigen Lebens iſt."

Plötzlich trat eine Stille ein. Der ſchwarze Karl war mit einer unheilverkündenden Bläſſe im Geſicht bis zu Dominik durchgedrungen und hatte ſich vor dem ſchönen Jüngling, der vom Sitze emporgeſprungen war, aufgepflanzt. „Ich möchte bloß wiſſen," fragte er, „ob Sie geſagt haben, daß ich ein Ausbeuter bin." „Ich habe nicht ſpeziell Sie gemeint," erwiderte Dominik, der nicht wenig erſchrocken war und den die heiſere und gemeine Stimme des Kerls und überhaupt der ganze Menſch anekelte. Da hatte ihn aber die Fauſt des Wirtes bereits mit brutalem Griffe vorn an der Gurgel und hinten im Nacken gepackt und er lag, eins, zwei, drei, auf der Gaſſe draußen.

Der Profeſſor und die meiſten Teilnehmer dieſer nächtlichen Sitzung, Weißländer und einige andere ausgenommen, erhoben ſich. Ihre Rufe der Entrüſtung und der Mißbilligung riefen indeſſen an einigen anderen Tiſchen und in den Nebenlokalen für den Wirt eine wahre Salve des Beifalls wach. Dazwiſchen wurden Worte wie, Sozialiſtenbagage! und, Anarchiſtengeſindel! ausgeſprochen. Durch ſolche Worte und ſeinen Beifall ward aber der ſchwarze Karl auf dem Wege ſeiner Ehrenrettung noch weiter geführt, wobei auch ſeine Wut durch den Aufbruch der Tafelrunde geſteigert wurde. Er ſchrie, dieſes Jüngelchen habe er ſchon längſt auf dem Striche gehabt. Es ſei ein Schüler, der, ſtatt zu lernen, ſich herumtreibe und ein Verhältnis zu einer Kellnerin angefangen habe, einem Menſch, das er ihm am liebſten gleich auf die Straße nachſchmeißen möchte.

„Und Sie!" — mit dieſen Worten trat jetzt der Wirt dicht vor Quint, deſſen Miene ſich nicht verändert hatte — „wagen

Sie ſich noch einmal mit Ihrem Geſindel in mein Lokal herein, unterſtehen Sie ſich noch ein einziges Mal . . ." er ſchwieg. In dem ganzen Lokal aber war die Stille ſo tief geworden, daß man plötzlich die Stimme eines Harzer Kanarienvogels vernahm, der irgendwo in einem Wirtſchaftsraume der Kneipe herrlich trillerte.

Nach einigen bangen Augenblicken hörte man Quintens Stimme ſagen: „Womit habe ich Ihnen Böſes getan?" Diejenigen aber, die, in der nun wiederum folgenden Stille, die entſtellten Züge des Wirtes betrachteten, hatten eine Empfindung, als ob dieſer Menſch den anderen, den armen Narren in Chriſto, der immer noch, nicht ohne Ruhe und Hoheit, vor ihm ſtand, mit einem tödlichen Haſſe gehaßt haben müßte, bis zu dieſem erſehnten Augenblicke, Jahrtauſende lang.

Leider ſagte der Maler Kurz jetzt ein Wort, das ſeiner Tapferkeit und ſeiner Empfindung zwar Ehre machte, aber das böſe Verhängnis des Auftrittes ward: „Rühren Sie dieſen Menſchen nicht an, ſonſt werden Sie es zu bereuen haben". Dieſen drohend und ſchneidig geſprochenen Worten folgte als einzige, ſchreckliche Antwort des Wirtes ein Fauſtſchlag mitten in Quintens Geſicht.

Emanuel ſchwankte. Das linke getroffene Auge ſchloß ſich zu und es rann daraus Blut und Waſſer über die im Augenblick unförmlich aufgeſchwollene Wange herunter. Während aber der Wirt, wahrſcheinlich rot vor den Augen ſehend, hochatmend und aufgeriſſenen Mundes noch die Beſinnung nicht wieder erlangt hatte, beugte Quint ſein furchtbar verſchwollenes Antlitz, ſchon wieder vollkommen ſeiner Herr, vor ihm hinab und küßte dem ſchlechten Halunken die ruchloſe Hand.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

In dieser Nacht, als Quint mit nassen Kompressen um den Kopf im Grünen Baum zur Ruhe gegangen war, hielten die Jünger, im hinteren Zimmer des Wirtshauses, bis zum Morgen Rat miteinander. Sie konnten es vor einander nicht mehr verbergen, daß ihr Glaube an Quint, seit sie in der Stadt lebten, von leisen Zweifeln getrübt und durch die Ereignisse dieser letzten Nacht mehr noch als durch die jüngste Feldpredigt und den mit ihr verknüpften Steinhagel, geradezu erschüttert worden war.

Mit wachsender Unruhe, ja mit Besorgnis, waren sie Quint in die Stadt gefolgt, und, zwar gehorsam, aber doch ängstlich von Tag zu Tag eine Offenbarung erwartend, seinen Fußstapfen nachgegangen und seinen Befehlen nachgekommen. Das unbeirrte, täglich erneute Treiben der großen Stadt, das jeden Morgen, als ob es keine Erdbeben, keine Posaune des Jüngsten Gerichts, kein nahes Weltende, keinen Heiland und keinen Emanuel Quint gäbe, mit Wagengerassel, Geschrei, klappernden Menschenschritten, heulenden Dampfpfeifen von frischem begann, trug dazu bei, sie irre zu machen. In diesem allem, das ihnen neu war, lag ein gewaltiger Lebensmut und etwas wie eine kühne, entschlossene Freudigkeit. Es war mit ihren stillen, beschränkten Seelen, ähnlich wie es mit einem kleinen Weiher sein würde, wenn plötzlich ein starker und breiter Bergstrom sich seinen Weg durch ihn hin gebahnt hätte: der ruhige

Spiegel ihres Innern ward gleichſam zerbrochen und in eine ſtrudelhafte Bewegung zerſtückt.

Als die Jünger nun, anfänglich furchtſam und flüſternd, im Hinterzimmer des Grünen Baum beim Schein einer Kerze Rat hielten, hatten ſie ſich in kurzer Zeit, nachdem erſt das Eis gebrochen war, nicht minder im Zweifel als früher im Glauben geſtärkt, wobei Emanuel nicht zum einfachen Menſchen, ſondern weit mehr zum Feind, zum Dämon, zum böſen Geiſte ſich umbildete. Emanuel wollte nichts wiſſen von einem ſogenannten Kirchenlied. Er meinte: die ſchlichte, fruchtbare Einfalt der Lehre leide unter einem weichlich aufgeſchwemmten Gefühl, das in einer ſumpfigen Trübſal dahinſickere. Dies bekannte er eines Tages, in Gegenwart vieler, Dominik. Dieſe Anſicht deutete man ihm nun als Verbrechen aus. Quint hatte geſagt: Buße? Was Buße? Tut meine Worte! Er hatte es zu dem zerknirſchten Weber Schubert geſagt, der ſich vieler heimlicher Sünden anklagte. Er bedeutete Dibiez, wie der öffentliche Sündenbekenntnisdrang eine öde Falle des Satans ſei. Seine Worte waren: „Der Teufel ſündigt, ſo lange der Teufel in euch iſt; mag der Teufel dem Teufel Sünden vergeben! Gott aber, wenn er in euch iſt, ſündigt nicht: ſo kann er ſich auch nicht Sünden vergeben, noch kann er in euren Seelen Buße tun.“ War nicht, fragten die angſtvollen, ja entſetzten Augen der Jünger untereinander, auch dieſe Anſicht teufliſch und ketzeriſch?

Am allermeiſten bildete aber der Verkehr Emanuels mit einer wachſenden Anzahl gebildeter Menſchen für die Seinen ein Ärgernis. Sie ſahen erſtens, nach Art ihrer Sektengenoſſen, Teufelswerk in aller Bildung und Wiſſenſchaft und beſaßen außerdem jenen Haß gegen beſſere Kleider, edleres Ausſehen und überlegene Lebensform, die dem Paria der Geſellſchaft

eigen iſt. Zudem war auf Grund des Glaubensreſtes, der ihnen geblieben war, die Angſt, ſie könnten durch jene Elemente auch im kommenden Reich um ihren Vorrang geprellt werden und zugleich die Eiferſucht auf den perſönlich geliebten Emanuel Quint erwacht und alles dies wirkte in jenen Stunden dahin, daß ſie, aufs heftigſte gegen ihren Meiſter erregt, zu entſchloſſenem Handeln bewogen wurden.

„Es geht nicht anders!" ſagte Krezig, der Handelsmann. „Wir müſſen ihm ſagen, wir wollen endlich beſtimmt Beſcheid wiſſen."

Dennoch mußten drei oder vier Tage vergehen, bis ſie ſich gegen den Meiſter herauswagten. Dieſer blieb inzwiſchen meiſt allein, empfing auch die wenigen Leute nicht, die jetzt noch kamen, um ſeinen Rat in Lebensnöten zu erbitten, machte einſam weite Spaziergänge, einige Male mit Dominik, aber nur ein einziges Mal mit den Jüngern, die indeſſen im Abſtand hinter ihm bleiben mußten und kaum eines Wortes teilhaftig wurden, und ſchien in Sorgen und Grübeleien verſunken zu ſein.

Man befand ſich im Wirtsgarten eines ländlichen Gaſthauſes, etwa zwei deutſche Meilen entfernt von der Stadt und auf Veranlaſſung Quints war das Mittageſſen durch die Seinen in einem kleinen, mit friſchem Sand beſtreuten Tanzſälchen beſtellt worden, das nach dem Garten zu offen ſtand. Während man unter den Kaſtanien auf und nieder ging, war das Geflüſter der Jünger zu gegenſeitiger Aufmunterung ſtärker und ſtärker geworden und Krezig hatte ſich eben gefaßt gemacht, eine vorbereitende Frage an Quint zu tun, als zur größten Verwunderung, ja zur Freude aller, die Geſtalt des böhmiſchen Joſef durch ein Hintertürchen im Garten erſchien.

Nachdem der Sturm des Empfanges vorüber war, Joſef etwas ſprunghaft auf die Menge an ihn gerichteter Fragen geantwortet hatte und Emanuel das verlorene, ſcheinbar wiedergefundene Schaf ſeiner Herde begrüßt und mit einem durchdringenden Blicke gemuſtert hatte, fing das Geflüſter von neuem an. Quint mußte bemerken, wie die Kreiſe, die ſeine Jünger in lebhaft geſtikulierenden Gruppen um ihn beſchrieben, weiter wurden, ja er befand ſich ſchließlich im Garten allein, indeſſen die Seinen außerhalb um das ganze Anweſen herumſtrichen.

Er ſetzte ſich nieder und lauſchte dem Bienengeſumm, verfolgte den Lärm einer Spatzengeſellſchaft, den Schwalbenflug, ſog Duft von Reſeda und Goldlack ein und hielt einen Maikäfer in der Hand, der abwechſelnd über ihre innere und äußere Fläche krabbelte. Endlich flog der Käfer davon, Schubert, die Scharfs, Schmied John und die anderen tauchten auf und Quinten kam plötzlich das alte unendliche Mitleid mit dieſen ihn hündiſch verfolgenden Leuten an.

Inzwiſchen hatten jene ſich mit Hilfe des böhmiſchen Joſef, auf deſſen in der Ziegelei geäußerte Zweifel ſie jetzt zurückgekommen waren, einen Mut gemacht und, indem ſie vor ihren Verführer und Abgott als feierliche Geſamtheit hintraten, erbaten ſie die Erlaubnis von ihm, eine Anzahl Fragen ſtellen zu dürfen. Sie ward ihnen unverzüglich gewährt.

„Wer biſt du?" fragte alſo der erſte Sprecher, Handelsmann Krezig, Emanuel.

„Erſtlich der, der ich mit dir rede!" war die Antwort.

„Iſt es wahr, daß du gottgeſendet biſt?" hieß die zweite Frage. Die Antwort: „Meint ihr, daß der Satan ſich gegen ſein eigenes Reich ſelbſt bewaffnen wird?"

„Du haſt geſagt, du biſt Chriſtus! Biſt du es wirklich?"

hieß es weiter. — Die Antwort war: „Du ſagſt es, und du ſagſt recht daran!"

Da ſprachen ſie zu ihm, indem ſie faſt alle bleich wurden: „Was tuſt du für ein Zeichen, auf daß wir ſehen und glauben dir? Was wirkeſt du?" — „Habt ihr nicht gehört, was geſchrieben ſteht: es wird dieſem böſen und mirakelſüchtigen Geſchlecht, das die Zeichen der Zeit nicht ſiehet, kein Zeichen gegeben? Warum forſchet ihr nicht in der Schrift, wo ihr doch ſelber meinet, ihr habet das ewige Leben darin?" ſagte Quint.

Schmied John aber ſagte: „Auf das Wort des Heilands ſind böſe Geiſter aus den Menſchen in Säue gefahren. Er hat des Jairus Tochter, den Jüngling zu Nain und Lazarus von den Toten auferweckt. Lazarus roch bereits, er hatte vier Tage im Grabe gelegen. Jeſus verrichtete viele Wunder. Er machte Blinde ſehen, Lahme gehen, Ausſätzige rein."

„Ihr ſeid Toren," ſagte Emanuel. „Ihr, die ihr ſelber ein Zeichen Gottes ſeid, begehret Zeichen! Das macht der Feind: er hat euch gegen die Zeichen Gottes überall im Himmel und auf Erden blind gemacht. Würdet ihr glauben, wenn ich trockenen Fußes über das Waſſer der Oder ginge, die dort fließt? Es ſtehet geſchrieben, des Menſchen Sohn ſpeiſete mit fünf Gerſtenbroten und zween Fiſchen fünftauſend Mann und es wurden davon zwölf Körbe mit Brocken geſammelt, er ging trockenen Fußes über das aufgeregte Meer gen Capernaum und danach glaubten ſie doch nicht an ihn, denn im ſechſten Kapitel des Evangelium Johannes ſteht zu leſen, gleich nachdem dieſe Wunder beſchrieben ſind, im dreißigſten Vers, eben das, was ihr zu mir geſagt habt: ‚Da ſprachen ſie zu ihm: was tuſt du für ein Zeichen, auf daß wir ſehen und glauben dir? Was wirkeſt du?'"

Die Männer riefen: „Wir würden glauben! Wir würden glauben! Verſuche es!"

Quint redete weiter: „Höret, der Satan ſprach eines Tages zu mir: ‚Mache, daß dieſe Steine Brot werden'. Des Menſchen Sohn aber antwortete ihm: ‚der Menſch lebet nicht vom Brot allein'. Des Menſchen Sohn hat niemals fünftauſend Mann mit fünf Gerſtenbroten und zween Fiſchen geſpeiſet. Ihr Satanskinder! Warum verſucht ihr mich? Des Menſchen Sohn hat ihnen aber Brot vom Himmel zu eſſen gegeben und hat euch Brot vom Himmel gereicht und ihr habt es in die Pfützen geworfen!" — Sie riefen mit Ungeduld: „Zeige uns dieſes Brot!"

Mit einem tiefen Grauen im Ausdruck, als ob er einem Geſpenſt, dem ewigen Urfeind aus den Tiefen der Zeiten her unerwartet wieder ins Auge ſähe, ſagte Quint: „Ich ... ich ... ich! Ich bin das Brot des Lebens!"

Auf dieſe Worte des Narren in Chriſto trat ein verlegenes Schweigen ein; Krezig aber hatte den Mut es auszuſprechen, wie er ſich nicht erinnern könne an irgendein Brot, das Quint ihnen jemals zu eſſen gegeben, geſchweige, daß ſie es in eine Pfütze geworfen hätten. Alle, ausgenommen die Scharfs, blieben dabei, der Heiland habe Wunder getan, ſowohl an anderen wie an ſich ſelbſt: denn er ſei am dritten Tage nach ſeiner Kreuzigung und nach ſeinem Begräbnis ſogar von den Toten auferſtanden.

„Des Menſchen Sohn hat geſagt: ‚Ich bin die Auferſtehung und das Leben!' Er iſt es! Aber er iſt niemals als ein körperlicher Leichnam aus einem Grabe hervorgegangen," ſagte Quint. „Ich bin die Auferſtehung und das Leben! Wer es faſſen mag, faſſe es! Wem es aber der Vater gegeben hat, daß er dieſe Worte zu begreifen imſtande iſt, der und der Vater, der und der Sohn, ja der und der Geiſt ſind eins."

„Herr," ſagte Martin Scharf, „rede deutlich mit uns. Wir ſind arme, ungelehrte Leute und verſtehen deine rätſelhaften Worte nicht. Biſt du von deinem Vater geſendet, ſo kann es nicht dein irdiſcher Vater ſein, den du meinſt, ſondern nur der himmliſche. Öffne uns einmal nur den Himmel für einen einzigen Augenblick und zeige uns deinen Vater in ſeiner Herrlichkeit, ſo fallen wir nieder und beten dich an."

„Martin, ſolange bin ich bei euch," ſagte Quint, „und du kennſt mich nicht? Wie ſprichſt du denn: zeige uns den Vater? Wer mich ſiehet, der ſiehet den Vater. Glaubet ihr nicht, daß ich im Vater und der Vater in mir iſt?"

Sie riefen: „Tue das kleinſte Zeichen, ſo glauben wir! Tue das kleinſte Zeichen, ſo fallen wir nieder und beten dich an!"

„Selig ſind, die nicht ſehen und doch glauben," antwortete Quint. „Und wer mich ſiehet, der ſiehet nicht mich, ſondern den, der mich geſandt hat. Wer aber den, der mich geſandt hat, nicht ſiehet, der ſiehet auch nicht mich. Wer aber den ſiehet, der mich geſandt hat, der betet nicht an, außer den Vater und betet nicht anders an, als den Sohn, und ſein Gebet iſt die Kraft der Wahrheit und des Geiſtes allein. Der Satan iſt ein Gewalttäter, der Vater aber iſt kein Gewalttäter! Und wie ihr noch heute vor Gewalttätern anbetet und im Staube liegt, vor den Königen, die da Kinder des Satans ſind, und vor Satan ſelbſt anbetet, ſo ſollt ihr vor dem Vater nicht anbeten. Der Vater iſt in euch oder der Feind, und wo er in euch iſt, nämlich der Vater, ſo weiß er, weſſen ihr bedürfet in Ewigkeit."

Anton Scharf tobte jetzt in einer überſtürzten Verlegenheit. „Wir haben geglaubt und wir ſind dir nachgefolgt. Wir haben das Unſere zu Geld gemacht und viele von uns haben ihr Gewerbe und ihr Haus vernachläſſigt. Wir haben Tag

für Tag gehofft und ſind des feſten Vertrauens auf eine Offenbarung geweſen. Warum haſt du uns in die Stadt geführt? Wozu haben wir unſer Geld zuſetzen müſſen? Warum ſind wir in dieſe Löcher des Laſters hinuntergeſtiegen? Warum umgibſt du dich mit den Studierten und Vornehmen? Warum haſt du dem Schuft, der dich ſchlug, die Hand geküßt und nicht lieber Feuer vom Himmel gerufen, ihn und die ganze Höhle der Unzucht zu verbrennen und auszutilgen?"

„Wiſſet ihr nicht," ſagte Emanuel Quint, „wes Geiſtes Kind ich bin?" Es war überraſchend anzuſehen, wie durch dieſe enttäuſchten Männer geſtellt, dieſer in die Enge getriebene Tiſchlersſohn trotzdem ſein Meſſiasgewand nicht ablegen konnte.

„Es iſt wahr, ihr habt mir euer irdiſches Brot zu eſſen gegeben und ich habe euch weder Sold noch irdiſches Brot dafür zurückgeſchenkt. Verdammt mich denn, verleugnet mich. Und wenn ihr meine Worte zwar höret, aber nicht glauben, ſondern verwerfen wollt, ſo werde ich euch nicht richten. Denn ich bin nicht gekommen, daß ich die Welt richte, ſondern ſelig mache. Ich habe weder Silber und Sold, noch Brot, das ich euch zurücklaſſen könnte, aber meinen Frieden laſſe ich euch. ‚Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt' und nicht ſo, wie ihr mir gegeben habt. Wer aber nehmen will, was ich gebe, der nehme und habe meinen Frieden".

Es war zu erkennen, wie durch alle dieſe Reden der wankende, ja faſt zerſtörte Glaube der Landleute nicht geſtärkt worden war. „Tue ein Zeichen," riefen ſie durcheinander. „Tue ein noch ſo geringes Zeichen, an dem wir erkennen, daß du wirklich der von Gott Geſendete biſt!" Da ſtand Emanuel von dem Gartenſtuhle auf, wo er geſeſſen hatte, und ſprach: „O, ihr Ungläubigen, des Menſchen Sohn iſt kein Wundertäter,

das heißt, kein Gewalttäter. Der Wundertäter iſt ein Gewalttäter. Siehe, die Gerechtigkeit Gottes umgibt euch wie ein Gewand zum Schutz vor der Kälte. Sie iſt wie ein Dach über eurem Kopf, zum Schutz vor Hagel, Regen und Schnee und vor ſtürzenden Felsmaſſen. Die Gerechtigkeit Gottes iſt wie ein ſicheres Haus, ſie macht, daß ihr aufrecht geht und ſteht und ihr vor Schwindel und Wahnſinn bewahrt bleibet. Der Wundertäter iſt der Gewalttäter. Nur der Feind will die Mauern der Gerechtigkeit Gottes zerſchlagen und die Dämme vor der Sintflut durchbrechen, der Sintflut, darin ihr alle erſaufen müßtet. Nur der Feind, ſage ich euch, will Wunder tun. Des Menſchen Sohn iſt aber kein Wundertäter und alſo kein Gewalttäter, ſondern ein Wohltäter. Sollte er wohl die Wohltat der Gerechtigkeit Gottes antaſten wollen? Wollt ihr den Sohn gegen den Vater bewaffnen, wo doch der Vater den Sohn am Herzen trägt?

Der Fürſt dieſer Welt iſt ein Gewalttäter. Gott aber iſt kein Gewalttäter. Wenn ihr Augen hättet zu ſehen und Ohren zu hören, ſo würdet ihr die Hölle dieſer Welt, die Hölle des Abgrundes dieſer Welt, die Hölle des Gewalttäters durch die Jahrtauſende ächzen, ſtöhnen und heulen hören. Nun alſo: die Gewalttäter haſſen mich, denn ich bringe den Frieden; weil ich aber den Frieden bringe, ſo haſſen ſie mich ohne Urſache. Ihr aber ſollt mich lieben und nicht verwerfen, wie der Fürſt dieſer Welt, denn ich liebe euch. Werdet Gottes Kinder!

Ich ſage euch: entzündet euer Licht an dem Licht, ſolange das Licht bei euch iſt! Nur eine kleine Zeit iſt es noch bei euch, dann überfällt euch die alte Finſternis. Glaubet an das Licht, dieweil ihr es habt, auf daß ihr des Lichtes Kinder ſeid."

Alle dieſe Worte hatten nicht den geringſten Eindruck auf

Quintens Jünger gemacht: zu lange war ihre Hoffnung hingehalten, ihre Erwartung und ihre Neugier getäuſcht worden. „Rede deutlich! Wenn du wirklich biſt, was du zu ſein behaupteſt: der König in Zion, der König des Tauſendjährigen Reichs, ſo kannſt du es uns durch ein Wort, durch einen Wink deiner Hand beweiſen."

„Brechet alle dieſe Kirchen ab," ſagte lächelnd Quint, „deren Türme dort aus der Ferne herüberblicken und in zween Tagen will ich eine neue Kirche aufrichten, daß man der alten nur mit Grauſen gedenken ſoll."

Die Jünger riefen: „Wie können wir denn die Kirchen abbrechen?" „Da liegt es!" ſchloß Emanuel Quint mit einer aus dem Lächeln in tiefen Ernſt ſich verkehrenden Zuſtimmung.

Dieſe mißverſtandenen Worte hatten nun wieder auf den Kreis der acht einen gewiſſen Eindruck gemacht. „So ſage uns wenigſtens endlich," ſchrie Weber Schubert, „was es mit dem Geheimnis des Reiches Gottes, das du uns vorenthältſt, für eine Bewandtnis hat!" „Und was heißt das?" fragte der Weber John: „Wir haben dies alles hingeopfert und dafür ſoll uns Finſternis, wie du ſagſt, überfallen?"

Emanuel griff ſich, wie in Verzweiflung gen Himmel blickend, mit beiden Händen gegen den Kopf. „Es ſteht nicht in meiner Macht," ſagte er, „euch aufzuklären. Ich will meinen Vater bitten, daß er eure Herzen erleuchten ſoll. Wenn ihr euch aber dermaleinſt bekehret und ſehend ſeid, wie ihr jetzt verfinſtert ſeid, ſo werdet ihr euch erinnern und werdet erkennen und begreifen alles das, was ich euch geſagt habe."

„Werden wir ſterben oder werden wir, die wir dir nachgefolgt ſind, mit dieſen unſeren leiblichen Augen die Herrlichkeit Gottes und das neue Zion herabkommen ſehn?" fragten einige.

Quint ſprach: „Habe ich euch nicht immer wieder geſagt: ohne daß ihr von neuem geboren werdet, könnt ihr das Himmelreich nicht ſehen? Und ſeid ihr von neuem geboren worden? Seid ihr, geheiligt durch den Geiſt, zu heiligen Menſchen Gottes geworden? Ich habe mich für euch geheiligt durch den Geiſt und die Wahrheit, damit auch ihr durch den Geiſt und die Wahrheit geheiligt werdet. Aber ihr ſeid nicht geheiliget worden und habt euch ſelbſt nicht geheiliget. Deshalb ſeid ihr Knechte der Welt. Aber ich bin kein Knecht der Welt. Und ich bin nicht mehr in der Welt, während ich mit euch rede, die ihr nichts anderes ſeid als Kinder der Welt. Wahrlich, ihr habt dem Menſchenſohne gedient, aber ihr habt ihm gedient um des Feindes willen, habt ihm gedient um des Fürſten willen dieſer Welt. Des Menſchen Sohn aber hat euch gedient um Gottes willen. Denn auch ich bin gekommen, nicht daß ich herrſche, ſondern diene! Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen ſoll. Aber nur wer aus der Wahrheit iſt, höret meine Stimme. Ihr aber habt Ohren, die nicht hören und Augen, die nicht zu ſehen vermögen. Meine Rede faſſet darum nicht Boden unter euch. . .'"

„Es iſt nicht wahr," lärmten ſie wütend untereinander, „daß ſeine Rede nicht Boden gefaßt hat unter uns. Nur zu ſehr hat ſie Boden gefaßt. Und jeder von uns hat ihm gedient um Gottes willen und nicht gedient um des Teufels willen." Krezig rief: „Vielleicht haben wir dir gedient, ohne zu wiſſen, um des Teufels willen, denn du biſt vielleicht ſelber der Antichriſt." „Er iſt ein Narr, er iſt ein Verführer, er iſt der verrückte, verbummelte Tiſchlersſohn," äußerte etwas im Hintergrunde der böhmiſche Joſef, der mager und ſtark verändert war, „er hat uns alle ins Elend gebracht."

„Wer mir dienet," klang die feſte Stimme Emanuels, „der

dienet nicht mir, ſondern dem, der mich geſandt hat. Und ich wiederhole euch: niemand hat Teil an des Menſchen Sohn, der nicht vom Vater wiedergeboren iſt. Was vom Fleiſch geboren wird, das iſt Fleiſch, und was vom Geiſt geboren wird, das iſt Geiſt. Gott aber iſt nicht aus dem Fleiſch geboren. Gott iſt Geiſt. Der erſte Menſch iſt gemacht in das natürliche Leben und der letzte Menſch, des Menſchen Sohn, iſt gemacht in das geiſtliche Leben."

So redete Quint, alles zuſammengefaßt vor ihnen ausbreitend, was er ſie jemals gelehrt hatte, mit Dringlichkeit. Aber ſeine Bedränger warfen ihm vor, er habe ſie hingehalten, er habe ſie mit Ausflüchten abgeſpeiſt, er habe niemals anders, als in zweideutigen Gleichniſſen zu ihnen geredet. Und ſie forderten immer wieder, er möge ihnen ſeine Legitimation von Gott vorlegen und wenn Gott wirklich ſein Vater wäre, ſo müſſe es ihm doch ein Leichtes ſein, ſie etwas von ſeiner Herrlichkeit ſehen zu laſſen. „Zeige uns endlich den Vater!" riefen ſie.

Und Emanuel rang die Hände. „Seid ihr denn immer noch unverſtändig?" ſeufzte er. „Habe ich nicht zu euch geſagt: wer mich ſiehet, ſiehet den Vater? Solange bin ich bei euch und ihr kennt mich doch nicht! Wiſſet ihr nicht, daß der Vater in mir iſt? Der Vater iſt Geiſt und niemand kann den Vater ſehen oder der ſelber vom Vater iſt. Niemand kommt zu mir, außer daß der Vater ihn an mich ziehet. Niemand ſiehet den Vater, als den er ſelber verklärt hat. Sollte ich einem Blinden mit leiblichem Finger den Vater zeigen? ‚Der Wind bläſet, wo er will und du höreſt ſein Sauſen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt.'"

Achtundzwanzigstes Kapitel

Einige Dorfleute blickten über den Gartenzaun und wußten nicht, was sie aus dieser bald lärmenden, bald flüsternden Menschengruppe machen sollten, deren Betragen sie befremdete. Plötzlich wurde der Weber Schubert durch den Wirt vor die Tür des Hauses hinausgerufen, wo seine Tochter Martha, bleich und atemlos, ihn erwartete. Die Polizei habe Quintens Zimmer im Grünen Baum um und um gekehrt und eine wachsende Volksmenge rotte sich drohend um das Wirtshaus zusammen. Man höre Rufe ausstoßen, daß Quint ein Verbrecher, ein Mörder sei. Er müsse fliehen, er dürfe nicht in die Stadt zurückkehren, sagte sie. Man würde ihn sonst unfehlbar totschlagen.

Während draußen der Weber Schubert mit seiner Tochter verhandelte, hatte Emanuel seine Rede fortgesetzt.

„Zanket nicht, lieben Kinder, liebet euch untereinander! Hadert nicht mit mir, der ich euch liebe und geliebt habe, von Ewigkeit. Oder hat jemand größere Liebe als der, der sein Leben lassen wird für seine Feinde? Wahrlich, es wird die Zeit kommen und ist gekommen, wo ihr mich alle allein lassen werdet. Aber ich bin nicht allein, denn der Vater ist bei mir. Die Stunde wird kommen und ist schon gekommen, wo ihr zerstreuet werdet, ein jeglicher in das Seine, und werdet mich um meiner Liebe willen verwünschen, verfluchen, verleugnen, die ich zu euch getragen habe. Kommt, lasset uns niedersitzen und essen,

denn die Stunde iſt da und der Abſchied iſt da, den ich von euch und der Welt nehmen muß: ſie tötet die Propheten und ſteinigt, die zu ihr geſandt werden, die Kinder Gottes zu verſammeln. Lebet wohl. Laſſet uns dieſe letzte Stunde einträchtig beieinander ſein. Sehet, ſchon bin ich nicht mehr in der Welt, ihr aber ſeid in der Welt. Fürchtet euch aber nicht! Die Welt kann euch nicht haſſen, mich aber haſſet ſie, denn ich zeuge von ihr, daß ihre Werke böſe ſind! Kommt! Was hätte ich euch nicht alles zu ſagen, aber eure ſchwachen Seelen ertragen es nicht."

Aus dieſen Worten des Narren in Chriſto ſtrömte eine ſo volle, reine Güte und Zärtlichkeit, daß für den Augenblick der Sturm des Aufſtands beſchwichtigt wurde. Quint faßte Anton Scharf bei der Hand und legte den freien Arm um Schmied Johns Schultern, des ſtarken Mannes, dem ſogleich Träne um Träne der Rührung über die rauhen, behaarten Wangen rann: ſo aber ſchritt er um das von vielen Inſekten belebte, buchsbaumumgebene, bunte und duftende Blumenbeet und nahm als erſter am Tiſche Platz, den Wirtin und Wirt nun fertig gedeckt hatten.

Der böhmiſche Joſef, den es aus irgendeinem Grunde zu wiſſen zog, was es mit der Nachricht, die Schubert erhielt, für eine Bewandtnis hatte, erfuhr nun, vor die Haustür gelangt, von Marthe Schubert das Gleiche wiederum, was ihr Vater ſoeben erfahren hatte. Wunderlich war die Art, wie er die Nachricht ſchweigend und mit dem vergeblich angeſtrengten Verſuch, irgendein Wort darauf zu ſagen, entgegennahm. Noch waren die drei nicht von der Steinplatte vor der Schwelle ins Innere des Hauſes zurückgetreten, als bereits Dominik und ſeine Geliebte in ſchneller Gangart gelaufen kamen. Sie hatten

etwas in Erfahrung gebracht von einem gewiſſen Ehepaar, das, begleitet von einem Geheimkommiſſar, im Grünen Baum erſchienen war, und wie es ſich darum handelte, daß ein junges Mädchen ſeit einigen Tagen verſchwunden war, und man ſeltſamerweiſe von Quint eine Auskunft über ihr Verbleiben zu erhalten hoffte.

Dieſe Nachricht indeſſen mußte die ältere ſein, denn, wie Martha zitternd behauptete, war in der Menge bereits von dem Mord eines Mädchens geſprochen worden: was ſchon in der gleichen Minute von Thereſe Katzmarek beſtätigt wurde, die nach einem verzweifelten, dreiviertelſtündigen Lauf über Feld, auf der Steinbank neben dem Hauſe, mit einem halbunterdrückten Schrei der Erſchöpfung, zuſammenſank.

Sie hatte in der Fabrik, nichts ahnend, wie immer ihre Maſchine bedient, als man den Polizeibericht eines ſcheußlichen Mordes um ſie her zu erörtern begann. Man hatte ein etwa fünfzehnjähriges, augenſcheinlich den ſogenannten beſſeren Ständen angehöriges Mädchen, tot, nicht weit von dem Weichbild der Stadt entfernt, unter den Erlen eines Baches aufgefunden. Zwar zeigte die Leiche keine Verſtümmelung, aber es war doch unzweifelhaft, daß an ihr Mord und zwar mit beſtialiſchen Begleitumſtänden verübt worden war.

Als die Katzmarek ſich wieder ermannt und Dominik und den übrigen, in einer gewiſſen Entfernung vom Hauſe, dies alles erzählt hatte, wußten mit einem Schlag der Weber Schubert und ſeine Tochter, Eliſe Schuhbrich und Dominik, nicht minder Joſef, daß der Verdacht, der Täter zu ſein, ſich auf niemand als ihren Meiſter gelenkt hatte, ebenſo gewiß aber wußten ſie: ihr Meiſter konnte der Täter nicht ſein. Der Beſchluß, den ſie faßten, ging dahin, die Nachricht Quinten zunächſt zu verſchweigen, und da eine Verfolgung im Augenblick

nicht zu befürchten war, Quinten erſt auf dem ſpäteren Gange einzuweihen. Die wirkliche Durchführung dieſes Beſchluſſes beruhte auf der Entſchiedenheit Dominiks, der ferner durchſetzte, daß man Emanuel die Aufklärung derer, die noch nichts wußten, allein überließ.

So ſchwebte denn über der Mahlzeit, die ſchon begonnen hatte, als die Neuangekommenen in den Saal traten, von Anfang an eine gewiſſe Beklommenheit und dieſe nahm zu, als Thereſe Katzmarek, Martha Schubert, Eliſe Schuhbrich, die das bunte Sommerkoſtüm einer Dame trug, Schubert ſelbſt, ſowie Joſef und Dominik ſich ebenfalls an der Tafel niedergelaſſen hatten.

Zwiſchen Quint und Dominik, Quint und Eliſe Schuhbrich wurden herzliche Worte der Begrüßung ausgetauſcht. In Kleidung und Betragen der Liebesleute lag unverkennbar eine beſondere Feierlichkeit. Ihr Weſen hatte etwas Feſttägliches. Sie ſchienen gleichermaßen von tiefſtem Ernſt und von einem heiteren Glück durchdrungen zu ſein.

Außer auf ihnen, lag nur noch über Quint die gleiche ruhig-ernſte Feierlichkeit, die durch Äußerungen eines geheimnisvollen Glücks abgelöſt wurden. Dominik ſetzte ſich zur Linken Quints, während Eliſe Schuhbrich, die Kellnerin, den Platz an ſeiner Rechten einnehmen durfte.

Schon im Anfang der Mahlzeit löſte ſich die herrſchende Schwüle des ſommerlichen Frühlingstags draußen gleichſam in das erſte Murren des Donners auf. Die Jünger, die ſich ſeit langem ſelbſt als die Gemeinſchaft des Geheimniſſes bezeichnet hatten, ſchienen nun wirklich die Mitglieder einer ſolchen Gemeinſchaft geworden zu ſein. Nicht derjenige unter ihnen, der das ſchwerſte Geheimnis in ſich trug und über dem ſich ein

anderes Geheimnis wie eine ſchwere Wolke zuſammenzog, nämlich Quint, erſchien am meiſten geheimnisvoll, auch nicht Dominik und die Kellnerin, die außer dem Schrecken, der über Quinten heraufzog, auch noch ein eigenes für ſie ſelber verhängnisvolles Ereignis zu verbergen hatten, das ihnen infolge eigenen Entſchluſſes nahe war: ſondern die übrigen nicht Betroffenen, die einander mit unſtetem Blick, angſtvoll und ſcheu, wie Verurteilte, anſahen, bevor nicht der Wein, den Dominik von dem Gelde der Kellnerin auftragen ließ, ihr Weſen ein wenig zum Guten veränderte.

Nach einiger Zeit, noch ehe draußen der erſte Blitz gezuckt hatte, der erſte Regentropfen gefallen war, erhob ſich Dominik plötzlich, das volle Weinglas haltend, mit einer leuchtenden Freudigkeit. Er ſagte: „Die Welt iſt ſchlecht, die Welt iſt auf Verbrechen geſtellt und was die Menſchen Tugenden nennen, iſt faſt immer nichts als faule Bequemlichkeit. Das Weltweſen wird von Henkern gebildet und das, wodurch es aufrecht erhalten wird, ſind Galgen und Kreuz. Es war aber Kaiphas, der den Juden riet, es wäre gut, daß ein Menſch würde umgebracht für das Volk. Es iſt nicht wahr, daß ſie Hallelujah ſingen. Ich habe gehorcht Tag und Nacht, Monate, Jahre lang, aber es war wie ein Sturm, den ich immer wieder von allen Seiten, millionenſtimmig zu hören bekam: Kreuzige, kreuzige!"

Und Dominik fuhr zu entwickeln fort, inwiefern die Welt ihm von Kindesbeinen an feindlich gegenübergeſtanden habe. „Es iſt eine Fremdheit," ſagte er, „zwiſchen Menſch und Menſch, und ich bin ſelbſt im Hauſe meiner Eltern fremd geblieben. Ich verſtehe den Sinn des Lebens, das ſie führen, nicht und ſie verſtehen den Sinn jenes anderen Lebens nicht, wohin es mich mit allen Kräften der Seele zieht. Ich will eher alles andere dran-

geben, aber ich möchte nicht den reinen Beſitz meiner Seele drangeben, um angenehm unter den Kindern der Welt zu ſein. Man hatte mich in einen Kerker geſteckt und unbarmherzige Kerkermeiſter haben mir meine Seele verſtümmeln wollen! ſie haben ſich vergriffen an mir! Sie wollten mich in den gemeinen, häßlichen Schlamm ihres elenden Daſeins herabzwingen. Ich habe Flügel und Ehrgefühl, ſie aber haben weder Flügel noch Ehrgefühl. Vor Gott ſind ſie Parias und vor den Gewaltigen dieſer Welt ſind ſie ebenfalls Parias. Ich habe Parias zu Lehrern gehabt, die mir meine Flügel abſchneiden, mich vor Gott und Menſchen zum Paria machen wollten. Ich habe ſchlechte, kalte, gleichgültige, bösartige, verruchte, verderbte, gottloſe und niederträchtige Lehrer gehabt, eh ich dieſen erhabenen Lehrer erhielt, der zur Rechten neben mir ſitzt." — Er ſprach es in jünglingshaft naiver Überſchwänglichkeit. — „Dieſer Mann hat mir den freien Gebrauch des Lebens gelehrt, zur Ehre Gottes des Vaters in uns. Durch dieſen Mann iſt mir und meiner Geliebten, unter dem felſenhaften Druck der Knechtſchaft und Sklaverei, in der wir ſchmachteten, das Myſterium der Freiheit aufgegangen. Die Welt nennt uns Phantaſten: wäre die Welt doch voll ſolcher Phantaſten! Jeder iſt dem Philiſter ein Phantaſt und ihren matten und platten Gefühlen ein Schwärmer, der in einer menſchlich großen Empfindung glüht. Wir ſind keine Pferde für Göpelmaſchinen, auch nicht für Droſchken, auch nicht Automaten für Poſtſchalter oder Anwaltsbureaus, weder Unteroffiziere noch Bahnſchaffner, wir ſind weder praktiſch noch entſprechen wir dem Philiſterbegriff der Nützlichkeit. Sie nennen uns leere Enthuſiaſten und doch iſt das wenige, was das Leben für alle möglich und erträglich macht, durch Enthuſiasmus und durch den Geiſt erſtritten worden. Wir ſind ihnen untüchtig, aber ich ſchwanke

nicht, wenn ich mich zu entſcheiden habe, im Sinne der Welt oder im Sinne Gottes tüchtig zu ſein. Du haſt mich gelehrt, Meiſter, unbehindert von Menſchenfeſſeln und Menſchenfurcht, in Gott frei zu ſein und heiter die Welt und den Tod zu verachten.

Und ſo will ich denn meine Flügel gebrauchen, und die ich lieb habe, ſchwebt mit mir."

Er trank. Die Jünger Quintens begriffen ihn nicht, aber dieſer ſelbſt und beſonders Eliſe Schuhbrich, taten Beſcheid, an den Gläſern nippend und, wie es ſchien, verſtanden ſie ihn.

Der Schneider und Schmuggler Schwabe ſprang nun auf, der ein wenig getrunken hatte und den es ſeit langem wiederum das erſte Mal zum Reden trieb. Er ſprach davon, und zwar mit wachſender Leidenſchaft, wie ſie Emanuel zuerſt in der Hütte der ſterbenden Greiſin getroffen und dann ſeine Straße treulich verfolgt hätten. Er entwickelte ganz nach den glühenden Phantaſien ſeines eigenen Gehirns, welche Hoffnungen Quint in ihnen genährt hätte und wie das Beſte um dieſer Hoffnungen willen, durch jeden von ihnen geleiſtet und getan worden war. Der Wahrheit zuwider behauptete er, daß Quint ſie immer wieder von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, auf Erfüllung ihrer Hoffnung, auf die Einlöſung ſeines Verſprechens vertröſtet hätte: auf nichts Geringeres als die Offenbarung ſeiner himmliſchen Herrlichkeit. So hätten ſie denn nur immer gewartet, aber es ſei nichts eingetreten.

„Glaubt ihr vielleicht," rief mit Entrüſtung Dominik, „daß dieſer Mann Gottes ausſchließlich dazu in die Welt gekommen iſt, euren acht blöden Köpfen den Star zu ſtechen?"

Auf dieſe Worte hin brach unter den Talbrüdern ein allgemeines Toben los. Es war, als habe ſich ein lange geſtauter Strom von Wut, Angſt, Enttäuſchung und Verzweiflung

Luft gemacht und raſe über ein Wehr hinunter. Als wenn eine Meute, die mit der ganzen Gier des Blutinſtinktes ſtundenlang ruhelos auf der Fährte geweſen iſt, ſich plötzlich durch das Wild gefoppt und um ſeine Beute betrogen ſieht, läfften, bellten, ſchrien und heulten ſie durcheinander. Beſonders Krezig, der Handelsmann, kannte ſich vor Entrüſtung nicht. Es war, als ſeien ſie alle gleichzeitig nüchtern und auf eine neue Weiſe verrückt geworden. Es hatte den Anſchein, als hielten ſie über ihren Meiſter von ehedem, als über einen gemeinen Betrüger, das furchtbarſte Strafgericht, wobei Worte wie: „Er hat Gott geläſtert! Er hat die heilige Schrift entehrt! Er hat Kirchen geſchändet, Abendmahlskelche zerſtört!" und viele ähnliche Reden laut wurden.

Wer weiß, ob ſich die Empörung der Seinen nicht bis zur Mißhandlung Quintens, Dominiks und ſeiner Selieben geſteigert hätte, wenn nicht die erſte beſchwichtigende und zugleich gebieteriſche Bewegung des falſchen Propheten zufälligerweiſe durch einen gewaltig praſſelnden Donnerſchlag, bei kaum ſichtbarem Blitz, unterſtützt worden wäre. Allein nun wurde es lautlos ſtill, während draußen ein leiſer Regen rieſelte.

„Gott vergibt euch, denn ihr wiſſet nicht, was ihr tut," ſagte Quint — und während die lautloſe Stille andauerte, begann er mittelſt eines Waſchbeckens ruhig jene Zeremonie auszuüben, die an vielen Orten unter der römiſch-katholiſchen, ſowie der griechiſch-katholiſchen Kirche, üblich iſt: nämlich das ſogenannte Fußwaſchen. Die Jünger waren durch den Donnerſchlag in ihren abergläubiſchen Herzen eingeſchüchtert und diesmal in Unglauben wiederum ſchwankend geworden. Eine Art Grauen hielt ſie gebannt, was durch die Handlung des Meiſters in Hilfloſigkeit und Beſchämung verwandelt wurde. Es war

offenbar, daß die eigentümliche Macht ſeiner Perſon noch einmal in alter Weiſe zu wirken begann.

Als Emanuel nach der Reihe bis zu den Füßen des böhmiſchen Joſef gekommen war, ſtarrte ihn dieſer zuerſt mit furchtbaren Augen an, rannte aber, ſchon von den erſten Waſſertropfen, wie von Weißglut berührt, gleich darauf mit Entſetzen davon.

Dies waren Emanuels letzte Worte, als die durch Schrift und Gebrauch überlieferte Zeremonie ihr Ende erreicht hatte: „Ihr nanntet mich Meiſter und Herr. So nun ich, den ihr Herr und Meiſter nanntet, mich erniedrige, ſo ſollen ſich die Herren, Meiſter und Gewalttäter dieſer Welt vor einander erniedrigen! So ſollt ihr euch voreinander erniedrigen: denn ich ſage euch, wie der Knecht nicht niedriger iſt als ſein Herr, ſo iſt auch der Herr nicht größer als ſein Knecht. Und wer der Geringſte iſt in der Welt, der wird den ewigen Tag des Reiches Gottes in ihm heraufkommen ſehen! Wer aber der Gewaltigſte iſt in der Welt, deſſen Sonne geht unter."

Neunundzwanzigstes Kapitel

Emanuel trat in den Garten hinaus, der in der lauen Fruchtbarkeit des Pfingstregens dampfte. Nachdem Dominik und die übrigen alle Angelegenheiten im Gasthaus geordnet hatten, folgten sie ihm. Sie fielen, vor das Gartenpförtchen gelangt, alsbald, durch Quint geführt, in den üblichen Wanderschritt, der aber nicht in der Richtung auf Breslau einsetzte.

Nach ruhigem Gleichmaß, während man noch im Dorfe ging, beschleunigten sich die Schritte Quints. Bald waren, außer Dominik, alle hinter dem Meister zurückgeblieben. Auch Elise Schuhbrich ging still für sich, um die Eröffnung nicht zu stören, die der Primaner Quinten zu machen hatte. Über den Feldern hing Lerchengesang.

Emanuel sprach:

„Man füllt nicht neuen Wein in alte Schläuche, sonst zerreißt der Most die Schläuche und geht verloren. Was ich vor diesen getan und geredet habe, habe ich getan als Menschensohn. Haben sie nicht begriffen, was ich als Menschensohn getan und geredetet habe, wie hätten sie erst begreifen wollen, wenn ich als der Sohn Gottes vor ihnen geredet und gehandelt hätte. Das Fleisch ist willig in ihnen, aber der Geist ist schwach.

Ich habe dich lieb und ich weiß, was du vor hast", sagte Emanuel zu Dominik. „Siehe, ich bin in Gott neu und jung, aber in der Welt bin ich müde. Ich habe geredet vor tauben Ohren und der Lärm der Welt ist wie ein Meer, das eines

verſchlagenen Schiffers Stimme verſchlingt. Ich bin ihr fremd und ſie iſt mir fremd geblieben.

Mein Leben in dieſer Welt iſt unnütz, nur mein Leben in Gott iſt nicht unnütz. Ich habe des Rufes gewartet, der da ergehen ſollte, vom Vater an des Menſchen Sohn, damit er ſeine Beſtimmung vollende. Ich habe immer wieder gefragt: wann ſoll ich mein Blut ausgießen, meine ſtarke Liebe in die ewige Glut des Haſſes dieſer Welt? Ich habe gefragt: jetzt? jetzt? doch mein Opfer wurde nicht angenommen.

Mit dir wird Gott ſein, denn wo du auch hingehſt, treibt dich die Sehnſucht zu Gott! Aber mich jammert derer, die ich lieb habe und die ich im Ungewiſſen zurücklaſſe.

Aber alles iſt müſſig! Meine Worte ſind ohne Kraft vor ihnen. Sie haſteten an Gewalttat, Aberglauben und knechtiſchem Götzendienſt."

Er ſchwieg und Dominik fing nun erſt mit Vorſicht, dann in beſtimmteren Ausdrücken zu berichten an, was ſich inzwiſchen im Wirtshaus zum Grünen Baum ereignet hatte. Emanuel rief Marta Schubert und die Katzmarek heran, aus deren Mitteilungen es ihm wahrſcheinlich wurde, daß das vermißte und möglicherweiſe getötete Mädchen niemand anders als Ruth Heidebrand ſein könne und daß es ihre Eltern, der Obergärtner und ſeine Frau geweſen ſein möchten, die ihn im Grünen Baum geſucht hatten.

Mittlerweile hatte der Weber Schubert, gegen die Abrede, den Verdacht, der auf Quinten laſtete, ruchbar gemacht und wie die Volksmenge ſich Rache heiſchend um das Gaſthaus zum Grünen Baum zuſammengerottet habe und als nun Emanuel nach den Seinen zurückblickte und ſie herbei winken wollte, ſah er bereits in großer Entfernung einige Männer quer über Feld davonlaufen und erkannte, wie ihm, außer Dominik und

den Frauensleuten, nur noch Martin und Anton Scharf geblieben waren.

Dieſe traten an Quinten heran, deſſen Antlitz, man könnte ſagen einen Ausdruck bitterer, mitleidvoller Güte zeigte. Sein Auge verfolgte die Fliehenden kummervoll. Zu den Scharfs aber, die geblieben waren, ſprach er die Worte: „Wie denkt ihr: vermögt ihr den Feinden das zu glauben, weſſen ich jetzt beſchuldigt bin?" Die Scharfs aber ſchienen in Angſt verſtört und kaum noch, vor Furcht, Herr ihrer ſelbſt zu ſein. Sie ließen Emanuel ohne Antwort.

Da lächelte Quint, nahm jeden von ihnen in einen Arm und drückte ſie mehrmals an ſich, zwiſchen ihnen mit einem traurigen und faſt väterlichen Lächeln daſtehend. „Was habt ihr doch," rief er mit einer gewiſſermaßen rührenden Luſtigkeit, „ſoviel Liebe, Treue, Glauben, Hoffnung und Tätigkeit an einen Narren in Chriſto vergeuden müſſen!" Darauf ſagten ſie nur mehrere Male „Fliehe, Emanuel, fliehe!" zu ihm.

„Wollt ihr nicht euer Kreuz ebenfalls auf euch nehmen und mit mir gehen?" fragte Quint und ſie zitterten, ſtatt zu antworten. Er zog ſeine Arme von ihnen zurück, wendete ſich zu Dominik, ſagte die Worte: „Wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich!" und ſchloß, abermals zu den Brüdern gewendet: „Packt Euch! Geht! und laßt mich allein!"

Allein noch konnten die beiden nicht ſchlüſſig werden. Zwar ſahen ſie in Emanuel nun wirklich beinahe nur noch den Höllenfürſten, den Antichriſt, der ſie, ſtatt an die Pforte des Himmels, an den Rand des hölliſchen Abgrunds gelockt hatte. Sie ſchauderten, ſie entſetzten ſich. Noch hielt ſie jedoch die alte innige Zuneigung, die ſie zuerſt an Quinten gebunden hatte. Nachdem ſie jedoch eine weitere Viertelſtunde in der Gefolgſchaft Quintens geſchritten, vergrößerte ſich der inne-

gehaltene Abſtand zwiſchen den Brüdern und ihm immer mehr, ſo daß, als Emanuel ſpäter ſich umwendete, auch von dieſen, ſeinen erſten und letzten Jüngern, keine Spur mehr zu finden war.

An einem gewiſſen Meilenſtein, der zwiſchen alten Pappeln nicht weit von der Mauer eines Gutshofes ſtand, ſagten ſich Dominik und Quint mit einer Umarmung, Quint und Eliſe Schuhbrich mit einem Händedruck Lebewohl. Das Mädchen wollte von Quint nicht ablaſſen. Dominik aber ſagte: „Er will es ſo, und wir müſſen dem Sohne Gottes gehorſam ſein.“ „Lebewohl,“ ſagte Quint, „und doch kommt die Zeit, da wird auch dieſe alte, herrliche, von knechtiſchem Ungeziefer entehrte Erde von Söhnen und Töchtern Gottes bewohnt werden.“

Nach dieſen Worten veränderte, ja verfinſterte ſich Emanuels Angeſicht und die Strenge ſeiner Mienen, ſowie ſein gebieteriſches Wort ſcheuchten, als Dominik und die Kellnerin ihn verlaſſen hatten, nun auch Thereſe Katzmarek und Martha Schubert dermaßen zurück, daß ſie ihm nur aus der Ferne nachſchleichen konnten. Dabei rückten ſich ſeine Schultern zurück, er trug ſeinen Nacken, wie niemals bisher, gerade und trotzig aufgerichtet und ſchien von der Stadt, der er ſich mit entſchloſſener Wendung wiederum zugekehrt hatte und wo doch ſein ſchwerſtes Verhängnis wartete, wie von etwas lange Erſehntem angezogen zu ſein.

Es war ein ungeheurer myſteriöſer Triumph in ihm, als er ſich ungeduldig, faſt eilend Breslau annäherte. Es ſprach in ihm: „Ihr Lauen im Lande, wißt ihr nicht, daß der heilige Geiſt mit Brauſen kommt?“ Und als er in das Bereich der Gaſſen kam: „Feinde, Feinde, wohin ich blicke! Ich bin als Opfer gewürdigt worden!“ Kurz, ihn erfüllte die Wolluſt über

die Ohnmacht der Welt, angeſichts des Schreis, den ſeine Seele tat, nach Peinigung, nach dem Martyrium.

In dieſem Zuſtand wurde der Narr in Chriſto, als er am Tore eines wundervollen Gartens vorüberging, unerwartet von dem Maler Bernhard Kurz und von Hedwig Krauſe feſtgehalten. Er war, kaum wußte er wie, alsbald ins Innere des Gartens eingeführt und an einem Teetiſch, der unter einer gewaltigen Buche ſtand, einem bebrillten Herrn und einer ſchön gekleideten Dame in mittleren Jahren vorgeſtellt. Es war das Ehepaar Mendel, das auf dieſe Weiſe ſeinen Wunſch verwirklicht ſah, den „neuen Meſſias" kennen zu lernen. Aber es ſchien in dem Manne, den ſie ſahen und der mit Freiheit ſich der grünen Wieſen, der wandelnden Perlhühner, der Roſenhecken und der flammenden Blumenbeete freute, keine Spur von angemaßtem Meſſiastum und Fanatismus vorhanden zu ſein. Es entwickelte ſich, auf eine Zeit von höchſtens zwanzig Minuten zuſammengedrängt, ein Gartenidyll, das in dieſem Kreiſe ſpäter noch oftmals beſprochen wurde. Es war eine kleine Dohle da, die mit ihren geſtutzten Flügeln in unerhörter Neugier um Quint herumhüpfte. Quint trank etwas Tee, und Mendel erzählte ihm aufgeräumt, wie Hedwig Krauſe wohl die beſte Schweſter ſeines Krankenhauſes ſei. Es war zu bemerken: ſie ſahen die Gegenwart Hedwigs gern und der junge und kluge Maler Kurz nahm womöglich ein noch größeres Intereſſe daran. Frau Mendel führte Emanuel Quint in den mit guten Malereien behängten Räumen ihres Hauſes herum und nachdem ſie ihm manchen Kunſtgegenſtand ihrer reichen Sammlung herzens gezeigt hatte, brachte ſie eine kleine goldene Doſe auf die Wieſe unter die Bäume des Gartens heraus.

Das Döschen, in deſſen kunſtvollem Goldfiligran die Sonne funkelte, barg ein kleines Wunder in ſich, das Quinten alſo-

bald in Entzücken verſetzte. Nämlich ein winziges, buntes, kaum über erbſengroßes Vögelchen erſchien auf der goldenen Oberfläche des Käſtchens, nach einem geheimen Fingerdruck der Beſitzerin und fing ſogleich da und dorthin komplimentierend, in melodiſcher Luſtigkeit, frühlingshaft zu flöten und zu trillern an, bis es blitzſchnell verſchwand und ein Golddeckelchen zuſchnappte.

Oft ſprachen ſpäter der Maler Kurz und Hedwig Krauſe, die ein Ehepaar wurden, davon, welchen Eindruck das Döschen und der künſtliche, kleine Sänger auf Quinten gemacht und warum es ihn ſo gerührt haben mochte. Er konnte nicht müde werden, immer wieder den kleinen, flügelſchlagenden Stieglitz erſcheinen zu ſehen und ſeinem tapferen Liedchen zu lauſchen. Es war, als horche er mit einer beſonderen Spannung darauf hin, als wäre etwas vom Inhalt des allertiefſten Geheimniſſes in dieſem Döschen und Liedchen verborgen geweſen.

Dreißigstes Kapitel

Quint erreichte, nachdem er sich plötzlich und überraschend aus dem Kreise der Mendels losgemacht hatte, unerkannt von der das Gasthaus umlagernden Menschenmenge und mitten durch sie hindurchgehend, den Grünen Baum. Er wurde sogleich festgenommen und wiederum durch die Menschenmenge, die ihn bedrohte und mißhandelte, abgeführt. Sie drohten ihm mit den Fäusten, sie schlugen, ja sie spien nach ihm, weil sie ihn anders nicht erreichen konnten, denn sie meinten, daß er unter der Maske frommer Heuchelei zu den reißenden Wölfen im Schafspelz gehöre und der unnatürliche Mörder des fünfzehnjährigen Mädchens sei.

Auf dem Polizeikommissariat wurde der Gefangene den inzwischen herbeigerufenen Eltern der kleinen Ruth vorgestellt, die natürlich ihren ehemaligen Pflegling sogleich erkannten. Diese beiden, in ihrer Gebrochenheit, erschütterten Quint, freilich, ohne daß man bei der Totenblässe seines ruhigen Angesichts und da er auf alle Fragen schwieg, äußerlich etwas davon bemerken konnte. Selbstverständlich wurde das Schweigen durchaus nicht zu seinen Gunsten ausgelegt.

Man war im Miltzscher Kreise wie von einem Drucke befreit gewesen, als der Narr des Surauer Fräuleins, unmittelbar nach seiner Feldpredigt, aus der Gegend verschwunden war. Einige sagten, seine Mutter habe ihn abgeholt, andere, ein Methodistenprediger habe ihn aufgegriffen und nach Ame-

rika übergeführt, wo ſolche Bekenner, wie er, ſehr geſchätzt ſeien. Nach einigen Wochen redete man nur noch bei den Heidebrands und beim Lehrer Krauſe zuweilen von ihm.

Ruth war in das Haus ihrer Eltern zurückgekommen. Aber ſie trug ein befangenes und verſchleiertes Weſen zur Schau, das ihre Eltern in Sorgen hielt und alle Bemühungen des jungen Beleites, wieder auf den alten vertraulichen Fuß des Verkehrs mit ihr zu gelangen, vereitelte. Die Leidenſchaft dieſes armen Jungen wuchs, je träumeriſcher und myſteriöſer das Kind ihm begegnete. Das Mädchen war aber undurchdringlich in ſeiner Verſchloſſenheit.

So geſchah es, daß man von dem Verſchwinden der kleinen Ruth eines Tages vollkommen überraſcht werden konnte. Als man ſie eines Morgens wecken wollte, fand man nämlich ihr Zimmerchen leer, ihr Bett unberührt und konnte, trotz allen verzweifelten Suchens, das man ſogleich allgemein anſtellte, nirgendwo, weder im Gaſthof, noch im Park, weder in Scheunen, Ställen, noch Oberböden eine Spur von ihr auffinden.

Auf einem gewiſſen Balken, hoch oben in einer mit Weizen angefüllten Scheune, ſaß nämlich das Mädchen, das überhaupt gern verſteckte Plätze aufſuchte, ein Bein übers andere geſchlagen, Stunden, ja halbe Tage lang. Sie las dort, bei einem ſchmalen Strahl, der durch eine Luke des Daches drang, in einem mit Goldſchnitt verſehenen, durch viele fromme Buchzeichen geſchmückten Teſtament, das Paſtor Beleites ihr zum Feſte der Konfirmation geſchenkt hatte. Man kannte zum großen Teil die Lieblingsplätze, die ſie in ihrer Neigung zur Einſamkeit und zu ungeſtörter Lektüre bevorzugte, hatte aber ſchließlich doch alle vergeblich nach einer Spur des Mädchens durchſucht.

Man ſagte ſich, da man von Anfang an mit der ſchlimmſten

der Möglichkeiten, dem Tode des Mädchens, rechnete, ſie möchte vielleicht auf dem Balken der Scheune eingeſchlafen und in die wohl dreißig Meter tiefen Getreidelagen, in denen ja Höhlen vorhanden waren, hinabgerutſcht und verſchüttet ſein. Man ſandte Knechte und Mägde hinauf und ließ viele tauſend Garben abtragen. Man durchſuchte den Schloßteich, weil man auch den Gedanken an einen Anfall ſchwerer Melancholie und Geiſtesumnachtung nicht gänzlich abweiſen durfte. Auch konnte Ruth, die zuweilen im Nachen die Schwäne fütterte, an der ſogenannten tiefen Stelle des Weihers verunglückt ſein. Gärtner und Förſter durchſuchten den Wald, weil es bekannt war, wie Ruth zuweilen leſend in irgendeinem alten Baumwipfel, ebenſo wie in der Scheune, Stunden zubrachte.

Endlich verfielen alle auf Quint und man hielt es für wahrſcheinlich, Ruth könne in ihrer Schwärmerei aufs Geratewohl in die Fremde gezogen ſein, um ihr Idol wieder aufzuſuchen.

Leider fand man, wie es in ähnlichen Fällen zu gehen pflegt, den einzigen Anhalt nicht, der vielleicht zur Entdeckung der kleinen Ruth und zu ihrer Rettung geführt hätte. Es hatte ſich nämlich ein überaus häßlicher Kerl vor Wochen auf dem Gutshofe eingeſtellt und war in Arbeit genommen worden. Man hätte ihn eigentlich kennen müſſen, da es derſelbe böhmiſche Joſef war, der Quinten ehemals in das Gärtnerhaus eine Nachricht gebracht und den man auch am Tage des großen Skandals in Quintens Nähe bemerkt hatte: aber da er nur auffallend häßlich, im übrigen nichts als ein ſtiller, tüchtiger Arbeiter war, auch, als er erſchien, bereits der Oſtervorfall nicht mehr erörtert wurde, achtete man ſeiner weiter nicht.

Es fiel auch nicht auf — Ruths Flucht war am Sonntag

morgen entdeckt worden! — daß der häßliche, kleine Wicht, der am Sonnabend abend ſeinen Wochenlohn, wie alle übrigen Gutsarbeiter, empfangen hatte, am Montag morgen nicht wiederkam. Fand doch ein immerwährender Wechſel ſtatt, ſo daß ein fehlender Arbeiter zuweilen durch drei bis vier neue, die friſch eintraten, erſetzt wurde. Hätte man aber am Montag morgen das Fernbleiben jenes Pudelmenſchen bemerkt und mit dem Verſchwinden Ruths in Verbindung gebracht, ſo wäre man, wie ſich ſpäter ergab, wahrſcheinlich ihrer, noch lebend, am gleichen Tag auf der Spur des Halunken habhaft geworden. So aber wußte man am Dienstag abend weder etwas von ihm, noch von Ruth, noch von Emanuel Quint, als die telegraphiſche Nachricht von der Ermordung eines jungen Mädchens in der Nähe von Breslau alle Zweifel auf einmal durch die kalte, grauenvolle Gewißheit verſtummen ließ.

Die Nachricht, die begreiflicherweiſe von den Eltern und dem jungen Beleites in einem an Wahnſinn grenzenden Zuſtand mühſam entziffert wurde, machte über die Kleidung der Toten Angaben. Schwarze Knöpfſtiefel, braune Strümpfe, weiße Strumpfbänder, Unter- und Oberkleider waren genannt. Ein grüner, fußfreier Lodenrock, ein Jackettchen von gleichem Stoff und derſelben Farbe. Braune Handſchuhe, ein brauner Hut, ſo und ſo gezeichnetes Hemd, ſo und ſo gezeichnetes Taſchentuch bildeten weitere Erkennungszeichen. Das Alter der Toten wurde zwiſchen vierzehn und ſiebzehn, ihre Geſtalt als ſchlank und mittelgroß angegeben. Endlich hatte man, nach dem Bericht, in ihrer Nähe ein Neues Teſtament, das Geſchenk eines Paſtors Beleites an Ruth Heidebrand, aufgefunden.

Dieſes Stückchen Papier mit den blauen Schriftzügen ſchlug wie mit furchtbaren, eiſernen Hämmern auf die Köpfe und Herzen derer los, die es in Händen hielten. Ein Kragen aus

Katzenfell war genannt. Frau Heidebrand eilte ſofort, mehrmals zuſammenbrechend, die Treppe hinauf, nach Ruths Kleiderſchrank. Der Kragen war fort. Sie ſah die Freude des Kindes aufhüpfen an jenem elften Geburtstag Ruths, wo das beſcheidene Fellchen, unter den anderen Geſchenken, auf dem Tiſch zwiſchen den elf brennenden Kerzen und der größten, dem ſogenannten Lebenslichte des Töchterchens, lag. Für immer waren nun das Lebenslicht ſowie alle übrigen Kerzen ausgeblaſen.

Da nun alſo die Fragen der ſchwergeprüften Eltern von Emanuel auf dem Polizeibureau nur durch Schweigen beantwortet wurden, beſtärkte ſich der Verdacht ganz allgemein, er müſſe, ſofern er nicht ſelber der Mörder war, jedenfalls irgendwie mit dem Morde in Verbindung ſtehen. Es war herzzerreißend, wie die verwaiſte Mutter, Frau Heidebrand, ihre unwiederbringlich verlorene Tochter in allen Tönen der Verzweiflung und qualvollen Wut von Quint zurückforderte. Herr Heidebrand ſelbſt war ſtill und gefaßt und ſah, wie er ſagte, dieſe ſchreckliche Heimſuchung als eine verdiente Strafe des Himmels an.

Emanuel wurde in das Unterſuchungsgefängnis, das ſich in einem Ziegelrohbau, dem ſogenannten Inquiſitoriat, befand, eingeliefert, wo er gebadet und in eine Zelle allein geſteckt wurde. An mehreren folgenden Tagen ward er dem mit Unterſuchung des Falles betrauten Richter vorgeführt, der aber nicht einmal das Unumgängliche über ſeinen Namen, Geburtsort und -Tag aus ihm herausbrachte. „Wenn Sie nicht reden," ſagte der Richter zu ihm, „ſo kann das, falls Sie unſchuldig ſein ſollten, höchſtens zu Ihrem Schaden ſein." Hätte Emanuel auch nur einen Namen aus dem Kreis ſeiner Jünger

genannt, ſo wäre ein Anhalt gegeben und die Unterſuchung beſchleunigt worden. Je genauer und je ausführlicher er ſeine Angaben gemacht haben würde, um ſo eher hätte man ſeine Unſchuld an den Tag gebracht. Allein es ſchien beinahe, als ob er wünſche, unſchuldig für ſchuldig erklärt zu ſein.

Da Emanuel einen privaten Anwalt für ſeine Sache, ja überhaupt einen Anwalt nicht heranziehen wollte, hatte man ihm, wie es üblich iſt, einen Verteidiger von Amts wegen zur Seite geſtellt. Aber auch dieſer Mann konnte aus Quinten nichts herausbringen. Zwar ſagte er nicht, daß er ſchuldig wäre, aber ebenſowenig irgendetwas, wodurch unzweideutig auf ein Bewußtſein von Unſchuld zu ſchließen war.

Der Staatsanwalt glaubte an ſeine Schuld. Er hatte viele Zeugen verhört und es war ihm gelungen, die ſeltſame Laufbahn Emanuel Quints wenigſtens teilweiſe aufzulichten. Die Scharfs, die Haſſenpflugs, der Agitator Kurowski, Bruder Nathanael Schwarz, der Müller Straube, die Paſtoren Schimmelmann und Schuch ſtanden bereits in ſeinen Akten und er hatte, in einer erheblichen Anzahl von Protokollen, ſehr viele, wenig günſtige Zeugniſſe gegen Quint zuſammengebracht.

Der Kern ſeiner Meinung über Quint hatte ſo ungefähr dieſe Geſtalt gewonnen:

Der Delinquent hatte außerehelich das Licht der Welt erblickt. Der Vater wurde von ſeiner Mutter nicht genannt und blieb alſo unbekannt. Man weiß wie die große Mehrzahl dieſer nicht wohlgeborenen Kinder auf verſchiedenen Wegen, beſonders auf dem Wege des Verbrechens, zugrunde geht. Auch der Staatsanwalt wußte das. Mit Arbeitsſcheu, alias Faulheit, war nun im Falle, der vorlag, wie ſo oft, der erſte Schritt auf der Bahn des Verbrechens gemacht worden. Der Stiefvater Quints, der Bruder Quints, ja ſelbſt die rechte

Mutter des Menſchen, dieſe unter einem nicht enden wollenden Tränenſtrom, erbrachten dafür die Beſtätigung.

Der Müßiggänger, der zu Hauſe nicht gerne ſein mochte, weil er dort zur Arbeit angehalten zu werden fürchten mußte, fing zu vagabondieren an. Dies war ihm aber endlich ebenfalls unbequem und er ſagte ſich, vielleicht durch ſchlechte Geſellſchaft angeregt, daß er die gläubige Einfalt ſeiner Mitmenſchen durch irgendeinen dreiſten Schwindel ſich nutzbar machen müſſe. Dies gelang ihm über Erwarten und er niſtete ſich in zyniſcher Weiſe bei den Brüdern Scharf als Schmarotzer ein. Mit ſyſtematiſchen Schwindeleien hatte er nun die leichtgläubigen Webersleute ſeinen Zwecken dienſtbar gemacht, ſo daß er ſie in ihrer Verblendung nach und nach, dem raffiniertеſten Hochſtapler gleich, um ihr ganzes Vermögen prellen konnte. Er wurde gefaßt und per Schub nach ſeiner Heimatsgemeinde zurückgebracht. Er hatte ſich irgendwie den Beruf eines Heilkünſtlers angemaßt, wie denn ſolche Leute und geborene Scharlatane, einmal entlarvt, um neue Mittel zu neuen Betrügereien niemals verlegen ſind. Er ging noch weiter, er gab ſich, in ſeinem Zynismus ſelbſt vor dem Heiligſten nicht zurückweichend, für einen Wundertäter, für einen Apoſtel, ja für den wiedergekommenen Chriſtus ſelber aus, womit er ſich, obgleich im beſchränkten Kreiſe, den größten Betrügern aller Zeiten anreihte. Da aber empörte ſich der geſunde Sinn ſeines Heimatsorts, ſo daß er über einen Denkzettel, leider einen, der nicht durchgreifend war, zu quittieren hatte.

Jetzt nahm ſich eine allgemein verehrte Dame in chriſtlicher Liebe ſeiner an und man ſuchte den Menſchen, unverdienterweiſe, mittelſt der Langmut vieler ehrenwerter und geachteter Perſönlichkeiten, in ein beſcheidenes und geordnetes Daſein zurückzuleiten. Man umgab ihn in Mülzſch und Umgebung

mit vieler, zwecklos vergeudeter Liebesmüh. War doch die Gesinnung des entschlossenen Parvenus — was er in jenen Tagen war! — inzwischen durch sozialistische, anarchistische und nihilistische Ideen heimlich noch tiefer vergiftet worden. Zum Dank für genossene Wohltat knüpfte dieser Dorftartuff eine unerlaubte Beziehung mit der kaum konfirmierten Tochter seiner Wohltäter an (sic! der Beamte zögerte nicht, zugunsten seines Kalkuls auf die Tote einen Schatten zu werfen), die er, mit der ihm eigenen Routine, auf Grund ihrer kindlich gläubigen Urteilslosigkeit, ganz in seine Gewalt bekam.

Aus dem weiteren Verlauf der Lebensschicksale Quints schloß der öffentliche Ankläger auf seine Gefährlichkeit. Er hatte staatsgefährliche Äußerungen, die der Betrüger laut vieler bestimmter Zeugenaussagen öffentlich immer wieder getan hatte, sorgsam zusammengetragen. Sie waren unter den Spitzmarken: Gegen die Monarchie! Gegen die Religion! Gegen die Kirche! Gegen den Staat! rubriziert. Quint hatte sich für die freie Liebe erklärt und mit Entschiedenheit gegen das Privateigentum, wobei, was die Sache nur noch verschlimmerte, das christliche Mäntelchen herhalten mußte.

Der Staatsanwalt hatte den Schlächtermeister und Wirt vom Grünen Baum, sowie den Restaurateur und Geschäftsinhaber des Musenhain verhört oder verhören lassen und besonders das Protokoll des sogenannten schwarzen Karl war von allen für Quint das am meisten belastende. Der Beamte sagte, selbst das Gefühl dieses nicht gerade musterhaften Christen habe sich gegen die Blasphemieen dieses Menschen aufgebäumt.

Der untersuchende Richter sowie der offizielle Anwalt waren von der Schuld Emanuels nicht überzeugt, trotzdem man bei der Leiche Ruths, und zwar unter dem Hemd, auf bloßer Brust, einen Brief gefunden hatte, der „Emanuel Quint"

unterſchrieben war und das Mädchen nach Breslau in Quintens Umgebung, mit einigen ſchwülſtigen, überſpannten Phraſen, die von der Nähe des neuen Zions faſelten, lud. Der Staatsanwalt gab zwar zu, der Brief ſei von dem Delinquenten ſelbſt vielleicht nicht geſchrieben, da er eine unbeholfene Hand zeigte, die den Quintſchen Schriftproben unähnlich war, aber er meinte, er wäre diktiert worden. Er behauptete ferner: es ſei bezeichnend für die tiefe Verderbnis Quints, wenn er wirklich nur durch Gelegenheit zu dem widernatürlichen, beſtialiſchen Morde gekommen ſei, daß er den traurigen Mut beſeſſen habe, das wohlerzogene Kind in jene Laſterhöhlen herbeizulocken, jenen Sumpf, der hier in der Stadt das Element ſeines Daſeins geweſen war.

Nun alſo: Unterſuchungsrichter und Verteidiger teilten dieſe Anſichten nicht. Man hatte Quinten den Brief gezeigt und auch daraufhin nur ein Schweigen zur Antwort erhalten. Eines Tages boten ſich Rittergutsbeſitzer Slaſer, Geheimrat Mendel und Maler Kurz als Zeugen dafür an, daß ſie Emanuel Quint der ihm zur Laſt gelegten Tat nicht für fähig hielten. Dies tat Herr Slaſer, obgleich ſein Sohn durch Quint, an jenem Abend im Muſenhain, arg verwirrt und betört worden war. Er hatte nämlich von Benjamin am nächſten Tage einen ausführlichen Brief erhalten, worin er in aller Form auf ſeine künftige große Erbſchaft verzichten wollte, war daraufhin nach Breslau gereiſt und hatte gefunden, wie ſein Sohn in ſeinem Entäußerungsdrange bereits den Inhalt ſeiner hübſchen Wohnung zur Hälfte verſchenkt hatte. Er lachte, packte ihn auf und ſchickte den jungen Menſchen mit einem ſeiner Freunde, einem jungen Arzt — und zwar unter deſſen Verantwortung! — nach dem Haag und ſpäter auf eine Nordlandreiſe.

Dominik und Eliſe Schuhbrich waren tot in einem kleinen Wäldchen draußen, unweit der Oder gefunden worden. Sie hatten, nach Übereinkunft, mit eigenem Willen dort ihrem Leben ein Ziel geſetzt. Eine Kugel aus dem Revolver Dominiks hatte die Geliebte, eine zweite ihn ſelber hingerafft. Er lag, als beide, erſt einige Tage nach der Tat, von polniſchen Flößern entdeckt wurden, mit ſeiner Stirn auf Eliſens Bruſt.

Natürlich belaſtete dieſer Vorfall Quint, beſonders als man nach einiger Zeit genügende Anhaltepunkte zu haben meinte, in Quint den Verderber und Verführer auch dieſer Jünglingsſeele zu ſehen. Der Häftling wurde denn eines Tages auch dem Vater Dominiks, einem Poſtbeamten, vorgeſtellt, der übrigens ohne ſichtbare Zeichen der Trauer, ausgenommen den ſchwarzen Krepp um den rechten Arm, den Toten und ſeine Handlungsweiſe mit trockenen, harten Schlüſſen verurteilte.

Wie er den Sohn nun einmal betrachtete, ſchien er eher durch ſeinen Tod von einer quälenden Sorge befreit, als betrübt zu ſein. So lange er lebte, hatte er einen Teil ſeines ſchmalen Gehalts für ſeine Erziehung abtreten müſſen, was ihm ein immerwährender Anlaß zur Entſagung, ſowie des Kummers und Ärgerniſſes war: eine Tatſache, die er dem Sohne bei jeder Gelegenheit ohne Umſchweife deutlich machte.

Quint ſchüttelte ſich, nachdem der rechtliche und korrekte Beamte gegangen war, als ob ihn ein phyſiſcher Ekel anwandele. Seine Aufſeher gaben an, er habe bei dieſer Gelegenheit laut geſagt, daß nichts den Menſchen ſo klein und verrucht mache, als die Sorge ums tägliche Brot.

Dieſelben Aufſeher konnten bei einer andren Gelegenheit, in der Gebundenheit ihrer Meldungspflicht, ihrer Entrüſtung über den Empfang, den Quint im Sprechzimmer ſeiner verzweifel-

ten Mutter bereitet hatte, kaum genügenden Ausdruck verleihen. Die Mutter schrie und fragte den Sohn ein übers andere Mal: „Junge, hast du das wirklich getan?" womit sie den Mord des Mädchens meinte. Ohne daß sie nun aber eine Antwort erhalten hatte, nahm sie, nach ihren Reden zu schließen, die Schuld als erwiesen an und überhäufte den Sohn mit Anklagen, sowie mit Vorwürfen wegen seiner leider von jeher an den Tag gelegten Unfolgsamkeit. Alles sei nun, behauptete sie, eingetroffen, wie es der Stiefvater, wie es der Bruder, ja wie sie selbst es ihm prophezeit habe und er könne darüber nun nicht weiter verwundert sein.

Als sie nun sagte: „Du hast es dir zuzuschreiben, wenn deine arme Mutter mit Schande und Gram in die Grube fährt," rief der gefesselte Häftling plötzlich: „Weib, wer bist du? Ich kenne dich nicht! Ich bin von oben herab und du bist von unten her! Willst du den Leichnam wieder nehmen, den du geboren hast, so gedulde dich! Bald werfe ich auch das letzte, was an mir irdisch ist, hinter mich." Er bat dann die Wärter, sie möchten ihn in die Zelle zurückbringen.

Man weiß, wie Gefangene durch die Wände, von Zelle zu Zelle, sich mittelst Klopfens verständigen. Die sechsundzwanzig Buchstaben des Alphabets werden, je nach Bedarf, mit so viel Schlägen bezeichnet, als die Nummer beträgt, die jeder von ihnen in der gesamten Reihe inne hat. So wurden die unfreiwilligen Bewohner des Untersuchungsgefängnisses und vieler anderer Zellen auf Flügel B. durch die seltsame Nachricht eine Zeitlang belustigt und aufgeregt, die mit Klopfsignalen von unten, von oben, von rechts und von links durch die Wände drang: nämlich, daß Christus selbst in einer der Zellen zugegen wäre.

Die humoriſtiſche Tatſache hatte allmählich ihren Weg über die Aufſeher zum Bureau des Inſpektors gemacht, der ſie gelegentlich ſeinem Schwiegerſohn, einem Maſuren, der an dem gleichen Inquiſitoriat Gefängnisgeiſtlicher war, lachend mitteilte. Lange wußte man nicht, in welcher Zelle der Urſprung des Unfugs zu ſuchen war. Es ging hier mit dem gebenedeiten Namen ähnlich, wie es mit dem Maulwurf in der Tragödie geht: „hic et ubique, wühlſt ſo hurtig fort, o trefflicher Minierer!" Er war hier und da und war überall, ohne daß man den geſpenſtiſchen Träger betreten konnte.

Endlich fiel es dem Geiſtlichen ein, den des Mordes verdächtigen Quint in ſein Amtszimmer führen zu laſſen, einen überaus behaglichen Raum, der natürlich innerhalb des Inquiſitoriates gelegen war. Der Geiſtliche liebte Gefängniskoſt und verſäumte ſelten ſich von dem allgemeinen Graupengericht zur Stillung ſeines maſuriſchen Appetits etwas auftragen zu laſſen. Er löffelte gerade, das Taſchentuch vor die Bruſt geſteckt, als Emanuel zwiſchen zwei Aufſehern bei ihm erſchien.

„Kinder," rief er, „ſolche Suppe! Ihr wißt ja gar nicht, wie gut ihr es habt. Früher legte man euch auf Latten und fütterte euch mit unſauberem Waſſer und ſchimmligem Brot." Er war aufgeräumt und wollte verſuchen herauszubekommen, ob Emanuel nicht der Urheber des Chriſtusunfugs wäre, der nachgerade das ganze Gefängnis rabiat machte. Vielleicht legte der, wie aus den Akten erſichtlich war, verſtockte Menſch, bei ſeinem chriſtlichen Tic, dem Geiſtlichen, ſogar in der ſchweren Schuldfrage am eheſten ein Geſtändnis ab."

Einſtweilen hatte er aber noch die Seelſorge eines Mädchens zu vollenden, die wegen Mord ihres Kindes zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt worden war. Nur mit knapper Not war die Ärmſte dem Henker entgangen. Man hatte ihr

und ihrem Kinde in fünf, sechs Gemeinden rundweg das Domizil verweigert. Für die Not und die Tat des einfachen Landmädchens trugen Gesellschaft und Staat die Verantwortung, ohne sich dessen, ganz wie ein gewissenloses Individuum, in Trägheit und Gleichgültigkeit bewußt zu werden. Der Staat aber hatte seine Schuld durchaus nur durch ein neues Verbrechen, das er sich selbst sanktionierte, an dem Mädchen wett zu machen gewußt.

Die Verurteilte weinte seit vielen Wochen. Sie wollte nicht leben und hatte verschiedene Selbstentleibungsversuche gemacht. Zum Pastor geführt, hatte sie nur immer zerknirschte und verzweifelte Fragen an ihn wiederholt, ob sie wohl irgendwie Aussicht habe, ihr Kindchen im Jenseits wiederzusehen. Alles andere erschien ihr gleichgültig. Sehnsucht nach ihrem Kinde allein war es, was immer neue Tränenströme in ihre vom Weinen fast erblindeten Augen trieb. Der sogenannte Kalfaktor, ein Sträfling, brachte die Graupensuppe hinaus und als sich der Pastor, schon in Gedanken bei Quint, der Verbrecherin zuwandte, sagte diese seufzend: „Ich weiß nicht, warum gerade mich das Schicksal so geschleudert hat?" — „Was? Schicksal geschleudert?" donnerte daraufhin der Pastor und im nächsten Augenblick flog, von seinem herkulischen Arm geschleudert, ein Stuhl buchstäblich gegen die Wand. „Ich kann einen Stuhl schleudern," sagte er, „aber das Schicksal kann keinen Menschen schleudern. Gott hat ihm dazu die Macht nicht gegeben. Aber er hat dem Menschen den freien Willen gegeben, hinter das Böse die Strafe, hinter das Gute aber den Lohn gesetzt. Nicht das Schicksal trägt, sondern du allein trägst vor Gott und Menschen, deines Verbrechens wegen, die Verantwortung. Dein Kind wird am jüngsten Gericht gegen dich zeugen."

Der Paſtor zog einen elfenbeinernen Zahnſtocher aus ſeiner bis an den Hals zugeknöpften ſchwarzen Weſte hervor und reinigte ſein prachtvoll weißes, negerhaft geſundes Gebiß damit, während das Mädchen, das in Verzweiflung ihr Kind getötet hatte, erſchrocken, mit plötzlich trockenen Augen, voll Grauen in ſich zuſammenkroch. Vor einem Jahre war die arme zwanzigjährige Jungfrau noch ſchön geweſen, heute erſchien ſie zuſammengekrochen, knöchern, unſchön und greiſenhaft ausgehöhlt. War es nun deshalb, weil die ſeltſam wiſſenden, großen Augen des anderen Sträflings, Emanuels, unverwandt auf ihr geruht hatten, oder hatte ſie überhaupt das wirre Bedürfnis, bei irgend jemandem um Gnade zu flehen: kurz, indem ſie abgeführt wurde, hatte ſie unverſehens ihre brennend ſaugenden Lippen auf Emanuel Quintens gefeſſelte Hände gedrückt.

Der Paſtor war ſprachlos. Er hielt den Zahnſtocher wie einen gen Himmel weiſenden Finger in der Hand. Es war ihm geweſen, als wenn jemand die deutlichen Worte: „Weib, deine Sünden ſind dir vergeben!" geſprochen hätte. „Das wäre noch beſſer," fuhr er los, „wenn hier, im Zimmer des Paſtors, ein Schlingel, der beinahe des Mords überwieſen iſt, die ungeheure Dreiſtigkeit haben wollte, mit dem Worte Gottes Unfug zu treiben. Verſteht er mich? Er Kujon! Er Patron!" — und er brachte ſein glattraſiertes, mit breiten Backenknochen und Kinnladen verſehenes Angeſicht, dicht an Quint — „verſteht er mich? Schindluder treiben wir hier mit den heiligſten Dingen nicht!"

„Raus!" ſchrie er. „Das geht denn doch über alles, was mir irgendein Zuchthäusler jemals in dieſem Raume geboten hat, weit hinaus. Lanek," wandte er ſich an den Oberaufſeher, „bitte, melden Sie dieſe Perſon! Raus mit dem Men-

ſchen, ich kann ihn nicht ſehen! Soll ich mir etwa von dieſem Abſchaum das Heiligſte in den Kot ziehen laſſen? das Erhabenſte, was überhaupt in mir iſt? Nein! Das liegt außerhalb meiner Amtspflichten."

„Schauen Sie doch mal unten nach," ſagte der Paſtor gleich darauf ſehr ruhig zum Kalfaktor, als er allein mit ihm im Zimmer war, „ob meine Frau beim Herrn Inſpektor iſt; ſie wollte mich nämlich zum Gartenkonzert in den „Zwinger" abholen." Der Kalfaktor ging und der Kirchenmann zündete mit Behaglichkeit ſeine Zigarre an.

Und es wurde noch einige Wochen lang unterirdiſch von Zelle zu Zelle die Nachricht gepocht, daß Chriſtus ſelbſt im Gefängnis zugegen wäre. Die Wände vibrierten und bebten eine Zeitlang aus der myſteriöſen Quelle geſpeiſt, von den Worten des echten Heilandes, unter denen der Satz „Was ihr getan habt einem meiner geringſten Brüder, das habt ihr mir getan!" immer wieder kam. Die Steine ſprachen: „Fürwahr, er trug unſere Krankheit und nahm auf ſich unſere Schmerzen, aber wir hielten ihn für den, der von Gott geſchlagen und gemartert wurde." Die Steine ſprachen: „Sie haben Chriſtus verachtet, gehaßt, verkannt, verfolgt, verflucht, verhöhnt, geſchlagen, angeſpieen, unſchuldig eingekerkert und ans Kreuz geheftet! Er ward zwiſchen den Mördern aufgehängt und unter die Verbrecher gerechnet." So und ähnlich ſprachen die Steine fort, aber der Direktor der Anſtalt meinte, man tue am beſten, des im Grunde harmloſen Unfugs nicht weiter zu achten.

Mittlerweiler wurden durch eine Fabrikarbeiterin, namens Katzmarek, gewiſſe Tatſachen zur Kenntnis der Behörde gebracht, die nach und nach den Verdacht des Mordes einiger-

maßen von Emanuel ablenkten. Eines Tages fragte man ihn, ob er einen gewiſſen Menſchen, der nach der Schilderung mit dem böhmiſchen Joſef identiſch war, kenne und ihn des Mordes für fähig halte. Quint ſagte zwar, er kenne ihn, daß er aber den Mord nicht verübt habe, ſei ihm gewiß. Trotz des Stillſchweigens, deſſen Quint ſich leider befleißigte und das man ſchlechterdings nur als Ausfluß ſeines Schuldbewußtſeins deuten konnte, waren doch aber nun die Zweifel der Anklagebehörde rege gemacht und nachdem die Unterſuchung eine Zeitlang auch in einer anderen Richtung betrieben worden war, hatten ſich die Reſultate der Nachforſchung endlich zu einem faſt lückenloſen Entlaſtungsbeweiſe für Quint zuſammengeordnet. Man hatte die Spuren des böhmiſchen Joſef genau verfolgt und wußte, wo er an jedem Tage der letzten Wochen vor Begehung der ſcheußlichen Tat geweſen war. Er war um die Apotheke geſchlichen, in der die kleine Ruth bei Freunden der Eltern ſeinerzeit, um ſie auf andere Gedanken zu bringen, untergebracht worden war. Er hatte dann auf dem Miltzſcher Dominium Arbeit gefunden. Eine Anzahl Zeugen meldeten ſich, denen der häßliche Menſch in Begleitung des lieblichen Mädchens aufgefallen war, als er ſie, meiſtens auf Feldwegen, gen Breslau führte. Den Menſchen ſelber aufzufinden, gelang indeſſen trotz aller Bemühungen nicht.

Als man Quint, deſſen Alibi allmählich durch Zeugen durchaus erwieſen ward, die günſtige Wendung der Sache mitteilte, und ihm die Ausſicht auf ſeine nahe Freiheit nicht vorenthielt, legte der Narr zum Schrecken des Anwalts und zur nicht geringen Verlegenheit der Behörde das Geſtändnis des Mordes ab.

Das Geſtändnis konnte indeſſen nicht Stich halten. Man ſtand auf dem Punkt, den Narren dennoch in Freiheit zu

ſetzen, als man eben an der Stelle, wo der Mord der kleinen bejammernswerten Ruth verübt worden war, die Leiche des böhmiſchen Joſef fand, der ſich am Aſt einer Weide erhängt hatte. Es hätte kaum der Selbſtbezichtigung mehr bedurft, die man in ſeiner Taſche fand, ebenſo unbeholfen als umſtändig niedergeſchrieben, um ſeine Schuld über allen Zweifel erwieſen zu ſehen.

Die Kunde von der Entdeckung des wahren Täters drang natürlich ſogleich zu den Heidebrands und von da zu Lehrer Krauſe hinüber, wo ſich im Befinden Mariens eine Wandlung zum Beſſeren hervorbrachte. Das Mädchen hatte ihre Tage, ſeit dem Verſchwinden Emanuels, in Abſonderung von allem Verkehr zugebracht und als der allgemein geteilte Verdacht ihn zum Verbrecher ſtempelte, war ihre Geſundheit buchſtäblich zuſammengebrochen. Es kamen Ärzte, man rief den Miltzſcher Schäfer herbei, man verſuchte es wiederum mit dem ſogenannten Geſundbeten, ohne daß es gelang, den Zuſtand des Mädchens zu verbeſſern. Sie erbrach die Speiſen, ſo oft man ſie etwas zu eſſen zwang, ſie litt an einer ſchrecklichen Blutleere, ſchließlich vermochte ſie kaum noch, vor Schwindel und Herzklopfen, die wenigen Schritte von ihrem Bett bis ans Fenſter zu gehen, wo ſie, in einem Korbſtuhl ſitzend, einige Stunden täglich Luft atmen mußte.

Man hatte hier die Idee von einem ſchlimmen Lotterdaſein bekommen, das Quint in der Großſtadt geführt und das ihn ins Verderben geſtürzt haben ſollte. Man fing dieſe Anſicht, als die Unſchuld Quints an dem Morde bekannt wurde, zu modifizieren an. Und nun, wie geſagt, geſchah es, daß ſich die Geſundheit Mariens zuſehends beſſerte. Sie aß, ſie ſprach, ihre Wangen nahmen ein wenig Farbe an. Bald unternahm

ſie kleine Spaziergänge. Sie richtete einen Brief an ihre Schweſter Hedwig, die noch immer im Krankenhaus Profeſſor Mendels beſchäftigt war, worin ſie den Tag zu wiſſen wünſchte, an dem Emanuel aus dem Gefängnis vermutlich entlaſſen werden würde.

Für die Entlaſſung war der erſte Oktober feſtgeſetzt und das Datum Emanuel mitgeteilt worden. Er hatte alſo den ganzen Sommer in Unterſuchungshaft zugebracht. In ſeiner Antwort auf einen Brief, den er in ſeiner Zelle erhielt, ein Schreiben, in dem Hedwig Krauſe Mariens Frage an ihn weitergab und zugleich mitteilte, daß ihre Schweſter Marie, ſie ſelbſt und ihr Bräutigam, Bernhard Kurz, Quinten am Gefängnistore erwarten und in Empfang nehmen würden . . . in ſeiner Antwort auf dieſe Nachricht ſagte Quint eine Unwahrheit: er gab auf das allerbeſtimmteſte als den Tag ſeiner Entlaſſung nicht den erſten Oktober, ſondern den zweiten an.

Als am zweiten Oktober der Maler Kurz mit den beiden Mädchen Mittags zwölf Uhr am Eingang des Inquiſitoriats erſchien, fing für ſie ein langes vergebliches Warten und Nachfragen an, wodurch ſie am Ende zu der Überzeugung gelangen mußten, daß ſie Emanuel Quint verfehlt hatten. Sie glaubten zunächſt natürlich, ihn, womöglich am gleichen Tage, noch irgendwo in der Stadt zu entdecken, eine Vermutung, die leider nicht zutreffend war. Sie haben ihn nicht nur an dieſem und an den folgenden Tagen vergeblich geſucht, ſondern ihn überhaupt niemals wieder geſehen.

Quint hatte ſich am Tage vorher ſtillſchweigend davongemacht. Da ſein Prozeß nicht verhandelt worden war, hatte man ſeiner in der beſchränkten Öffentlichkeit, die ſein Fall erlangt hatte, längſt vergeſſen, als er wieder auf freiem Fuße ſtand.

In der Nähe des Platzes, an dem die kleine Ruth ihr Ende gefunden hatte, erschien am ersten Oktober ein lang aufgeschossener, dürftig gekleideter, rotblonder und bleicher Mensch, der von einigen Leuten gesehen wurde. Er trieb sich lange in der Gegend der Mordtat herum. Er pochte kurz darauf an die Türe des Küsters leise an, worauf das Weib des Küsters, einen Bettler vermutend, öffnete. „Ich bin Christus! Gib mir ein Nachtlager!" Da schlug sie ihm, selbstverständlich, tief erschrocken, sogleich mit ganzer Kraft die Tür vor der Nase zu.

So ging es auch im Hause des Lehrers einige Tage später, wo einst Emanuel Quint, im Schulzimmer, Bruder Nathanaels Bußpredigt gelauscht hatte. Die Lehrersleute saßen bei Tisch und ein kalter Herbstwind durchbrauste draußen die Dunkelheit. Man hörte einen Schritt auf der Hausschwelle und hernach ein Pochen gegen die Tür. Die Frau wollte nicht öffnen, sie fürchtete sich. Nachdem, aus irgendeinem Grunde ängstlich geworden, der fromme Lehrer seine Seele dem Herrn empfohlen hatte, öffnete er und fragte durch den Türspalt: „Wer ist hier?" „Christus!" kam es leise zur Antwort. Und sofort schlug mit einer Gewalt, die das Häuschen erbeben machte, von der Hand des Lehrers gerissen, die Tür ins Schloß. Er kam schlotternd herein zu seiner Frau und behauptete, draußen stünde ein Wahnsinniger.

Etwa eine Woche nach diesen Vorfällen brachten Berliner Zeitungen diese kurze Notiz:

Die Bewohner des Ostens unserer Stadt werden seit einiger Zeit durch die Erscheinung eines Menschen beunruhigt, der nie um Geld, sondern immer nur um Obdach und Brot bittet und der auf die stereotype Frage: Wer ist da? sich als Christus bezeichnet. Man kann sich denken, welchen Schreck der im üb-

rigen wahrscheinlich harmlose Irre überall, wo er auftaucht, verursacht. Er dürfte wenig Geschäfte machen. Die Hausfrauen schieben meist, kaum daß die ominöse Bezeichnung gefallen ist, den Riegel vor und bringen die Sicherheitskette in Ordnung.

Wiederum eine Woche später fing der gleiche Unfug in der ehemaligen freien Reichsstadt Frankfurt am Main die Leute ein Weilchen zu beschäftigen an. Vor dem Narren und Bettler, der sich Christus nannte, waren mittlerweile zwischen Berlin und Frankfurt Hunderte und Aberhunderte von Haustüren zugeflogen. Ein Frankfurter, der die Angelegenheit auf ironische Weise nahm, sagte, der Herrgott in seinem Himmel müsse unzweifelhaft durch den ungewohnten, wilden Lärm des Türenschlagens neuerdings auf die Vorgänge unter dem Menschengeschlecht aufmerksam geworden sein.

Unwillkürlich dankt man dem Himmel, daß nur ein armer Erdennarr und nicht Christus selber der Wanderer gewesen ist: dann hätten nämlich Hunderte von katholischen und protestantischen Geistlichen, Arbeitern, Beamten, Landräten, Kaufleuten aller Art, Generalsuperintendenten, Bischöfen, Adligen und Bürgern, kurz zahllose fromme Christen, den Fluch der Verdammnis auf sich geladen.

Aber wie konnte man wissen — obgleich wir „Führe uns nicht in Versuchung" beten, ob es nicht doch am Ende der wahre Heiland war, der in der Verkleidung des armen Narren nachsehen wollte, inwieweit seine Saat von Gott gesäet, die Saat des Reiches, inzwischen gereift wäre?

Dann hätte Christus seine Wanderung, wie ermittelt wurde, über Darmstadt, Karlsruhe, Heidelberg, Basel, Zürich, Luzern bis nach Göschenen und Andermatt fortgesetzt und hätte überall immer nur von dem gleichen Türenschlagen an seinen Vater

im Himmel berichten können. Nämlich der Narr, der sich Christus nannte, teilte zuletzt mit zwei armen, barmherzigen Schweizer Berghirten, oberhalb Andermatt, Brot und Nachtquartier. Seitdem ist er nicht mehr gesehen worden.

Dem Chronisten, der auf den Spuren Emanuel Quintens ging, ist es wahrscheinlich, daß jener Mensch, der seinen Christuswahn, verlassen und einsam, durch Deutschland und durch die Schweiz schleppte, der verschwundene, arme Tischlergeselle aus Schlesien war. Er war auch derselbe, wie ihm scheint, der oberhalb des Gotthardhospizes nach der Schneeschmelze im Frühjahr darauf erstarrt und zusammengekauert gefunden wurde. Unzweifelhaft hatte sich Quint beim tiefen Schneegestöber verirrt, hatte das Hospiz, auf dem Passe zu milderen Breiten, verfehlt und war in die Wildnis des Pizzo Centrale hinaufgeraten. Dort hatten Nacht, Nebel und Schneegestöber ihn eingesargt.

Dies mußte im Spätherbst oder beginnenden Winter gewesen sein, denn er hatte, als ihn die Sennen heraushoben, sicherlich fünf oder sechs Monate lang in der tiefsten Schnee- und Eisschicht verborgen gesteckt. Auf einem Briefbogen, den man in seiner Tasche fand, waren die Worte noch deutlich zu lesen gewesen: „Das Geheimnis des Reichs?" die keiner beachtete noch verstand, die aber dem Chronisten, als er das traurige Dokument in Händen hielt, eine gewisse Rührung abnötigten. War er überzeugt oder zweifelnd gestorben? Wer weiß es? Der Zettel enthält eine Frage, sicherlich! Aber was bedeutet es: Das Geheimnis des Reichs?

Ende

Slaska Biblioteka Akademicka

Werke

von

Gerhart Hauptmann

Gesammelte Werke

in acht Bänden

1. Band: Vor Sonnenaufgang / Das Friedensfest / Einsame Menschen / Die Weber / Kollege Crampton / Der Biberpelz.

2. Band: Hanneles Himmelfahrt / Florian Geyer / Elga / Die versunkene Glocke / Fuhrmann Henschel.

3. Band: Schluck und Jau / Michael Kramer / Der rote Hahn / Der arme Heinrich / Rose Bernd.

4. Band: Die Jungfern vom Bischofsberg/Und Pippa tanzt / Gabriel Schillings Flucht / Kaiser Karls Geisel / Griselda / Die Ratten.

5. Band: Bahnwärter Thiel / Der Apostel / Der Narr in Christo Emanuel Quint.

6. Band: Griechischer Frühling / Atlantis.

7. Band: Peter Brauer / Festspiel in deutschen Reimen / Der Bogen des Odysseus / Winterballade / Der Ketzer von Soana.

8. Band: Der weiße Heiland / Indipohdi / Anna.

Sämtliche Werke sind auch in Einzelausgaben erschienen.

Neue Werke

Phantom

Aufzeichnungen eines ehemaligen Sträflings

20. Auflage

*

Ausblicke

5. Auflage

*

Der Ketzer von Soana

Liebhaberausgabe

*

Neuerscheinung

Die Insel der Großen Mutter

oder

Das Wunder von Île des Dames

Roman

25. Auflage

*

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig

Biblioteka Śląska w Katowicach
Id: 0030000981591
I 700068
NARODOWY
ZASÓB
BIBLIOTECZNY